P. o. germ.
2030 y / (1

III. R.

Preis

aus der Religionslehre
Johann Mair von
Brandstadt.

Leuneberg
am 21ten Sept. 1801.

Johann Aug.
Sendlmair
Kirchner und
Schullehrer

Geschichte
des Dörfleins
Traubenheim

Für's Volk
und
für Volksfreunde
geschrieben
von
Schlez.

Zum Gebrauche für Katholiken
bearbeitet
von
einem Pfarrer in dem Herzogthume
Neuburg.

Mit Genehmigung des churfl. geistl. Raths.

München, 1801.
Zu finden in des churfürstl. geistl. Raths deutschen Schulfonds-Bücherverlage am Rindermakte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Erste Hälfte.

Erstes Kapitel,

welches die Geschichte der Zerstörung und Wiedererbauung des Dorfes, wie auch die Ankunft und Bewillkommung des Herrn von Traubenheim enthält.

An einer Reihe fruchtbarer Hügel, wo zahllose Weinreben um ihre Stäbe sich schlingen, und die man Weinberge nennt, liegt im Frankenlande das Dörfchen Traubenheim. So gut die Weinberge des Dörfchens sind, so gut sind auch die Aecker und Wiesen desselben an Fruchtbarkeit. — Manche Weingegend drückt Dürftigkeit und Mangel nach einem unglücklichen Herbste; aber wenn auch der Weinstock je zuweilen nicht anschlägt, so weiß doch Traubenheim vom Mangel nichts, weil Korn und Weitzen dann im Uiberfluß auf seiner Flur gedeihen.

Ob hier die fleißige Hand eines Landmannes den ersten fränkischen Weinstock gepflanzt, und dadurch dem Dorfe den Namen Traubenheim gegeben hat, will ich nicht untersuchen, weil schon ein anderer Flecken in der Gegend um Würzburg diese Ehre sich beymißt; zuverläßig aber hat das Dörfchen den Namen von den ergiebigen Weinbergen seiner Flur.

Schon lange vor dem dreyßigjährigen Kriege war es ein Rittersitz der Herrn von Traubenheim; aber

alle Nachrichten aus den ältern Zeiten sind verloren gegangen, so, daß sich erst von 1634 eine zuverlässige Geschichte des Dörfchens anfangen läßt.

Im September dieses kriegerischen Jahres wurde das arme Traubenheim von den feindlichen Soldaten, die in Schwaben und Franken so fürchterlich haußten, bis auf sechs Hütten rein abgebrannt. Die Kirche, nebst den Pfarr- und Schulgebäuden, das herrschaftliche Schloß mit der schönen Meyerey, mehr als sechzig Häuser, und fast eben so viele Getreidscheunen waren ein Stein- und Aschenhaufe. Die armen Einwohner hatten sich zerstreut; die Felder lagen wüst umher, und fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bis das Dörfchen nach und nach wieder aufgebauet wurde. — Der damalige Gutsherr, Kunz von Traubenheim, der als Oberster im Felde stand, konnte bey seiner Armuth in jenen unruhigen Zeiten wahrscheinlich nur wenig zur Wiederherstellung seines Ritterguts beytragen. Sein Schloß wenigstens stand noch 1690 als Brandstatt; die Meyerey aber wurde von ihm, wie man aus einer noch leserlichen Steinschrift ersieht, im Jahre 1638 wieder aufgeführt, und zugleich zur Wohnung eines Verwalters eingerichtet.

Was ich übrigens aus dem Schluße des vorigen, und aus dem Anfange des jetzigen Jahrhundertes erzählen werde, verdanke ich vorzüglich einer von dem damaligen Beamten Wulfing zusammen getragenen Dorfsgeschichte, und einer sehr weitläufigen Lebensbeschreibung Gustavs von Traubenheim, welche der Pfarrer Ehrlich in's Sterbregister seines Dorfes ein-

eingeschaltet hat. Auch in Bergfelden, einem Dorfe fünf Stunden von Traubenheim, findet sich etwas hieher Gehöriges im Pfarrbuche, eine Nachricht nämlich vom Pfarrer, Jeremias Zauner, der zur Zeit des leidigen Brandes in Traubenheim gewesen, und etliche Monate nach der unglücklichen Verwüstung seine Versorgung in Bergfelden wieder gefunden hat. Viel Erhebliches über Traubenheim aufzuzeichnen, gefiel Herrn Zaunern nicht, aber eine desto weitläuftigere Beschreibung des Nordscheins, der 1633 gestanden seyn soll, und seiner Meynung nach nichts geringers, als eine Vorbedeutung der blutigen Schlachten, und des Traubenheimer Brandes war. Weßwegen er auch, wie er selbst berichtet, drey sehr scharfe Bußpredigten hinter einander gehalten hat. Deßwegen aber ist der gute, ehrliche Pfarrer Zauner keineswegs zu tadeln — er handelte nach seiner Einsicht, und theilte seiner Gemeinde redlich seine Empfindungen mit. Aber Dank der lieben Vorsehung! daß wir seitdem weiter in der Kenntniß natürlicher Begebenheiten gekommen sind; und ihr, lieben Landleute! dürft nun, wenn ihr Nordscheine sehet, nicht mehr zittern und zagen, wie die guten Traubenheimer bey den Strafpredigten ihres Pfarrers, sondern lobet und preiset den guten, weisen Schöpfer für ein so schönes Schauspiel der Natur. Denn bedenkt nur, daß schon so viele hundert Nordlichter gewesen sind, ohne daß ein Unglück darauf erfolgt wäre — daß sie eben so natürlich, wie das Wetterleuchten entstehen; daß sie am mitternächtlichen Theile unserer Erde fast täglich ge-

gesehen werden, uns aber dann nur in die Augen fallen, wenn sie ganz außerordentlich groß sind; daß sie den Leuten, die weit gegen Norden hin wohnen, statt der Sonne dienen, wenn ihre halbjährige Nacht eintritt — ach! diese unsre arme Brüder freuen sich herzlicher der schönen Nordscheinröthe, die ihre traurige Finsterniß aufhellt, als wir uns nach trüben Regenwochen des ersten reinen Sonnenstrals freuen.

Nach und nach sammelten sich die mit dem Leben davon gekommenen Traubenheimer, und bauten sich wieder an, aber da sie zu arm waren, sich eine eigene Kirche zu erbauen, und einen eigenen Pfarrer und Schullehrer zu besolden, so hielten sie sich zur Schule und Kirche zu Langenhausen. Nur im Gottesacker stand eine Kapelle, welche die Herren von Traubenheim über ihre Familiengruft erbauen liessen, und in selber wurden Kindstaufen, Hochzeiten und Begräbniß-Gottesdienste gehalten. Pfarrer und Schullehrer von Langenhausen aber erhielten nichts, als die gewöhnlichen Stollgebühren, und letzterer das gewöhnliche Schulgeld; die Pfarr- und Schulfelder wurden zum Theil zur Gemeinkasse gezogen, zum Theil so verschleudert, daß man bey der Wiederbesetzung der Pfarrey nur die wenigsten wieder vorfinden konnte.

Im Jahre 1673, als eben das arme Traubenheim zum zweytenmale in großer Gefahr stand, und von den eingebrochenen Feinden bedrängt und geplündert wurde, starb Kunz von Traubenheim als ein sehr betagter Greis, und das Gut fiel an seinen einzigen Sohn Gustav.

Der

Der alte Oberste war anfänglich der Hoffnung, aus seinem Gustav einen Helden zu machen; dieser aber hatte so wenig Neigung zum Soldatenleben, daß er im Jahre 1652 in Hofdienste trat, weßwegen ihn auch sein Vater, der keinen andern als den Kriegsstand ehrte, nur den Hofschranzen hieß. Die vielen Zerstreuungen, in denen Gustav wie in einem angenehmen Wirbel lebte, wären indeß gewiß seinem Dorfe sehr nachtheilig geworden, wenn nicht Traubenheim gerade mit einem braven Verwalter, Namens Hochstein, wäre versehen gewesen.

Im Jahre 1684 starb Hochstein, von seinen Amtsuntergebenen herzlich beweinet. Sein Amtsnachfolger war Wulfing, den wir in der Folge näher werden kennen lernen.

Des unruhigen Hoflebens endlich müde, entschloß sich Gustav im Jahre 1690, sein väterliches Schloß in Traubenheim wieder aufbauen zu lassen, und den Abend seines Lebens in Ruhe hinzubringen. Seine Gemahlinn, eine gebohrne Gräfinn von Steinburg, mit der er in einer kinderlosen Ehe lebte, und die von sehr niedergeschlagener Gemüthsart war, bestärkte ihn gar sehr in diesem Vorsatze. Wulfing, und ein anderer bauverständiger Mann erhielten also den Auftrag, das Bauwesen zu besorgen. Ersterer war darauf bedacht, den Würdigsten und Aermsten unter seinen Amtsunterthanen einen guten Verdienst anzuweisen, und Letzterer that sein Möglichstes, um alles dauerhaft und räthlich, und bald zu Stande zu bringen, so, daß schon im Herbste 1693

das Schloß sammt den Nebengebäuden zum Beziehen fertig stand.

Noch in eben dem Herbste kamen Gustav und seine Gemahlinn zur allgemeinen Freude ihrer Unterthanen in Traubenheim an.

Die Gemeine war anfänglich entschlossen, den gnädigen Herrn mit Flintenschüssen zu bewillkommen; Wulfing aber meynte, daß das leicht ein Unglück veranlassen könnte, wenn zum Beyspiel durch das brennende Papier aus der Flinte Feuer auskäme; einem Menschen, der das Laden nicht versteht, das Gewehr zerspränge; oder die Pferde des gnädigen Herrn scheu würden. Das begriffen denn auch die Traubenheimer, und beschlossen es so zu machen, wie ihr Herr Verwalter es ihnen anrieth. O die guten Traubenheimer! gewiß, das ist doch recht schön, wenn die Unterthanen so folgsam sind, und so unbefangen von Vorurtheil und verjährter Gewohnheit alle gute Vorschläge ihrer Obrigkeit zu Sinn und Herzen fassen. Möchten doch alle Landleute den Dorfsbewohnern Traubenheims nachfolgen, und auch bey ihren Hochzeiten, Kindstaufen und Prozeßionen das Schießen unterlassen, das in Dörfern, wo so viele Strohdächer sind, doppelt gefährlich ist.

Vor der Thüre des Schloßes errichteten die Traubenheimer einen hohen Ehrenbogen, den sie mit frischen noch blättervollen Weinreben umschlangen, von denen die schönsten und mannigfaltigsten Trauben herabhiengen. An beyde Seiten des Bogens stellten sie Musikanten mit Klarineten und Hörnern, um die gnä-

dige Herrschaft gleich bey der Einfahrt in den Schloßhof zu bewillkommen. Ein hübsches Brautpaar des Dorfes, festlich geputzt, mit Flittern und Bändern geziert, stand hinter dem Bogen; der ganze Schloßhof aber war mit neugierigen Menschen gefüllt, als die Herrschaft hereinfuhr. Laut schallten die Klarineten und Hörner, und das geschmückte Päärchen trat hinter den Weinreben hervor. Die Braut überreichte der gnädigen Frau einen kleinen Korb mit ausgesucht schönen Trauben, und ihr Liebhaber dem gnädigen Herrn eine neue zinnerne Kanne mit Most, auf der mit zierlicher Frakturschrift der Zuruf stund:

W i l l k o m m e n!

Gustav, der gleich beym ersten Anblicke den Willkomm auf der Kanne gelesen hatte, nahm sie freudig aus der Hand des Burschen, stieg damit die Schloßtreppe hinauf, und rief, indem er die Kanne hoch empor hielt:

W i l l k o m m e n K i n d e r!

Er trank, und die ganze Versammlung jauchzte: Willkommen! Willkommen! Es lebe der gnädige Herr! Es lebe die gnädige Frau!

Das junge Volk wurde sogleich, nebst den Musikanten, in ein Gesindzimmer des Schloßes gerufen, um den Abend sich lustig zu machen. Einige Väter reichten der gnädigen Herrschaft traulich die Hand, und wünschten ihr Glück zu der Ankunft. An jede Haushaltung wurde dann ein Laibchen weißes Brod, und ein Viertel Wein vertheilt, wozu der Herr Verwalter schon zum voraus schriftlichen Befehl hatte. Die

jungen Leute fiengen indeß ihren Tanz an, und Wulfing freute sich einer so schönen Gelegenheit, selbst Aufseher über eine Volkslustbarkeit seyn zu können, die, wenn man sie mißbraucht, den guten Sitten, und der Gesundheit so höchst nachtheilig ist. Hundertmal hatte er den jungen Leuten schon vorgestellt, daß unter zehn Schwindsüchtigen gewiß immer sechs bis acht sind, die den Anfang zu dieser verheerenden Krankheit durch zu starke Erhitzung, und besonders beym Tanze gemacht haben. Das war aber alles umsonst. Die jungen Schwärmer tobten wie vor im Schleifer, im zwey- und dreyfachen herum, sprangen wie die Böcke, stampften wie die Walkmühlen, tranken in die Hitze hinein, rissen den Brustlatz auf, und kühlten sich in der Zugluft ab. Einer stieß den andern aus den Reihen; einer schrie und lärmte tapferer als der andere; den Musikanten begegnete man bengelhaft und grob, und glaubte für etliche Kreuzer, die man in die Baßgeige warf, sich alles an den armen Leuten erlauben zu dürfen. Man überließ die Wahl des Tanzes, der aufgespielt werden sollte, nicht den Musikanten, sondern bald der, bald jener aus den Burschen fieng ein Liedchen an, worüber gemeiniglich die Unschuld erröthen mußte, und der Tanz doppelt gefährlich ward — Die Mädchen wurden auf eine freche Art unterm Tanze in die Höhe geworfen, und dabey gepfiffen, daß die Ohren gellten. Mit Einem Worte, man that in Traubenheim gerade so, wie man heut zu Tage allenthalben zu thun pflegt. Nun aber glaubte Wulfing eine Gelegenheit zu haben, um nach-

drücklicher wirken zu dürfen. Er wußte wohl, daß das Volk an feinern Lustbarkeiten deßwegen hauptsächlich keinen Geschmack findet, weil es nie eine Probe gemacht hat, und unversucht, weiß man ja, schmeckt nicht. — Zu dem Ende stellte er der Jugend vor, wie unschicklich es seyn würde, hier im herrschaftlichen Schloße so thierisch zu lärmen, und wie leicht sie die gute Meynung wieder verscherzen könnten, die der gnädige Herr von ihnen gefaßt habe. Die Schleifer, und das entsetzlich rasche Tanzen verboth er ganz, eben so das in die Höhe schutzen der Mädchen — das Stampfen und Lärmen, und empfahl dafür das langsamere Drehen. Um recht Acht zu haben, ob es auch sonst fein und ordentlich zugienge, besuchte er alle Viertelstunde das Tanzzimmer. Der gnädige Herr kam selbst etlichemal in seiner Gesellschaft, und lobte das Volk wegen der bezeigten Sittsamkeit. Das gefiel den jungen Leuten, und alle gestanden dem Herrn Verwalter, als sie punkt zehn Uhr Feyerabend machten, und sich darauf noch eine halbe Stunde im warmen Zimmer verhielten, um sich in der kalten Nachtluft nicht zu schnell abzukühlen, daß sie nun und nimmer geglaubt hätten, daß ein gemäßigtes Vergnügen ein so herzliches Vergnügen sey; und wirklich bewiesen sie in der Folge bey jeder Gelegenheit, daß das ihr Ernst war. Der Mann, der als Bräutigam die Kanne Most überreichte, zeigte noch als Greis von siebenzig Jahren gar oft der Jugend des Dorfes ein Gold durchwirktes Band, das ihm einsmal die selige Frau von Traubenheim geschenkt hatte, und rühmte

daben, daß er nie in seinem Leben einen Tanz gesehen habe, wo alles so bescheiden, nüchtern und friedlich hergegangen wäre.

So denkt man noch im eißgrauen Haare mit Wohlgefallen an vernünftig genossene Freuden seiner Jugend zurück, und erzählt und rühmt sie den Enkeln; aber Scham und Reue folgt jeder Ausschweifung auf dem Fuße nach.

Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreu'n,
In uns'rer Jugend weise seyn,
Um auch des Alters froh zu werden.

Zweytes Kapitel.

Eine Schule zu Traubenheim, und ein paar Menschen, wie wenige.

Gustav von Traubenheim gieng nun Tag und Nacht damit um, sein Dorf glücklich zu machen, und sann zu dem Ende vor allen auf Errichtung einer eigenen Dorfschule; denn er sah wohl ein, daß man beym Bessermachen anfangen müsse, wenn das Volk glücklicher werden soll. An guter Unterweisung der Jugend schien es ihm aber vorzüglich zu fehlen; denn seitdem unglücklichen Brande waren die Kinder in Ermanglung einer ei-

eigenen Schule nach Langenhausen in den Unterricht gelaufen. Wegen des schlimmen Wetters aber wurde der Schulbesuch oft Wochen lang eingestellt. So lange die Kinder noch klein waren, mochten ihnen die Eltern ohnedieß die Plage nicht anthun, sie drey Viertelstunden in die Schule zu schicken, und waren sie größer, dann kam immer eine Arbeit, die sie von der Schule abhielt. Der Schullehrer in Langenhausen sah sich überdieß, beym Anfange der Winterschule, um ein Einstandsgeschenk um, und schlug und rupfte die Kinder, die mit leerer Hand kamen, das ganze A B C Buch, und alle fünf Hauptstücke des Katechismus durch. Da scheuten sich die Kinder, und heulten und schrien, bis die Eltern etwas zusamm brachten; kamen aber darüber oft sechs Wochen zu spät. Gleichwohl fiel es selten einem Hausvater ein, seine Kleinen indeß selbst zu unterrichten. Ja, mancher verstand es nicht einmal. Die Kinder wurden so zum Theile neun Jahre alt, ehe sie in eine Schule kamen; und wenn sie auch in eine Schule kamen, so geschah's äußerst nachläßig, und nur, wie es leider noch in den meisten Dörfern ist, nur im Winterhalbjahre, weil dort noch gar keine Sommerschulen waren. Im zwölften Jahre gemeiniglich ließ sie der Pfarrer von Langenhausen gewöhnlich erst zur heiligen Beicht und Kommunion gehen, und nun gute Nacht Schule! sie mochten etwas oder nichts gelernt haben. — Daher waren denn die Leute zu Traubenheim großentheils sehr unwissend, und auch im gemeinen Leben sehr unüberlegt. — Wären nicht ein paar Herren Verwalter hinter

ter einander gekommen, die recht ernstlich auf Zucht und Ordnung hielten: so würde das Dorf ganz verwildert seyn. Indeß waren die Leute doch lange nicht so verständig, wohlgezogen und brav, als sie hätten seyn sollen. Die Kinder, welche schaarenweise zur Schule zogen, lernten auf dem Wege gewöhnlich mehr Böses, als in der Schule Gutes; erfroren sich zuweilen die Füße, und trugen allerley Krankheiten davon.

Im November 1686 hatte ein neunjähriger Knabe gar das Unglück, auf dem Schulwege das Leben einzubüßen. Er gieng über einen langen, schmalen Steg, der, aus unverzeihlicher Nachläßigkeit, ohne Geländer geblieben war, glitschte und fiel in das Wasser. Ob dieses gleich weder tief, noch breit war, so konnten ihn doch die übrigen Kinder im ersten Augenblicke nicht gleich wieder herausbringen; und als es ihnen endlich gelang, brachten sie ihn aus Unwissenheit selbst ums Leben. Statt ihn in die nahe gelegene Mühle zu tragen, da auszuziehen, mit warmen Tüchern zu reiben u. s. w., stellten sie ihn sogleich auf den Kopf, weil sie von unverständigen Leuten gehört hatten, daß man die Ertrunkenen stürzen müße, um das eingeschluckte Wasser wieder herauszubringen, und so starb der arme Knabe noch unter ihren Händen.

Groß war der Jammer im Dorfe, da der Müller auf einem Karren den Leichnam nach Traubenheim brachte. Schreyend und weinend liefen die Schulkinder vor und hinter dem Fuhrwerke her. Alles eilte zusammen. Niklas, der Vater des Verunglückten,

konnte vor Schrecken anfangs nicht einmal weinen. Die Ahnfrau aber, die den Knaben nach seiner Mutter Tod zu sich genommen, und alle ihre Hoffnung auf ihn gestellet hatte, fiel in Ohnmacht, und wollte sich auch in der Folge gar nicht trösten lassen.

Sie war eine wohlhabende Wittwe des Dorfes, Namens Regina Waltherinn; hatte schon mehrere Jahre, seit dem Tode ihres Mannes, eine beschwerliche Wirthschaft geführt, und bloß deßwegen ihr Gut nicht von der Hand gegeben, weil es ihr Enkel bekommen sollte. Wenn mir nur der einmal heranwächst! hatte sie täglich gedacht, und nun war ihre schöne Hoffnung auf einmal dahin. — Ach Joseph, Joseph! rief sie mit Händeringen: dacht' ich immer, du würdest mich trösten in all meiner Mühe und Arbeit auf Erden. Ach Gott! ach Gott! mein einziger Enkel! mein einziger Erbe! —

Doch, für Erben hatte Regina nicht zu sorgen. Ihre Verwandte sammt und sonders, die sich bisher wenig oder nichts um sie bekümmert hatten, fanden sich nun ein, wie die Heuschrecken auf einem grünen Baume. Nach ihrem Vorschlage sollte sich Regina ein Jahrgeding machen, und den Hof von der Hand geben. Der Alten schien aber der freundliche Rath so wenig zu gefallen, daß sie vielmehr von der Zeit an fester an ihren Gütern zu hängen schien, als zuvor. Selbst Niklas, ihr Tochtermann, ihr einziger Rathgeber und Vertrauter, bekam keine Furche Acker. Schon vor Anbruch des Tages war sie immer fertig und munter; trieb das Gesind aus dem Bette, und

sah im Feld und im Stall auf jeden Strohhalm. Den kleinsten Diebstahl, und jede Vernachläßigung des Viehs oder Schiff und Geschirrs verhob sie dem Gesinde so nachdrücklich, als lehnte der Bettelstab schon vor ihrer Thüre.

Die alte Hexe wird doch noch verhungern! sagten dann oft Knechte und Mägde unter einander, und klagten gar bitter über die Kargheit der Bäuerinn. Die liebe Nachbarschaft nahm, wie sich's von selbst versteht, gar christlichen Antheil an diesen Klagen, und Regina kam in den schlimmsten Ruf. Die Gutmüthigsten im Dorfe spotteten wenigstens, daß es sich die Alte noch so sauer werden ließe für ihre lachenden Erben.

Unverhoft schien Regina sich bekehren zu wollen. Es war im Jahre 1691, als sie den Herrn Verwalter nebst dem Dorfsschultheiß ganz geheim zu sich bath. — Geben Sie acht, sagte der Schultheiß zu Wulfing, die alte Sparbüchse vermacht ihr ganzes Vermögen dem Niklas. Der schlaue Fuchs grüßt schon lange den Zaun um des Gartens willen. Mit Erstaunen aber hörten sie von der Alten, daß sie Willens sey, ihr Haus zu einem Schulhaus, und das übrige Vermögen, das aus dreyßig Morgen Ackers, zwey Tagewerk Wiesen, und einem Weinberge bestand, bis auf etwas Weniges zur Besoldung eines eigenen Schullehrers zu vermachen.

Wulfing konnte gar nicht Worte genug finden, um ihr seine Freude darüber auszudrücken; denn er war längst schon auf eine Schule bedacht. So ein

Vermächtniß, rief er aus, wird Gott segnen in der Ewigkeit — In seinen Vermächtnissen das Wohl unserer Mitmenschen befördern, ist ja tausendmal besser, als leblose Statuen der Heiligen im Testament bekleiden — die in der Herrlichkeit ihres Gottes dieses Schmucks nicht bedärfen; solche leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit folgen uns nach in die Ewigkeit.

Ich habe es mir schon gleich nach dem Tode meines Josephs vorgenommen, antwortete Maria, mein Vermögen zusammenzuhalten, und damit einmal eine Freyschule zu stiften. Gerne ließ ich mir daher alle die bösen Nachreden des Dorfes gefallen; denn ich war mir Gutes bewußt. Aber ach Gott! das Vermächtniß ist theuer gekauft! und damit weinte sie, daß eine Thräne die andere schlug. — Meine Verwandten, fuhr sie endlich fort, werden mir's freylich verargen, und noch mehr über mich lästern, als bisher; aber ich denke, daß ich ihnen die Erbschaft nicht schuldig bin. Sie wissen fast selbst nicht, wie sie mir zugehören, und kannten mich gar nicht, so lange mein Enkel noch lebte. Indeß sollen sie doch mein Vieh, meine Baumannsfahrnisse, mein Getreid, Hausgeräth, und das bischen Geld haben, das nach meinem Tode noch übrig seyn wird; Niklas aber, der nach dem Ableben meiner seligen Tochter, und ihres Kindes die Freundschaft gegen mich nicht aufgehoben hat, soll die zwey Morgen Weinberg bekommen. Alles übrige soll bey der Schule bleiben. Nur bitt' ich, daß kein Zeuge da zum Testament kömmt, als Niklas, damit

alles bis nach meinem Absterben verschwiegen bleibt. Er ist schon bestellt, und wird diesen Augenblick kommen.

Das heißt mir eine kluge Bestellung, sagte der Schultheiß seinem Herrn Verwalter ins Ohr. Niklas wird sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben.

Eben trat Niklas herein. Wulfing suchte ihm den Vorsatz der alten Schwieger, wie Kindern eine bittere Arzney beyzubringen, aber wie erstaunte er, als er merkte, daß alles schon mit Niklas verabredet war.

Wie steht's denn aber mit der Erbschaft, Nachbar Niklas? fragte der Schulze: Du wärst doch wohl oben ankommen im Testamente?

Niklas. Gut ist gut, besser ist besser. —

Schulz. Wie meynst du das, Niklas?

Niklas. Das meyn' ich so: für mich und meine Kinder wär eine Erbschaft ganz gut; (wiewohl mir meine Schwieger nichts schuldig ist), aber besser ist eine Schule für's Dorf; denn da sollen nach und nach viele tausend Kinder fromm und klug werden, und darunter sollen hoffentlich meine Kinder und Kindeskinder auch seyn.

Verwalter. (ihn bey der Hand fassend) **O du ehrlicher, uneigennütziger Mann! wo findet man deines Gleichen? Gott lasse deine Kinder und Kindeskinder werden, wie du bist!**

Niklas konnte gar nicht begreifen, warum ihm so viel Lob widerfuhr; das war aber auch das schönste, daß ihm die Redlichkeit und das uneigennützige Wesen

so zur andern Natur geworden war, daß er sich gar nichts darauf zu Guten that, und dennoch erfüllte, was Paulus verlangt:

Niemand suche, was sein ist;

Sondern ein jeglicher, was des andern ist!

Nun wurde sogleich Anstalt gemacht zur Aufsetzung des Stiftungsbriefes; denn Regina glaubte, daß man dergleichen Sachen bey Zeiten bestellen, und nicht auf's Sterbebett verschieben müße, weil es ungewiß sey, wie schnell es der Tod mit einem machen könne; oder ob man seinen Verstand behalten werde. Nächst dem, meynte sie, habe man auf dem Todbette für wichtigere Güter, für die Ewigkeit, zu sorgen, und des Testaments willen stürbe man ja keine Stunde früher als sonst.

Nachdem also Regina wegen der Schulstiftung ihre Willensmeynung gesagt, und auch ihre wenigen Verwandten namentlich bedacht hätte: sollte der Herr Verwalter nun auch setzen: Für Niklas die zwey Morgen Weinberg.

O thut doch das nicht! rief Niklas, wie wenn ihm jemand was nehmen wollte. Glaubt es, liebe Schwieger, alle eure Vettern und Basen, die nach der Erbschaft stechen, würden dann denken, daß ich blos des Weinberges wegen zum Testamente geholfen hätte. Sie würden mich verfluchen und verwünschen. Wir wollen also auch den bösen Schein meiden, und euer guter Wille soll mir so viel seyn, als die That selbst.

Nun, sagte Regina halb verdrüßlich, wenn Du den Weinberg nicht willst, so sollen ihn die andern auch nicht haben — Doch, Niklas, besinn Dich noch!

Ich bin schon besonnen, sagte dieser, mein Wahlspruch ist: Meidet allen bösen Schein!

So schreiben Sie denn, Herr Verwalter! fuhr jetzt Regina fort: daß der Weinberg nach meinem Tode verkauft, das Geld sicher ausgeliehen, und der Zins davon zu Schulbüchern für arme Kinder verwendet werden soll.

So geschah es auch! das Testament wurde geschlossen, unterschrieben und gesiegelt, und Niklas versprach, sein Bestes zu thun, daß die Güter seiner Schwieger nicht herab kämen, und überhaupt so gut für ihr Vermögen zu sorgen, als wenn er allein Erbe wäre.

Gott, der alles zum Besten lenkt, ließ also aus dem unglücklichen Tode eines Kindes eine große Leibes- und Seelenwohlthat für ein ganzes Dorf entspringen, und Regina, die Großmutter, hatte Gelegenheit, durch ihre milde Stiftung ein Gott wohlgefälligers Werk zu thun, als durch die reiche Ausstattung eines Enkels.

Drittes Kapitel.

Ein verkannter Mann, eine Testaments-Eröffnung, und ein stattliches Leichenbegängniß.

Unbeschreiblich vergnügt über Regina's schöne Handlung gab Gustav seinen Vorsatz, eine Schule zu bauen, wieder auf; denn als er's beschloß, war ihm noch unbekannt, was schon geschehen war. Dafür nahm er sich aber nun vor, das zur Schule bestimmte Geld dreyfach zur Erbauung einer neuen Kirche zu steuern. Eben war der Anfang mit Herbeyschaffung des Zugehörs gemacht; als die Schulstifterinn Regina tödtlich krank wurde.

Niklas erfüllte nun, als ein ehrlicher Mann, was er versprochen hatte. Seine Frau war fast immer bey der Kranken, und sorgte wie eine leibliche Tochter für ihre Verpflegung. Niklas hingegen gieng früh und spät der Wirthschaft nach, bestellte die Sommersaat, und überraschte fleißig das nachläßige Gesind; denn sein Sprichwort war: Des Herrn Auge macht fleißige Hände. Dabey lag ihm noch die eigene Haushaltung auf dem Halse; seine Lebhaftigkeit aber verdoppelte sich wie die Arbeit, so, daß die Leute des Dorfes gar oft spottweise sagten: Gut macht Muth.

Indeß hatten sich die Verwandten unsrer Regina, so viel ihrer etwas von einer Vettern- oder Basenschaft erweisen konnten, fleißig eingefunden, um unter der Hand abzutragen, und auf die Erbschaft zu

lauern. Da sie nichts von einem Testament erfahren konnten, so war ihr einziges Bestreben, die kranke Base mit Falkenaugen zu bewachen, damit sie ja nicht in einer guten Stunde noch irgend etwas aufsetzen ließe. Sie selber trauten einander nicht über dem Weg, am meisten aber waren sie wegen des guten Niklas in Sorgen. —

Zu ihrem großen Leidwesen brach sich indeß die Krankheit zum Leben. Die ehrsamen Vettern und Basen zogen wieder ab, und Niklas vermißte manches im Hauswesen, das sie schon auf Abschlag davon geschleppt hatten.

Regina, die nun wieder außer Bett seyn konnte, war inzwischen so sehr am Körper und Gedächtniße geschwächt, daß sie sich nie wieder ganz erholte. Niklas nahm sich daher auch ferners des Hauswesens an, und gab daher den Splitterrichtern im Dorfe noch mehr Anlaß zu boshaften Anmerkungen. „Seht doch den Erbschleicher, wie er wieder lauft und rennt“! hieß es gewöhnlich, wenn er bey seiner Schwieger aus- und eingieng. Im Wirthshause wurde er oft wegen seiner christlichen Dienstfertigkeit spöttisch gelobt; aber Niklas stellte sich, als verstünd' er die Sticheleyen gar nicht. Sein Weib hingegen war anderer Meynung, zumal, da sie hörte, daß die Verwandten der alten Regina so sehr auch über sie schmähten, und schon voraus von Prozessen sprachen.

Unter solchen Umständen, glaubte sie, könne man das Testament unmöglich geheim halten. Niklas aber tröstete sie damit, daß sich die gute Sache nach seiner Schwieger Tod rechtfertigen müße. Schon

Schon im Sommer des nämlichen Jahres geschah es auch. Regina starb, und auf Befehl des gnädigen Herrn mußte das Testament noch vor ihrer Beerdigung, in Beyseyn des Niklas, der erblustigen Verwandten und mehrerer Zeugen geöffnet werden.

Die Erbschaftslaurer waren sehr erschrocken, da sie von einem Vermächtniße hörten, und sagten dem Niklas in's Gesicht: daß sie Hab und Gut daran setzen würden, das Testament wieder umzustoßen. Aber wie vom Donner gerührt, standen sie da, als bey der gerichtlichen Oeffnung die Freyschule zum Vorscheine kam.

Schadenfroh lächelten die Nachbarn indeß, und sahen auf Niklas, daß er im Testamente so hübsch durchgefallen war, und noch mehr freuten sie sich, daß er auch nicht einmal an den beweglichen Habseligkeiten Antheil bekommen sollte; beschämt aber, und voll Erstaunen zogen sie sich zurück, als sie unter denen, die das Testament unterschrieben hatten, auch den Namen

Niklas Wenner

ablesen hörten. Furchtsam schlugen besonders die ihre Augen nieder, welche den uneigennützigen Mann öfters mit seiner Schwiegermutter und mit der Erbschaft aufgezogen hatten; denn sie dachten gewiß, daß nun Niklas nicht unterlassen würde, sie vor der ganzen Gesellschaft zu Schanden zu machen. Dieser aber gab sich nicht einmal die Mühe ihre arme Sünder Gesichter zu betrachten, und gieng ganz still und bescheiden aus der Gerichtsstube. Die angeblichen Verwandten der Verstorbenen stritten und protestirten eine Weile

ver-

vergebens, indeß Niklas die nöthigen Anstalten zur Beerdigung machte.

Des folgenden Tages wurde nun die gute Regina feyerlich begraben. Die sämmtlichen Dorfskinder von sechs bis dreyzehn Jahren, sowohl Mädchen als Knaben, alle mit Blumen in der Hand, giengen auf Befehl des gnädigen Herrn paarweise, schön aufgeputzt, vor dem Sarge her. Hinter dem Sarge hatte der gnädige Herr sogar selbst die Gnade, in Begleitung seines Verwalters Wulfing den Niklas in Trauer zu führen; sein Weib aber wurde von der gnädigen Frau, und der Mutter des Pfarrers in Langenhausen begleitet. Auf dem Gottesacker stellten sich die Mädchen an die eine, und die Knaben auf die andere Seite des Grabes, und als nach den priesterlichen Segnungen und Gebethen der Hügel vollendet war, streuten alle zusammen ihre Blumen unter Schluchzen und Weinen drüber her. Der Pfarrer von Langenhausen aber trat an das neuaufgeworfene Grab, hielt eine kleine Leichenpredigt, und sprach über die Worte Sirachs: „Ihr Lob wird nicht untergehen. Sie ist im Friede begraben, aber ihr Name lebt ewiglich. Die Leute reden von ihrer Weisheit, und die Gemeine verkündiget ihr Lob“, recht viel Wahres zum Lobe der Seligen; und dankte Gott in einem rührenden Gebethe, daß er das Herz der milden Stifterinn so wohlthätig regiert, und aus dem Unglücke eines Kindes ein so großes Glück für das ganze Dorf habe entstehen lassen. Als er im Namen der Kinder besonders bethete, fielen sie mit gefaltenen Händen sämmtlich auf die Knie

nieder, und weinten dabey in kindlicher Unverdorbenheit so bitter, daß allen Anwesenden die hellen Thränen über die Backen liefen — und das ganze Volk rief: So eine Leiche sahen wir noch nie!!

Viertes Kapitel.

Und darinn fast lauter schlechte Menschen, Prozeßkrämer, Schleicher, Schwänkmacher, Gewinnsüchtige, Rebellen und Dummköpfe.

Die Verwandten der alten Regina haben sich indeß in ihr Schicksal ergeben, und beym Leichtrunke sich ganz über die Erbschaft getröstet; aber eine neue Streitlust erwachte beym Weine. Die Herrn Vettern konnten nämlich über die Theilung der ihnen zugefallenen Stücke nicht einig werden. Der eine wollte sie versteigert, der andere getheilet wissen haben; der eine sich dieß, der andere jenes vorbehalten. Dabey warfen sie einander allerley Diebereyen vor, die während Regina's Krankheit vor einem Vierteljahre vorgefallen waren. Endlich wurde der Streit so hitzig, und ihre Aufführung so ungebührlich, daß man sie mit Gewalt aus einander bringen mußte. Dieser unvernünftige und unschickliche Zank hatte inzwischen ihre Köpfe so sehr erhitzt, daß sie noch länger als drey Monate mit einander fortstritten, viel Wege und Stege mach-

machten, ihre Arbeiten versäumen, an Prozeßkrämer manchen schönen Gulden zahlen, und viele kränkende Reden verschlucken mußten, bis man von Amts wegen die Erbschaft auf den Strich bringen, und das erlöste Geld in gleichen Theilen geben ließ. Das Vieh war indeß müßig auf ihre Kosten fortgefüttert worden, und die übrigen Unkösten beliefen sich so hoch, daß fast die Hälfte der Erbschaft darauf gieng. Nun dachten sie freylich, aber zu spät, an das Sprichwort: **Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.**

Noch während des Erbschaftskrieges wurde die Einrichtung der neuen Schule besorgt, und die bisherige Wohnstube durch die daran gestossene Kammer vergrößert, damit die Kinder hübsch geräumig sitzen konnten; denn Wulfing sagte: Nicht das viele Lernen, sondern das lange gedrängte Sitzen in der Schule, wobey man all die unreinen Dünste, die von so vielen Menschen in einem engen Zimmer entstehen, verschlucken muß, macht oft die Kinder so blaß und kränklich in den Winterschulen. Zugleich ließ er eine Graskammer zum Wohnzimmer des Schullehrers einrichten, weil er es für höchst grausam und unvernünftig hielt, ihn mit Weib und Kindern für beständig in die dumpfe Schule zu sperren, und dadurch zu veranlassen, daß der Unterricht alle Augenblicke durch Aus- und Eingehen, durch Handthierung und Kindergeschrey unterbrochen wird.

Gustav von Traubenheim wollte bey der Gele genheit auch das Andenken der seligen Stifterinn ehren,

und

und ihren Namen auf einer marmornen Platte an der Vorderseite des Hauses einmauern lassen. Niklas aber verboth diese Ehre, weil seine verstorbene Schwieger ihn mehr als einmal beschworen hatte, ja nicht zu erlauben, daß auf irgend eine Weise mit dem Vermächtniße groß gethan werde. Der gnädige Herr ließ also mit goldenen Buchstaben auf die Platte setzen:

Freyschule,
gestiftet
von
einer Kinderfreundinn,
deren Name
im Himmel angeschrieben ist.

Zugleich machte er alle Schulgüter zehendfrey, und nahm dem Hofe die übrigen herrschaftlichen Gefälle und Beschwerden ab.

Schlaghart von Langenhausen, zu dem bisher die Traubenheimer Kinder in den Unterricht geschickt wurden, war nun der erste, der sich um den neuen Dienst bewarb, weil ihm dieses Brod besser schien, als das Langenhauser, zumal da jetzt die Schulgelder und Sporteln wegfielen, die er bisher von Traubenheim gezogen hatte.

Schon bey der Leiche der alten Regina konnte man ihm abmerken, daß er so etwas vorhabe; denn er schrie wie ein Zahnarzt bey ihrer Beerdigung, um den geschmacklosen Leuten zu gefallen, die das thierische Blöcken ungemein lieblich fanden. Im Leichhause schwätzte er viel von seiner Kunst, und erklärte alle Schulmeister in der Nähe für Pfuscher. Dabey war er doch

ge-

gewaltig demüthig und schmeichelhaft gegen die Traubenheimer Bauern, was sonst seine Sache gar nicht war; trank ohne Unterlaß Gesundheiten, und präsentirte seine silberne Dose herum.

Einige Wochen darauf aber kam erst seine Absicht völlig an den Tag. Als ein unhöflicher, träger Mann war er bey dem Herrn Verwalter so übel angeschrieben, daß er sich von ihm kein Fürwort bey dem gnädigen Herrn versprechen konnte; auch mit dem Dorfsschultheiß stand er nicht gut. Er machte sich also an das Dorfsgericht und an die Gemeine; schlich wie ein altes Weib von Haus zu Haus, und ermahnte die Leute, daß sie nun ja bedacht seyn sollten, das Recht, einen Schulmeister selbst zu wählen, nicht aus der Hand zu lassen. „Die Schule, sagte er, ist von einer Orts-Einwohnerinn und nicht von der Herrschaft gestiftet worden, folglich gehört das Wahlrecht der Gemeine". Dabey bath er sehr demüthig um den Dienst, und versprach jedem der zwölf Mitglieder des Dorfsgerichts im engsten Vertrauen zehn Morgen Schulfeld um einen Spottpreis in achtjährigen Pacht.

Das gefiel den meisten, und jeder glaubte, daß nur ihm so viel versprochen sey. Statt zu überlegen, ob auch ihre Kinder von diesem Manne gut würden unterrichtet werden, berechneten sie nur den Profit, den zehn Morgen gepachtetes Schulfeld in acht Jahren abwerfen würden. Die Ehre, selbst einen Schulmeister wählen zu dürfen, that ihnen dabey so wohl, daß sie sämmtlich auf den Schultheiß losstürmten, bis er es der Herrschaft vortrug. — Gustav von Trauben-

benheim war gütig genug, ihnen das Wahlrecht ohne Widerrede zu gestatten. Nur darauf bestand er, daß die Abschaffung oder Beybehaltung des Schullehrers nur von seiner Willkühr und nicht von der ihrigen abhangen sollte. Die Gesandtschaft war damit vollkommen zufrieden, und dankte sehr unterthänig für die Gewährung der Bitte.

Welch ein Unmuth aber entstand unter der Gemeine, da die Abgeordneten die herrschaftliche Entschließung bekannt machten! Was? schrien einige Tollköpfe, so soll also der Schulmeister besser seyn, als die übrigen Gemeindiener? Nichts da! Alle Jahre muß er sich so gut, als die Hüter bey uns um den Dienst melden, und zusehn, ob er uns recht ist: außerdem lassen wir gar keinen Schulmeister ins Dorf!

Vergebens rief der Schultheiß wohl zwanzigmal! So hört doch nur! laßt euch nur sagen! seyd doch einen Augenblick stille! — Die Schwindelköpfe wollten nun einmal nicht hören, und eh' man sich's versah, waren gegen dreyßig solcher ungestümen Schreyer vor dem Schloße. Zwey der bester Zungendrescher, Herrman und Ludwig, begehrten vor den gnädigen Herrn, und brachten, nach ihrer Meynung, das Wort gar stattlich vor. Mit gerechtem Unwillen hörte sie Gustav von Traubenheim, und gieng, ohne den unverschämten Redeführern zu antworten, vor die Schloßthüre. Wo ist der Schultheiß? fragte er mit Hastigkeit. Alle schweigen . . . . Endlich übernimmt Marks das Wort und sagt: „Ach, gnädiger Herr! drunten steht er unter der Linde mit seinem

Anhang. Jammers genug, daß der Ortsvorsteher nicht für uns reden will! „Wohl! — antwortete Gustav: so geht zu ihm zurück, und sagt ihm, daß ihr das ganze Spiel verdorben habt. Wenn ihr nicht begreift, daß ein Schulmeister kein Schweinhirt ist, und bey Alt und Jung in Respekt stehen muß, so sollt ihr auch keinen wählen! — Und hiemit schlug er ihnen die Thüre vor der Nase zu.

Verlegen standen die protestirenden Bauern im Schloßhofe; machten einander selbst Vorwürfe; keiner wollte der Anstifter seyn, und die zwey Plauderer, die die Sache vorgetragen hatten, mußten die Schuld haben. Wirklich waren auch die meisten blos deßwegen mitgelaufen, weil diese Tollköpfe den Ton angegeben hatten, und kamen nun erst zu Verstande, da sie Gustav ein wenig unsanft erweckt hatte.

Nach langem Besinnen sollte wieder eine Gesandtschaft hinein; aber keiner hatte das Herz. Ganz langsam und stille gieng also der Zug wieder nach der Linde zurück.

„Nun, was bringt ihr Guts?“ fragte der Schulz. „Ja nicht viel“! war die Antwort; und hiemit erzählten sie den leidigen Vorgang. „Da habt ihr's! sagte der Schulz. Wenn man euch Leuten den kleinen Finger hinbietet; so tappt ihr gleich nach der ganzen Hand, und dann geht es so. Wer zu viel verlangt, bekömmt gar nichts. Die meisten Rechte der Unterthanen sind dadurch von jeher verloren gegangen, daß sie in den Foderungen zu unbillig, oder in der Anwendung zu unvernünftig waren“. — Ach! was nützt das Reden, erwiederten die Schreyer ganz leise: Geh

lie-

lieber zum gnädigen Herrn, und sieh, wie du ihn wieder gut machest. —

Eine Gesellschaft wackerer Männer gieng also ins Schloß, und stellte dem gnädigen Herrn vor, daß doch mehr als die Hälfte der Unterthanen an dem Vorfalle ganz unschuldig wäre, und daß er also, um der unbescheidenen Leute willen, sein Wort nicht wieder zurück nehmen möchte, u. s. w.

Da unter den Bittenden auch Niklas und der Schulz waren, die beyde gar viel bey dem gnädigen Herrn galten; so brachten sie's endlich mit Mühe wieder so weit, daß er ihnen das Wahlrecht noch einmal zugestand.

Zur Warnung für alle künftige Zeiten schrieb Wulfing diesen Vorgang in das Gemeindebuch neben das Privilegium hin, das der Herr über das Recht, einen Schulmeister zu wählen, ausfertigen ließ, und in gleicher Absicht steht auch diese Nachricht in meiner Geschichte.

Fünftes Kapitel.

Die Traubenheimer wählen zwey neue Schulmeister.

Herr Gregorius Schlaghart, der über den glücklichen Erfolg seiner Ohrenbläserey gar sehr triumphirte, war indeß nicht der einzige, der um das Schulamt

in

in Traubenheim buhlte. Noch drey Mitwerber versuchten ihr Heil auf dreyerley Schleichwegen; nur einer aber hatte den glücklichen Einfall, das Amt durch die Tochter des Schultheißen erhaschen zu wollen. Das Mädchen, dem der junge Brodschleicher den Heurathswurm schon in den Kopf gesetzt hatte, noch ehe er beym Vater um den Dienst anhielt, war beständig beschäftigt, den Vater zu überreden, daß er doch sein äußerstes für Winklern, (so hieß der Mensch) thun möchte; denn nach der Ehre, Schulmeisterinn zu heißen, war Liese überaus lüstern. Zum Unglücke errieth aber ihr Vater den Schleichweg, den der feine Winkler eingeschlagen hatte. Geradezu erklärte er ihr also, daß er zur Wahl ihrers Liebhabers schlechterdings nicht helfen, ihm wenigstens keine Tochter geben werde, wenn er auch wider seinen Willen den Dienst bekommen sollte. Liese war über den Bescheid gewaltig betroffen, wollte Winklers Antrag verläugnen; aber ein Strom von Thränen verrieth, was sie nun offenherzig gestand. Sie meynte, daß es doch gar keine Seltenheit wäre, daß Väter ihre Töchter auf dem Wege zu versorgen suchten; daß sie nun schon ins sechs und zwanzigste Jahr gienge, wo man eben so spröde nicht mehr thun dürfe; daß der Schuldienst doch ziemlich einträglich, und Winkler ein geschickter, freundlicher Mensch sey, rc. Aber alles vergebens! der Vater bestand eigensinnig darauf, daß er ihres vielgeliebten Winklers wegen keinen andern ehrlichen Mann verdrängen, und sich den Ruf zuziehen wolle, nicht den Dorfskindern einen Lehrer, sondern der Tochter einen Mann gewählt zu haben.

In-

Indeß nahte der Wahltag heran. Die meisten waren für die zehn Morgen Pachtgeld so sehr eingenommen, daß Schlaghart schon so gut, als gewählt war. Nur Niklas und Wilhelm, die beyde im Dorfsgerichte saßen, ließen sich durch das Versprechen nicht blenden. Ihnen war Schlaghart dadurch noch verächtlicher geworden, als bisher. Nächstdem sahen sie ohne Brille voraus, daß der Schleicher jedem von den zehn übrigen Gerichtsbeysitzern eben so viel werde versprochen haben, ob er gleich, Summa Summarum, nur 30 Morgen zu hoffen hatte. Sie giengen also zum Schultheiß, und nahmen Abrede, wie sich dem Schulmeister Schlaghart und ihren bestochenen Mitbrüdern am füglichsteneine Nase drehen ließe.

Schlaghart war indeß schon von Hermann beordert, am Wahltage fein zu Hause zu bleiben, damit man ihn gleich könnte rufen lassen. Das Dorfsgericht versammelte sich im obern Zimmer des Wirthshauses. Ortmann, der Schultheiß, behielt sich seine Stimme bis auf die letzte bevor, und das Wählen gieng an. Alle gaben der Reihe nach dem Herrn Schlaghart das Wort; unter andern auch Wilhelm. Zuletzt kam das Wort an Niklas. „Nun,“ sagte dieser, „wenn alle für Schlaghart stimmen, so mag ich auch nicht allein entgegen seyn; nur will ich den Schultheiß bitten, bey der Wahl auch das Pachtwesen der Schulfelder ins Reine zu bringen, damit wir den ehrlichen Mann beym Wort nehmen. Mir sind zehn Morgen versprochen“. Und mir auch zehn, rief Wilhelm mit einem schalkhaftem Ton. — Und mir auch zehn! schrie Veit in aller

Eile, damit ihm keiner vorkäme: denn er war ein habsüchtiger, einfältiger Mensch, der es nicht merkte, daß Niklas und Wilhelm die übrigen nur zum Besten hatten.

Je nun, sagte Ortmann, so hätten wir ja die 30 Morgen Schulfeld beysammen! laßt also, fuhr er lächelnd fort, Schlaghart nur immer rufen, damit er den Pachtbrief unterschreibt.

Wie vom Donner gerührt, saßen bey dieser Rede die neun übrigen umher. Gerade heraus zu gestehen, daß sie gleichfalls, wie Veit, unter die Stifter gehörten, schien ihnen nicht rathsam, und doch wußten sie nicht, unter welchem Vorwande sich nun das Wort wieder zurückziehen ließe.

Zum Glücke erholte sich Hermann so ziemlich bald wieder von seiner Betäubung. Seyd ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist, rief er. Mit gutem Gewissen können wir ohnmöglich den Mann wählen. Hätten uns Niklas und Wilhelm vorausgesagt, daß der Simon mit Bestechungen umgeht, und geistliche Aemter um's Geld kaufen will, so wäre aus der Sache gleich Anfangs nichts geworden; verflucht sey, wer Geschenke nimmt, steht in der Bibel. Nur der Gottlose nimmt Geschenke, die die sehenden blind machen, und die Sachen der Gerechten verdrehen.

Freylich wohl, rief Ludwig, der ihm an Bibelkneiperey nichts nachgab, und an Bosheit den Rang ablief; freylich! du bist mir lieber als unser Pfarrer — du kannst alles gleich aus der Schrift beweisen! — aber die Wahl muß auch gleich wieder zurück gehen.

So

So ein niederträchtiger Geselle, so ein Windbeutel, so ein Maulmacher soll unsere Kinder nicht unter die Hand bekommen. Alle stimmten damit überein, nur Veit war wie verstummt; nun sah er erst, wie dumm er in die Falle gegangen war.

Genug! die Wahl gieng wieder zurück. Vergebens lauerte Schlaghart am Fenster, ob kein Both von Traubenheim käme. Vergebens hatte er sich die Stirne zerbrochen; wie er bey dem mißlichen Pachthandel den Kopf aus der Schlinge ziehen, und alle hinter das Licht führen wollte. Niklas und Wilhelm hatten ihn der Mühe schon überhoben. Kein Bothe kam, und mit Schrecken sah Schlaghart die einbrechende Demmerung, ohne Nachrichten aus Traubenheim erhalten zu haben. Seiner Frau Liebsten war indeß der Geduldsfaden zerrissen. Anfänglich träufelten ganz sachte verschiedene Sticheleyen über ihre Lippen; aber bald ergoß sich eine ganze Sündfluth von Schimpfreden über den betrogenen Betrüger. — Sonst war es seine Weise, sich in derley Fällen ins Wirthhaus zu flüchten, bis der erste Hagel vorüber war. Dießmal aber wurd' es ihm nicht so wohl. Er kam vielmehr immer vom Regen in die Traufe; denn noch empfindlicher als die lieblosen Vorwürfe seiner Hausehre, waren ihm die Stichelreden seiner Gemeine. Denn sobald er Hoffnung geschöpft hatte, nach Traubenheim zu kommen, war er den Langenhäusern sehr schnöde begegnet, sprach viel von ihrem Bettelbrod, von ihrem lausigen Lohn, und nun, da er wieder mit dem verachteten Bissen froh war, wurden ihm diese bittern Salze täglich darauf ge-

streut. Nichts aber erregte seine Galle heftiger, als wenn auf die 120 Morgen Schulfeld die Rede kam; (denn so viel hätten beym Traubenheimer Schuldienst seyn müßen, um an jedem Gerichtsbeysitzer zehn Morgen verpachten zu können). Nicht weniger, als er, wurden auch die Pächter zu Traubenheim mit ihrer Schulmeisterwahl angezapft, und in der ganzen Nachbarschaft war dieser Tag unter dem Namen: **Schöppenstädter Wahltag** bekannt.

Dieß war indeß kaum vorüber, als ein junger Reisender unverhofft ins Wirthhaus trat, um da zu übernachten. — „Ey willkommen! willkommen! gieng ihm der Wirth mit freundlichem Handschlag entgegen. Wie sich meine Kinder freuen werden, wenn sie ihren Herrn **Lieberich** wieder sehen!! „ Er ließ sogleich die Kleinen zusammenrufen, und wir haben nun Zeit, mit dem braven Jüngling Bekanntschaft zu machen.

Lieberich, der einzige Sohn einer armen Verwalterswittwe aus Halldorf in Franken, war ein junger Mann von etwa 20 Jahren, und hielt sich in Nürnberg auf. Zwey Jahre zuvor mußte er auf einer Heimreise wegen übler Witterung drey Tage zu Traubenheim im Wirthhause zubringen. Die Langeweile sich zu verkürzen, hatte er sich viel mit den Kindern des Wirths beschäftiget, ihnen schöne Geschichten erzählt, Vorschriften geschrieben, und sich dadurch den Kindern so unvergeßlich gemacht, daß sie noch täglich von ihm redeten, die gehörten Geschichten wieder erzählten, und die schönen Vorschriften noch hundertmal abschrieben.

Nun

Nun kamen die vier Kinder des Wirths ins dem- mernde Zimmer. Einen Augenblick stutzten die beyden åltesten, ein Knabe von 12 und ein Mågdchen von 10 Jahren; erkannten aber, Trotz der Abenddemmerung, den guten Mann wieder, und liefen ihm mit ausge- strecktem Arm und freundlichem Lächeln entgegen. Vor Vergnügen hüpften sie um ihn her und streichelten seine Hände. Die beyden kleinern Geschwister, die sich des Gesichts nicht mehr erinnern konnten, kamen indeß auch, küßten ihre Hand, und schlugen sie treu- herzig in die seinige.

Nicht wahr, Vater! sagte der kleinste, ein hüb- scher Knabe von 6 Jahren, nicht wahr, das ist unser neu- er Herr Schulmeister? Lächelnd erzählte der Wirth, daß der Knabe deßwegen auf die Frage käme, weil seit einiger Zeit fast von nichts, als von einem neuen Schulmeister in seiner Zechstube gesprochen werde, in- dem sie nun eine Freyschule und das Recht, einen eigenen Schulmeister zu wählen, bekommen hätten.

Ey nun, sagte Lieberich, wenn die Stelle noch ledig ist, so könnt' ich ja mein Heil versuchen! Ach ja Vater! riefen die Kinder! O da wollen wir fleißiger in die Schule gehen, als nach Langenhausen, und noch mehr so schöne Vorschriften schreiben.

Nach einer kurzen Unterredung wurde beschlossen, einen Versuch in der Sache zu wagen.

Schon gegen acht Jahre hatte sich Lieberich dem Kinderunterrichte gewidmet, auch kannten die meisten Dorfsvorsteher seine schöne Handschrift aus den Pro- ben, die sie im Wirthshause gesehen hatten; durch

die verunglückte Schulmeisterwahl waren sie so ziemlich lenkbar geworden, und Ortmann, der Dorfsschultheiß, war ein alter Bekannter von Lieberichs verstorbenem Vater. Und dieß alles machte viel Hoffnung, und wirklich wurde er auch, als er sich am folgenden Tag um den Dienst bewarb, von den sämmtlichen Ortsvorstehern einstimmig erwählt, und von der gnädigen Herrschaft mit Freuden bestättiget.

Sein Entzücken über das unerwartete Glück war so groß, daß er den kleinen Knaben, der so unschuldiger Weise zu seiner Versorgung Anlaß gegeben hatte, wohl zehnmal auf seine Arme nahm, ihn küßte und drückte. Vorzüglich groß war aber sein Dank gegen Gott, wenn er das Vergnügen überdachte, das er seiner armen Mutter so unverhofft bringen würde.

Die Thränen rollten ihm über die Backen bey seiner Heimkunft, als er ihr sein Schicksal erzählte, und eben so gerührt war auch die arme Mutter, die sogleich versprechen mußte, mit ihm nach Traubenheim zu ziehen. Ach, guter Christian! rief sie: Gott sorgt besser für uns, als wir selbst, und hat nun reichlich erfüllt, was dein Vater, Gott geb' ihm die ewige Ruhe! auf seinem Sterbebette zu dir sagte, da du noch ein Knabe von 11 Jahren warst. „Wir sind arm, mein Sohn! aber wenn wir Gott fürchten, das Böse meiden, und Gutes thun, werden wir doch viel Gutes haben. Unter solchen Gesprächen und unter Zurüstungen zur Abreise rückte der Aufzugstermin herbey, und zu Ende Septembers 1694 trafen Mutter und Sohn zu Traubenheim ein.

Lie-

Lieberich machte nun gleich Anstalt zur Verpachtung seiner Schulfelder, weil die Wintersaat bestellt werden mußte. Ortmann gab ihm den Rath, sie auf zehn Jahre zu verpachten, aber nicht auf den öffentlichen Strich kommen zu lassen, weil da die Güter leicht in liederliche Hand fallen könnten. Er nannte ihm etliche brave Männer, die nicht gar viel Felder hätten, und die Stiftung mit Freuden übernehmen würden. Dem Rath folgte Lieberich, und trat, sobald er alles ins Reine gebracht und seine Wirthschaft ein wenig eingerichtet hatte, sein Amt an.

Vornehmlich sah er darauf, daß die Kinder nicht nur Wörter auswendig lernen, sondern sich auch an das Denken gewöhnen möchten, weil er glaubte, daß gar viele Bauersleute und Handwerker sich zu ihren Arbeiten deßwillen so links anstellen, zumal wenn ihnen etwas neues unter die Hand kömmt, weil sie in der Jugend nicht denken gelernet haben. Kurz, Lieberich machte seine Sache so gut, als es jener Zeit möglich war; aber ich will absichtlich hier nicht erzählen, wie er es in seinem Amte gehalten hat, weil wir in den spätern Zeiten an seinem Enkel, Lorenz Richard, einen eben so eifrigen Schullehrer finden werden, dessen Einrichtungen mir besser bekannt und für unsere Zeiten lehrreicher sind. So viel aber ist richtig, daß Lieberich zu allem Guten, das in der Folge kam, sehr treulich den Grund gelegt hat. Noch heute erzählt man sich allerley Schönes von ihm; aber die einzige kleine Geschichte aus seinem Leben, die in Traubenheim bekannt ist, wird genug seyn, zu zeigen, wie gut

er die Kunst verstanden hat, mit Kindern umzugehen, und sie frühzeitig an gute Empfindungen zu gewöhnen.

Hört, Kinder! sagte er am Schluße seines ersten Schulunterrichts: Habt ihr nicht in euern Gärten hübsche Rosenstöcke? O ja, Herr Lieberich! riefen die Kinder. Wir können genug mitbringen, wenn wir Nachmittags in die Schule kommen. „Nun, was habt ihr denn für welche“? Ich habe hundertblättrige — und ich Zuckerrosen — und ich gesprenkelte — und ich weisse — und ich gelbe — riefen sie untereinander. Ganz gut, ihr lieben Kinder! sagte Herr Lieberich: so bringt mir denn von jeder Art ein paar Fächser mit; aber wißt ihr denn auch, wo wir sie heute hinpflanzen wollen? Die Kinder glaubten zuerst in den Schulgarten; dann in den Schloßgarten, und was sie noch mehr riethen: — aber immer gefehlt. — Ha, nun weiß ich's, rief auf einmal Rosina, die zehnjährige Tochter des Gastwirths: Die Rosen sollen auf's Grab der seligen Regina, das wir heuer im Sommer mit Blumen bestreut haben. O ja, Herr Schulmeister! schrien die Kinder zusammen: da wollen wir sie hinsetzen! — Recht so, ihr guten Kinder! sagte Lieberich. Auf und um das Grab wollen wir sie herumpflanzen. Alle Jahre gehen wir dann am ersten schönen Frühlingstage hinaus, um die Stöcke zu reinigen, und die ausgestorbenen nachzusetzen. Dabey wollen wir allemal der seligen Regina mit Dank erinnern, und uns vornehmen, recht fromm und fleißig zu seyn.

Am Nachmittage zogen die Kinder mit Rosenstöcken, Pfählen, Bandweiden, Hauen und Spaten

hin-

hinaus auf den Gottesacker. Herr Lieberich zeigte ihnen, wie sie die Stöcke setzen, und ordnen sollten, und sagte ihnen dann so viel lehrreiches und rührendes, daß fast kein Kind ohne Thränen das rosenbesetzte Grab verließ.

Noch heute, da fast hundert Jahre vorüber sind, wird es alle Frühlinge von den Schulkindern besucht, und wie ein Garten gepflegt. Ein Wäldchen von mancherley Rosen blüht auf dem Grabhügel der Unvergeßlichen. Nachtigallen gurgeln an Frühlingsabenden schwermüthig in dem Gesträuche, als ob sie wüßten, daß hier eine Wohlthäterinn schläft. Bey jeder Leiche zur Rosenzeit bricht sich die Jugend des Dorfs Regina-Rosen von dem Grabe, (denn so nennt man in Traubenheim die Rosen, die über den Gebeinen der seligen Regina blühen), und so trift denn hier wörtlich ein, was Sirach von den guten Leuten sagt: Ihre Gebeine grünen noch immer, da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Nachkommen, auf die er geerbet ist.

Sechstes Kapitel.

Eine neue eigene Kirche, und Pfarrbesoldung in Traubenheim, und Anmerkungen über das Schaarwerkswesen.

Gustav von Traubenheim hatte nun keinen eifrigern Wunsch, als den, die angefangene Kirche vollendet

zu sehen; desto kaltblütiger aber konnten es seine meisten Unterthanen erwarten. Größtentheils murreten sie über die vielen Schaarwerksfuhren, und nur wenige wußten es der gnädigen Herrschaft Dank, daß sie eine so große Summe zum Kirchbau hergegeben habe. Ja, wenn Gustav auch alle Fuhren bezahlt hätte! — Weil das aber nicht geschah: so war das Volk des Arbeitens schon müde, da das Mauerwerk kaum zur Hälfte stand, denn fast alle 3 Tage war die Schaarwerk im ganzen Dorf herum. In diesen Klagen wurden sie vom Pfarrer Schorr in Langenhausen nachdrücklich gestärkt; denn der habsüchtige Mann war äußerst ungehalten über den Kirchenbau, weil er von ferne gehört hatte, daß Traubenheim nun auch einen eigenen Pfarrer bekommen, und von Langenhausen getrennt werden sollte. Fleißig stellte er daher den Bauern die Uiberflüßigkeit einer eigenen Kirche und die vielen Unkosten vor, die ihnen ein eigener Pfarrer verursachen würde. Und die Bauern, (wovon ohnehin die meisten für alles Gute und Heilige kalt und unempfindlich sind, sobald es etwas kostet) sahen daher die vielen Schaarwerksfuhren nur als ein Vorspiel größerer Lasten an, und des Murrens darüber war kein Ende.

Was klagt ihr doch immer, ihr wunderlichen Leute! sagte Wulfing: wer ist denn Schuld an dem schnellen Umlauf der Frohn, als ihr selbst? wenn eurer vier kaum so viel arbeiten, als ein einziger sollte, so muß euch freylich die Arbeit viermal treffen für einmal. — Wirklich war es fast unausstehlich, wie jaunerhaft die meisten sich anstellten. Da hatten sie al-

ler-

lerley Sprichwörter: „Wer sich zu tode schaarwerkt, der ist des Teufels — : Umsonst ist der Tod — : Frohnarbeit ist keine Lohnarbeit u. s. w. Nach diesen Sprichwörtern thaten sie denn steif und fest. Da fürchtete jeder mehr zu thun als ein anderer. Jeder nahm den Faulsten zum Muster, und die Fleißigen, unter diesen vorzüglich Niklas und Wilhelm, wurden verlacht. Die Schloßpferde, die der gnädige Herr auch mitarbeiten ließ, führten fast allein mehr Steine herbey, als zehn Bauern; denn mancher Bauersmann schämte sich nicht, ein Häufchen Steine mit vier starken Ochsen herbey zu führen, das man bequem mit einem Schubkarn über Berg und Thal hätte schieben können; gleichwohl gieng das Fuhrwerk so langsam, als ob Himmel und Erde darauf läge. Die Handfröhner waren nicht weniger nachläßig. Die Hälfte saß immer auf dem Bauholz umher, und legte die Hand auf den Schoos. Nach den leichtesten Arbeiten griff jedermann, und die schweren blieben liegen, so, daß täglich von den Handwerkern, die den Bau auf Akkord übernommen hatten, bittere Klagen einliefen.

Verwalter Wulfing, der die bösen Leute wohl hundertmal ermahnt und ihnen vergebens vorgestellet hatte, wie schändlich und thöricht sie handelten, suchte daher die Sachen anders einzurichten. Er ließ nämlich Kalch, Sand, Steine, Ziegel ꝛc. haufenweis vertheilen, und wies jedem Bauersmann, je nachdem sein Gespann stärker oder schwächer war, einen größern oder kleinern Haufen an, den er in einer gewißen Zeit hereinschaffen mußte. Von der Zeit an gieng

alles besser von statten, weil die Schaarwerk nicht mehr nach Tagen, sondern nach den Arbeiten gerechnet wurde. Jeder eilte so viel als möglich und trieb auch die Handfröhner zum schnellen Aufladen an, damit er bald vom Flecke kam, und wieder für sich selbst arbeiten konnte. So war denn den Klagen der Bauern auf einmal ein Ende gemacht. Nur unter den Handlangern dauerten sie noch einige Zeit fort, weil diesen die Arbeit nicht so vorgegeben werden konnte. Gustav von Traubenheim beschloß daher, diese Leute mit Strenge zu ihrer Schuldigkeit anzuweisen.

Er sprach mit dem Baumeister, der ihn versicherte, daß man mit der Hälfte fleißiger Menschen mehr ausrichten würde, als mit der bisherigen Schaar nachläßiger Schlauner.

Von nun an wurden also weit weniger Handfröhner bestellt, als vorhin; diesen aber wurde angedeutet, daß diejenigen, die der Baumeister wegen Nachläßigkeit dreymal verklagen würde, ganz unerbittlich vom Handlangen weggejagt, und angehalten werden sollen, jedesmal einen andern Arbeiter auf ihre Kosten zu stellen. Gleich in der ersten Woche wurde an einem diese Strafe vollzogen, und von der Zeit an lief keine erhebliche Klage mehr ein. Die Handschaarwerk traf die Leute viel seltner als sonst, und Thurm und Kirche kamen im Herbste 1695 glücklich unter Dach. Die bey der erschrecklichen Dorfsverwüstung unbeschädigt gebliebenen Glocken, welche bisher in einem hölzernen Läuthause gehangen hatten, wurden auf den Thurm gebracht, und also blieb für den folgenden Frühling

ling nichts mehr übrig, als die innere Verkleidung und Einrichtung der Kirche. Gustav von Traubenheim sorgte dafür, daß alles sehr wohlfeil und einfach, aber doch schön und für jenen Gott anständig ausfiel, der darinn wohnen sollte. Je näher das Werk seiner Vollendung kam, desto vergnügter und eifriger wurde die Gemeine.

Alles war nun vollendet, und mit Sehnsucht sah Traubenheim einem eigenen Pfarrer und dem ersten pfärrlichen Gottesdienst entgegen.

Siebentes Kapitel.

Ein neuer Pfarrer kömmt nach Traubenheim, und, potz tausend! gar der Bischof selbst.

Als zu Gustavs Freude die neue Kirche ausgebaut war, so dachte dieser wahre Adeliche, — weil er edel war, — dieser liebende Vater seiner Unterthanen, auf eine Pfarrwohnung, und auf die Einkünfte eines Seelsorgers. Er ließ daher die Pfarr- und Schulgüter, die seit der schrecklichen Verwüstung zu den Gemeinfeldern gekommen waren, wieder heraussuchen; gab einen Theil des Weins und den Getreidzehend, den sein Herr Vater sel. zu den herrschaftlichen Gütern gezogen, wieder zurück. Warf einige Klafter Holz aus dem Herrschafts- und Gemeinwald aus, und auch einen

Jahrs-

Jahrsgehalt aus der Kirchenkasse aus, die sich im dreyßigjährigen Krieg erhalten, und seither schon vermehret hatte. Und so kamen denn zwar nicht grosse, aber doch solche Einkünfte zusammen, bey denen ein genügsamer Mann bestehen konnte. Eben traf sich's auch, daß ein Haus im Dorfe leer stand, das ganz kleinen Vormundskindern gehörte. Dieses war für den neuen Pfarrer auf 15 Jahre gemiethet, während der Zeit man das nöthige Geld zu Erbauung eines eigenen Pfarrhofes zusammzubringen hoffte.

Jetzt schrieb Gustav dem damaligen Bischof, und bath ihn um einen abgeordneten Geistlichen, der seine neue Kirche benediciren sollte; denn er wolle seiner Gemeinde die Unkösten ersparen, die die Konsekrirung einer Kirche durch den Bischof abwirft.

Allein, der vortrefliche, fromme Bischof, der ganz Volksfreund war — und, wenn er seinen Kirchsprengel bereiste, auch die in niedern Hütten wohnende Schäflein besuchte, der alle redliche Volksfreunde liebte, der so vieles schon von dem edlen Gustav gehört, wie er so unbeschreiblich viel zur Beglückung seines Traubenheims leiste, und ihn deßwegen auch äußerst verehrte, erboth sich in einem überaus verbindlichen Schreiben, das er deßhalb an Gustav erließ, selbst zu kommen, und bestimmte zugleich den Tag seiner Ankunft. Wie lächelte Gustav so mild und freundlich, als er dieß huldvolle Schreiben las, und wie mit voller Entzückung sah er dem Tage entgegen, der seinem Traubenheim die Ehre der Gegenwart seines Bischofs bringen sollte.

In voller Freude setzte er sich an seinen Schreibtisch, und präsentirte sogleich den neuen Pfarrer für seine neue Pfarr. Dieß war Priester Ehrlich. Ehrlich hatte weder reiche Eltern, noch Geld; durch Unterstützung gutmüthiger Wohlthäter war er durch die Schulen, und nach diesen zum Priesterstande gekommen. Seit der Zeit beschäftigte er sich zu Bamberg mit dem Jugendunterrichte. Seiner Kränklichkeit wegen mußte er immer dem Arzte nahe seyn, und konnte der ländlichen Seelsorge als Kaplan nicht obliegen; er war unter andern auch als ein geschickter Sänger und Harfenspieler bekannt, und als Gustav sich dortmals am Hofe des Fürstbischofs mit seiner Frau aufhalten mußte, war er seiner Therese gefällig genug, diesen Geistlichen öfters zu sich zu bitten, weil seine Frau die Musik sehr liebte.

Ehrlichs Harfenspiel war so voll Melodie, seine Stimme so weich und rührend, sein Herz bey dem Gesange so theilnehmend, und die Wahl seiner Lieder so ganz für die gnädige Frau, daß sie gewöhnlich, wenn Ehrlich ein Lied von der Zufriedenheit, vom ruhigen Gewissen oder vom beßern Leben gespielt, und gesungen hatte, noch einmal so heiter war, als zuvor.

Das Andenken an diese Stunden voll Andacht war aber auch unauslöschlich in ihrem Herzen. Ganz natürlich verfiel also die Herrschaft bey der Wahl ihres neuen Pfarrers auf den jungen Ehrlich. Gustav kannte die Freude dieses Mannes zum Jugendunterrichte, sein frommes Herz, seinen Eifer für's Gute und seine Zufriedenheit mit dem geringsten Glücke. Dieß alles

war

war in Traubenheim doppelt nöthig, da die Jugend gar sehr des bessern Unterrichts und die Alten eines recht guten Beyspiels bedurften. Auch der Dienst war so beschaffen, daß gar mancher Mann, dem es mehr um reiche Belohnung zu thun gewesen wäre, verdrüßlich im Amte geworden seyn würde.

Anton Ehrlich, der sich in Traubenheim längst schon vergessen glaubte, bekam also ganz unverhofft im Herbste 1696 die Pfarr Traubenheim, und zugleich ersuchte ihn Gustav in einem beygelegten Briefe, daß er doch ja gewiß einen Tag zuvor vor dem Bischof, dessen Ankunftstag er ihm bestimmte, in Traubenheim eintreffen möchte. — Voll Dank gegen Gott nahm der gute erfreute Ehrlich die Stelle sogleich an, und machte sich, eh' drey Tage vergiengen, zum Aufzuge fertig; denn seine Habseligkeiten waren so klein beysammen, daß eine Viertelstunde für ihn genug war, um sich mit Sack und Pack reisefertig zu machen.

Aus Gutmüthigkeit hatte er während seines Aufenthalts in Bamberg immer arme Schüler unentgeldlich unterrichtet, und die wenigen Stunden, für die er Bezahlung erhielt, erwarben ihm kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt. Bey alle dem war er immer vergnügter, als hundert reiche Menschen in der Welt, und freute sich, daß er bey seiner Armuth doch andern noch ärmern und jüngern Leuten Gutes thun konnte. Kurz, an ihm mochte man lernen, was Salomo sagt: Mancher ist arm bey großem Gut, und mancher ist reich bey seiner Armuth.

Zu-

Zufriedener, als ein Fürst, der zwanzig Packwägen auf seinen Reisen vor sich herschickt, wandelte Ehrlich aus Bamberg. Ein Bothe, dem er ein kleines Fehleisen mit Wäsche und Kleidern, etliche Bücher und seine geliebte Harfe auf den Rücken gepackt hatte, trug seinen ganzen Reichthum vor ihm her, und zwey arme bisher unentgeldlich von ihm unterrichtete Schüler begleiteten ihn bis zum nächsten Dorfe. Nun bin ich schon reicher, als vor 16 Jahren, sagte er lächelnd zu seinen jungen Begleitern: als ich damals von meinen seligen Eltern auf die Schule geschickt wurde, trug ich mein Bündelchen selbst; jetzt habe ich schon einen Bothen vor mir her. Alles, was ich noch erwarten kann, ist, daß man mich am Ende gar selbst trägt, und so weit bringen wir's alle noch. Mit Thränen nahmen sie hierauf Abschied von einander, und Ehrlich wandelte von den Segenswünschen seiner Schüler begleitet unter allerley süssen Träumen auf Traubenheim zu.

Gustav und seine Gemahlinn sassen eben in Gesellschaft Wulfings, des Verwalters, und Lieberichs, des Schullehrers, am Abendtische, als er mit dem Wanderstab in der Hand ganz ungemeldet herein trat.

Eltern können nicht freudiger seyn bey der Ankunft eines lang vermißten Sohnes, als es die gnädige Herrschaft beym Anblick ihres jungen Ehrlichs war. Gustav, der sich's nicht zur Schande rechnete, einen braven bürgerlichen Mann, wenn er auch geistlich war, zu umarmen, küßte ihn mit mehr als väterlicher Liebe, und seine Gemahlinn both ihrem Harfenspieler müt-

terlich die Hand; dieser aber konnte vor Rührung kein Wort sprechen, bis er sich von seiner Freude über den gnädigen Empfang ein wenig erholt hatte. Nun erst brach er in Freudenbezeugungen und Danksagungen aus, die der gnädige Herr dadurch abkürzte, daß er ihn mit seinen übrigen beyden Gästen bekannt machte.

Wulfings ehrliches Gesicht und treuherziger Gruß hatten unsern Ankömmling schon so zuthätig gemacht, als ob sie jahrelang mit einander umgegangen wären, denn Ehrlich war gar zu geneigt, alle Leute für so brav zu halten, als er selbst war. Auch mit seinem Schullehrer Lieberich war er in Kurzem bekannt. Unsre Namen, sagte er, versprechen viel Gutes; wir wollen aber auch ehrlich und liebreich gegen uns selbst und gegen die ganze Gemeinde seyn, die uns die gnädige Herrschaft anvertrauet hat.

Ey! Ey! rief der gnädige Herr mit Lachen: nun ist mir's nur um meinen guten Wulfing bange, wie der sich mit seinem reißenden Namen ins Kleeblatt schicken wird.

Lassen Euer Gnaden das gut seyn, erwiederte Wulfing: Mein Name soll nur an die Weißagung des Propheten erinnern, daß Wölfe bey den Lämmern in Frieden wohnen werden.

Unter dergleichen Scherzen und mancherley Erzählungen, die besonders Bamberg betrafen, gieng der Abend wie eine Minute dahin.

Da es ganz spät wurde, sagte die gnädige Frau: Hätten wir doch eine Harfe bey der Hand! unser lieber Pfarrer müßte uns ein Abendlied zur guten Nacht

spie-

spielen. — Stillschweigend gieng Ehrlich auf's Schlafzimmer zu seinem Gepäcke; stimmte ganz leise die Harfe und kam damit ins Zimmer zurück. Wo in aller Welt kömmt so schnell eine Harfe daher, lieber Pfarrer! fragte die Frau von Traubenheim. Das ist die nämliche, sagte Ehrlich, die mir in Bamberg das Glück ihrer Bekanntschaft erworben hat. Erlauben Sie mir nun, gnädige Frau! daß ich in Traubenheim das nämliche Abendlied zum Einstand spiele, das Sie von mir gefodert haben, als ich in Bamberg das erstemal in ihr menschenfreundliches Haus kam. — Er spielte, und die ganze Gesellschaft sang mit inniger Rührung das angestimmte Lied.

Fast keinen Abend waren sie in der Folge beysamm, den sie nicht auf eben diese Weise beschlossen hätten. Der Gemeine gefielen diese Abendandachten so wohl, daß nach und nach der häusliche Gesang in Traubenheim allgemeiner ward; denn täglich sahen die Leute mehr und mehr ein, daß nichts in der Welt das Herz so sehr rührt und zu guten Entschlüßen lenkt, als ein schöner Gesang.

Des andern Tages am frühesten Morgen, da alles noch im Schloße schlief, war Ehrlich schon wach und munter. Er stand auf; gieng an das Fenster, und übersah das vor ihm liegende Dorf. Voll Rührung fiel er auf seine Knie, gelobte Gott unablässigen Eifer in seinem Amte, und freute sich schon zum voraus über das Glück, daß ein redlicher Mann genießt, wenn er sagen kann: Ich habe meine Pflichten erfüllt.

Der gnädige Herr ließ ihn hierauf zuerst die neue Kirche, und dann die gemiethete Pfarrwohnung sehen, die Ehrlich erst beziehen sollte, wenn er nach und nach die nöthigen Wirthschafts-Einrichtungen sich würde angeschaft haben; bis dahin sollte er Tisch und Wohnung im herrschaftlichen Schloße behalten.

Als nun auch die gnädige Frau aufgestanden war, und die nöthigen Wirthschafts-Anordnungen besorgt hatte, — gieng die gnädige Herschaft mit ihrem neuen Pfarrer, weil es ein vorzüglich schöner Herbstmorgen war, zu Fuße nach Langenhausen in die Kirche, wo Ehrlich die heilige Messe laß, und mit der Zärtlichkeit des gerührtesten Dankes für Gustav und Therese von Traubenheim am Altare bath. —

Groß war die Freude der Traubenheimer über ihren neuen Pfarrer. Alles sah aus den Fenstern, als er mit der gnädigen Herrschaft durch das Dorf gieng; denn ein eigener Pfarrer, den das Dorf seit 62 Jahren nicht mehr gehabt hatte, war in Traubenheim etwas unerhörtes.

Nach der Zurückkunft von Langenhausen wurde sogleich viel früher als sonst gespeist, und kaum war das sehr mäßige Mittagmahl vorbey, so sah man schon Gustavs schönste Kutsche mit prächtig geschmückten Pferden anspannen. — Gustav sprang hinein, und fuhr damit zum Dorfe hinaus. — Ha! das geht dem Bischof entgegen, riefen die Dorfsbewohner — und alles war voll freudiger Erwartung — die Weiber des Dorfs reinigten die Gasse vor ihren Häusern, streuten Blumen und schmückten vor allen ihre Kinder — denn

die

die Schulkinder sollten unter Anführung Lieberichs dem Bischofe vor dem Schulhause Spalier machen — das Dorfsgericht, das an der Gränze des Dorfs unter Wulfings Anführung den hohen Weihenden bewillkommen sollte — hatte sich schon ins schönste Feyertaggewand geworfen — alles war in Traubenheim beschäftiget — alles horchte mit der angestrengtesten Gespanntheit dem Schuße entgegen, der von dem höchsten Berge der Dorfsmarkung aus die wirkliche Ankunft des Bischofes verkünden sollte — Jetzt endlich knallte es vom Berge herab — das Dorfsgericht eilte mit Wulfing an die Gränze — alles drängte sich aus den Häusern auf die Strasse — vom Anfang des Dorfs bis zum großen Schloßthor standen Menschen an Menschen — Lieberich stellte am Schulhause seine Kinder in Reihen — Pfarrer Ehrlich warf sich in sein Chorkleid, erwartete vor der Thür der neuen Kirche den Hohen Ankommenden. — Die Glocken ertönten — und hereinfuhr Er durch die Reihen der gerührten Dorfsbewohner, der große, gute, edle Franz Ludwig, — Wirzburgs hochwürdigster Bischof, — der an Geistes Adel und Herzensgüte — einem spätern Franz Ludwig so ganz glich. — — Links dem Bischofe saß Gustav; — Thränen der Freude glänzten in seinem Auge. — Der Zug gieng langsam; — rechts und links theilte der hohe Gesalbte des Herrn den bischöflichen Segen aus; — das Volk lag auf den Knien; so ein Tag war für Traubenheim noch nie!

An der Kirche wurde Franz Ludwig von dem neuen Pfarrer aus dem Wagen gehoben und in selbe ein-

geführt. — Das Volk drängte sich dem Bischofe nach, und hier sah es seinen Oberhirten an der Stufe des neuen Altars Gnade vom Himmel zum morgigen großen Weihungsgeschäfte und Segen für Gustav und Traubenheim erflehen.

Von der Kirche, die Schulkinder und das Dorfgericht voran, gieng der Zug ins Schloß zu Fuß. Mancher gutmüthige Bauer drängte sich heran und küßte die Hand des Bischofs: — die Greise des Dorfs weinten vor Freude, — und alles, alles rief: — Heil unserm Bischof! — Segen über Franz Ludwig und Gustav! !

Achtes Kapitel.

Kirchweihe und nach 62 Jahren der erste Gottesdienst in Traubenheim.

Schon war der feyerliche Morgen angebrochen, an welchem Gustavs neu erbaute Kirche zum Hause Gottes eingeweihet werden sollte. — Es war eben Sonntag, zugleich das Fest des heiligen Erzengels Michaels, und eben auch jener Tag, an welchem vor 62 Jahren in der alten Kirche der letzte Gottesdienst gehalten wurde; — und dem Schutze dieses heil. Engels wurde auch die Kirche feyerlich übergeben, und Michael zum Kirchenheiligen Traubenheims erwählet. —

Alles war schon rege und munter im Dörfchen, eine Menge Volks aus der Nachbarschaft strömte in

Trau-

Traubenheim ein; die Gemeinde, die auf des gnädigen Herrn Befehl am früheſten Morgen im Schloßhofe verſammelt ſeyn ſollte, hatte ſich allmählich ſchon eingefunden; die Gemeindevorſteher waren bevorab alle ſchon bey einander, als Guſtav, der heute mit beſonderer Behaglichkeit ſeine Gemeinde anſchaute, einen uralten Mann im Schloßhofe erblickte, der ohne Stab und Führer unter einer Menge junger Leute ſtand, und mit jugendlicher Scherzhaftigkeit den bänderreichen Hut eines jungen Purſchens aufprobirte.

Neugierig fragte Guſtav nach dem Namen des muntern Altvaters. — Das iſt ja der Steinhauer Anton, ſagte Wulfing. Seit lange ſah ich ihn nicht mehr ohne Stecken, und heute ſteht der Graukopf da, wie Kaleb vor Joſua.

Laß er ihn mir doch einmal rufen, Wulfing! ſprach Guſtav, und mit einem rüſtigen Streiffuß trat Anton herein.

Guſtav. Wie alt ſeyd ihr, Meiſter Anton!

Anton. Sieben und achtzig, gnädiger Herr!

Guſtav. (gegen den Vogt). Da iſt er ja älter, als Kaleb vor Joſua.

Anton. Nur aber nicht mehr ſo rüſtig und ſtark. Doch fühl ich mich heute um zehn Jahre verjüngt. Mein Stecken liegt zu Haus an der Wand, der mir ſeit lange nicht aus der Hand kam.

Wulfing. Was macht euch denn aber wieder auf einmal ſo grün, alter Deutſcher?

Anton. Die Freude, Herr Verwalter! Sieht er: übermorgen ſind's drey und ſechzig Jahre, daß ich

mit meiner seligen Anne vorm Altar gestanden bin. Keine fünf können sich im Dorfe die alte Kirche nur denken, und ich alter Knabe bekam in ihr noch mein Weib! — Draussen im Eichthale lag ich hinterm Busch, bis die Feinde vorüber waren. Vor Hunger assen wir Eicheln, und bedeckten uns vor Kälte mit Moos. — Hu! das war schaurig, wie die Flamme von Traubenheim auffuhr! Da war's, als geriethe der Himmel in Brand. Ich stieg auf einen Eichbaum, und sah hinein in das Elend. Brennt auch unser Häuslein? fragte meine Anne mit Thränen. — Je, Häuslein? sagte ich: das ganze Dorf steht in Flammen! Da verbarg mein Weib ihr Gesicht in den Schurz und heulte und schluchzte hinein; nur mir lief keine Thräne vom Auge; denn mir gieng's vor, daß alles wieder so gut werden müßte. — Heut aber, da die Glocke gieng, mußt' ich weinen wie ein Kind, daß mich Gott noch alles erleben läßt, was ich je gewünscht habe. — Mußt noch einmal jung thun vor deinem Ende! dachte ich, und mir war's, als wär' ich verjüngt wie ein Adler. Ich denk' aber immer, daß mir Gott deßwillen noch einmal einen so gesunden und frohen Tag giebt, weil er mich bald zu sich rufen will.

So sagte der Steinhauer, und Gustav nahm sich vor, ihm diesen Tag, vielleicht zur guten Letzte, noch so froh als möglich zu machen.

Wulfing erhielt Befehl, zwey Greise zu rufen, die beyde in der alten Kirche noch zum Tische des Herrn gegangen wären. — Sie kamen aber mit Stäben in der Hand und zitternd wie Espenlaub, und kaum war

ihnen begreiflich zu machen, daß sie den alten Steinhauer zur Kirche führen sollten. Da sie's endlich begriffen hatten, sagte Anton im scherzhaften Tone: „Halt't euch nur fest an mir, wenn ihr fallen wollt, ihr alten Spießkameraden!“ Aber gegen den gnädigen Herrn wußte er nicht Worte zu finden, um für die ihm zugedachte Ehre zu danken.

Es war auch die letzte, die dem Alten in seinem Leben widerfuhr. Wenige Tage nach der Kirchweihe klagte er über Unpäßlichkeit. Seine Haushälterinn hielt es für eine Kleinigkeit; fand ihn aber am andern Morgen todt und starr im Bette. Er lag da wie ein Müder, der mit unschuldigem Herzen eingeschlafen ist, und mit Lächeln erwachen kann.

Während Gustavs Gespräch mit dem alten Anton rückte die Zeit zur Weihung immer näher — der Bischof war schon bereitet, und der Zug vom Schloße in die Kirche gieng in folgender Ordnung.

Voran Musik; dann die Schulknaben und die übrige männliche Jugend mit Bändern auf den Hüten; darauf der alte Steinhauer mit seinen Begleitern; der gnädige Herr und sein Verwalter. Und jetzt unter Voraustragung des Kreuzes die gesammte Geistlichkeit aus der Nachbarschaft und der neue Pfarrer in Chorkleidern; darauf der Bischof im Kirchenornate; hinter ihm seine Dienerschaft; darauf das Dorfsgericht und die übrigen verheuratheten Männer; — hinter diesen die weibliche Schuljugend und die ledigen Mädchen des Dorfs; auf diese folgte die gnädige Frau selbst, von der Mutter des Schullehrers Lieberich begleitet; dann die an-

dern Weiber des Dorfs; und den Zug schlossen Schaaren von Zuschauern aus andern Orten.

Sobald der Zug in der Kirche angelangt war — fieng der Bischof die Weihung der Kirche mit den grossen und bedeutenden Ceremonien an, und da die Weihe geendet war, trat Pfarrer Ehrlich zum erstenmal auf seine Kanzel, und hielt eine so rührende Predigt, daß er Aller Herzen gewann. Besonders tief war der Eindruck, als er auf das Unglück des Dorfs im dreyßigjährigen Krieg kam, und sich namentlich an die vor ihm stehende Greise richtete, die die Leiden des Kriegs, Hunger, Blöße, Kummer und Todesgefahr mit erduldet hatten. Den Alten fiel eine Thräne nach der andern in den grauen Bart, und lautes Schluchzen kam unter die ganze Gemeinde.

Nach geendigter Predigt, die der Bischof mit sichtlichem Beyfall angehöret hatte, trat dieser hochwürdigste Fürst an den Altar, und hielt mit aller Feyerlichkeit das erste hohe Amt. Allgemeine Rührung herrschte in der ganzen Kirche; und vergebens suchte man ein trocknes Auge. Nach dem Amt würdigte sich der vortrefliche Fürstbischof, den neuen Pfarrer der Gemeinde selbst vorzustellen, weil er, der Volkskenner, richtig schloß, daß diese Vorstellung noch nach Jahren dem Pfarrer Nachdruck bey seiner Gemeinde geben werde, — und hielt deßwegen folgende Rede:

Lieben Traubenheimer!

Nach zwey und sechzig Jahren seyd ihr endlich wieder so glücklich, durch die thätige Verwendung eurer für euer Wohl so ganz eingenommenen Hofmarksherrschaft in eurer eigenen neuen Kirche einen eignen Pfarrer zu sehen, und zwar an eben dem Tage, an welchem der letzte Pfarrer Zauner euern Vätern und Großvätern und auch euch noch, ihr alten Greise! den letzten Segen gegeben hat.

Ich selbst nehme an euerm Glücke den herzlichsten Antheil; ich achte diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens, und habe mir's daher vorgenommen, euch euern künftigen Seelsorger selbst vorzustellen, hier in der Person des Herrn Anton Ehrlichs, der diesen Namen, wie ich hoffe, ganz verdienen wird.

Erkennet, ehret und liebet ihn aber auch als euern Lehrer und Seelsorger, so wie er euch als seine Schüler und anvertraute Schäflein erkennen, lieben, ehren, ermahnen, warnen, berathen, trösten wird.

Er ist euer Lehrer! Die Kirche ist die öffentliche Schule für die Erwachsenen. Wie man diese Schule besuchen, wie man den Unterricht hören und anwenden müße, hat euch euer lieber Lehrer schon gesagt. Ich will also als euer Bischof nur einige Worte der Ermahnung hinzusetzen.

Der Jünger soll nicht seyn wollen über seinen Meister! Hütet euch also vor dem Eigendünkel mancher schriftgelehrten Bürger und Bauern, die da glauben, daß sie die heilige Schrift besser verstehen und ausle-

gen

gen können, als ihre Lehrer; weil sie einige Dutzend Bibelsprüche gelernt haben und bey jeder Gelegenheit an den Mann bringen können. Zur Gottes- und Schriftgelehrtheit, ihr lieben Traubenheimer! gehört gar viel, was der unstudierte Mann nicht versteht. Der muß also bey Wagen und Pflug oder bey seinem Handwerke bleiben, das er gelernt hat, und sich nicht einbilden, daß er auch der Schriftmeister sey. Zweifelt er an irgend etwas oder hat er eine Auslegung nicht verstanden, so mag er zu seinem Seelsorger gehen und ihn befragen. Er wird ihm Bescheid geben und die Sache besser erklären; aber keiner soll sich unterfangen, über den Vortrag zu lästern und zu richten oder zu thun, als ob er alles besser verstände; denn eure Obrigkeit setzt euch Lehrer, von denen ihr lernen sollt, nicht Schüler, die von euch lernen sollen.

Es ist aber nicht genug, daß ihr durch den Unterricht immer klüger werdet in allerley Erkenntniß; ihr müßt euch bessern. Eben darum soll euch euer Pfarrer fleißig euere Fehler vorhalten, und die Gottlosen so abschildern, wie sie wirklich sind, damit sie sich in dem Vortrag des göttlichen Worts erkennen mögen, wie in einem Spiegel. — Und ihr sollt darüber nicht murren, noch viel weniger über euern Pfarrer losziehen. Eine Predigt, in welcher sich niemand getroffen achtet, kommt mir eben so vor, wie ein Spiegel, in welchem niemand sein Angesicht erkennet. — Und diejenigen, die darüber zürnen, daß sie getroffen worden sind, scheinen mir kein Haar klüger, als ein un-

reinlicher Mensch, der über den Spiegel schilt, weil er eben so schmutzig heraus als hinein sieht.

Erkennet und liebet für's zweyte euern Pfarrer auch als euern Seelsorger! O ihr Lieben! Das Wort Seelsorger will viel sagen, und muß wohl verstanden werden. — Seelsorger seyn heißt: sorgen müßen für die Seelen der Pfarrkinder, wie für seine eigene. — Wird den Menschen die Sorge für seine eigene einzige Seele so schwer; welch' ein Last, welch eine schwere Bürde ist's, für so viele fremde Seelen sorgen zu müßen. Vor allen sollt, ihr lieben Traubenheimer! gegen euern Seelsorger so offenherzig seyn, wie liebe Kinder gegen ihren lieben Vater. Denn wie soll er für euere Seelen sorgen, wenn ihr ihm alles verheimlichet und euch vor ihm nur verstellet. Es ist nicht genug, daß ihr ihm an euerm Sterbebette beichtet, da ist es meist schon zu spät; er kann dann nicht mehr helfen und rathen. Es ist nicht einmal ein Beweis des Zutrauens zu euerm Seelsorger; weil es nicht mehr in euerer Willkühr steht, ob ihr diesem oder einem andern beichten wollet; aber das wäre ein Beweis des Zutrauens zum eigenen Pfarrer, wenn ihr aus innerm Antrieb ihm euer Anliegen klagen, und seinen Rath in allen Stücken befolgen würdet. — Da sollte man aber mit christlichem Herzen zu ihm kommen und ihm aufrichtig erzählen, wie sich alles verhält. Man muß nicht verlangen, daß er einem immer Recht geben, und andere verdammen soll. Vielmehr muß man es in Liebe vernehmen, wenn er einem sagt, daß er Unrecht habe, und wie man sich ändern und künftig be-

zeigen müße. Vornehmlich sollen die Sünder ihre Zuflucht zu ihrem Pfarrer nehmen und sich bey ihm Raths erholen, wie sie ihrer Sünden künftig los werden und das Böse wieder gut machen mögen. — Denn ihr Seelsorger ist es ja, der auch für ihre Seelen einst im Gerichte Rechenschaft geben muß.

So faßt dann, ihr lieben Traubenheimer! recht herzliches Vertrauen zu euerm neuen Pfarrer, zu euerm Lehrer und Seelsorger. Er heißt Ehrlich, und ist ehrlich. Er hat viel Verständniß des göttlichen Worts — und ein Herz wie Johannes. — Ich, sein Bischof, gebe ihm öffentlich dieß Zeugniß. Vergeßt also nicht, daß ihr ihm sein Amt erleichtern, und euch so aufführen müßt, daß er es mit Freuden und nicht mit Seufzen thue; denn letzteres ist euch nicht gut!

Pfarrer Ehrlich dankte mit Thränen der Rührung im Auge seinem hochwürdigsten Fürstbischof für die ausgewählte bündige Empfehlung bey der Gemeinde, und versprach dafür dem Bischof den feurigsten Eifer im Amte.

Nun gieng der Zug in der nämlichen Ordnung, wie zuvor, aus der Kirche ins Schloß zurück. Obgleich Gustav stets ein Freund von frugalen Mahlzeiten war, so gab er doch heute eine äußerst reiche, prächtige Tafel, um zu beweisen, wie erfreut und geehrt er durch die Gegenwart seines Fürsten und Bischofs sey. —

In jedem Hause zu Traubenheim war lauter Jubel und die heiterste Freude — eine Kirchweihe, wie sie nirgend gefeyert wird.

Nach

Nach aufgehobener Tafel stieg der Bischof in den Wagen, und fuhr in Gustavs Begleitung zu seiner Residenz zurück.

Mit einem einstimmigen Vivatruf dankten die Traubenheimer dem vortreflichen Fürstbischof für die Gnade der Einweihung ihrer Kirche in eigner Person, und noch heute segnet man in Traubenheim Franz Ludwigs Asche.

Neuntes Kapitel.

Gustav traktieret auch seine Bauern. Ein Tischgespräch über Essen, Trinken und Langleben.

Gustav, der Freund seiner Unterthanen, wollte auch Nachkirchweihe des andern Tags halten. — Und Pfarrer von Langenhausen, — Pfarrer Ehrlich, Schullehrer Lieberich mit seiner Mutter; Ortmann, der Dorfsschulze; Anton; Niklas und Herrmann waren seine Gäste. Die beyden letztern kamen anstatt der zwey Greise, welche den Steinhauer Anton zur Kirche geführt hatten; denn Schwachheits wegen getrauten sich diese nicht an der herrschaftlichen Tafel zu sitzen; und erbathen daher diese Ehre für ihre beyden Tochtermänner, Herrmann und Niklas.

Die ganze Tischgesellschaft war heiter und vergnügt, den Pfarrer Schorr von Langenhausen ausgenommen; denn ob er schon sonst ein verständiger, gu-

ter Mann war, so konnte er doch den Verdruß über den Verlurst des schönen Pfennings nicht verbergen, den er bisher von der Traubenheimer Gemeinde gezogen hatte. — Er brach auch deßwegen früh auf und die ganze Versammlung war eben nicht mißvergnügt darüber.

Gustav hatte nun Zeit, sich mit seinem lieben alten Steinhauer zu unterhalten. In Antons Rede war so viel Dreustigkeit, Uiberlegung und Guthmüthigkeit, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Er that sich noch einmal was ehrliches zu gute, daß er wieder Eins vom dreyßigjährigen Kriege, von der Pest, und vom Franzosen-Einfall erzählen konnte; denn das war sein Lieblingsgespräch. Mit Erstaunen sah Gustav die Lebhaftigkeit des Alten; wie er anfieng, mit Händen und Füssen zu erzählen, besonders, wenn er seiner seligen Anne gedachte.

Meister Anton, fragte ihn endlich der gnädige Herr: sagt mir, wie kommt's, daß ihr bey so vielen Beschwerden des Lebens ein so hohes Alter erreicht habt, und noch immer so munter und gesund seyd?

Herrmann, der Zungendrescher, der es gewohnt war, immer für andere zu reden und unschicklich ins Wort zu fallen, erwiederte schleunig: da kömmt's eben drauf an, Euer Gnaden! wie Gott einem Menschen das Ziel gesetzt hat. Soll er sieben und achtzig Jahre leben, so darf er im dreyßigsten ins Feuer gehen, und er verbrennt so wenig, als die Männer im Feuerofen: soll er in der Jugend sterben, so hilft auch kein Kraut wider den Tod — da heißt's: bis hieher und nicht weiter!

Der Meynung bin ich nicht, sprach Anton. Freylich weiß der liebe Gott voraus, wie hoch wir's bringen werden, weil er voraussieht, ob der Mensch sein Leben verkürzen oder verlängern wird, oder wie seine Gesundheit von Natur aus beschaffen ist; aber das ist, mit Gunst, nicht wahr, daß dem Menschen auf die Art eine Zeit gesetzet ist, wie du auf gut türkisch glaubst.

Pfarrer Ehrlich lobte den guten Greis und bath ihn, daß er doch erzählen möchte, was er über die Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden gedächte. Dem zu Folge entstand ein Gespräch über **Essen, Trinken, Langleben und Gesundseyn.**

Nun laßt einmal hören, guter Alter! sagte der gnädige Herr. Anton wollte gerade drauf antworten, als ihm wieder Herrmann mit den Worten zuvor kam: „Du warst eben von Kindesbeinen an ein gesunder Junge."

Das eben nicht, erwiederte Anton. Ich konnte weniger vertragen, als viele meiner Kameraden, die längst schon gestorben sind; vielleicht leb ich aber deßwillen noch, weil ich weniger auf mich losstürmen durfte. Nächst Gott verdank ich mein langes Leben und Gesundseyn der mäßigen und ordentlichen Kost. Meine seligen Eltern gaben mir in meiner Kindheit nie so viel Essen, als ich wollte; denn Kinder werden des Essens nimmer satt: das wenige, was sie mir gaben, war gut und nahrhaft gekocht. Meine selige Mutter verstand die Küche durch und durch, und wußte aus geringen Zuthaten einen guten Bissen herzurichten.

ten. „Wer mit wenigem Vorlieb nimmt," sagte mein Vater: darf immer was bessers genießen, als ein Fresser. Was man an der Menge erspart, kann man an der Güte zusetzen. Die wenigen nahrhaften Speisen verdaut man gut und kriegt Kräfte davon; wenn aber der Magen überladen wird, so kann er die Menge nicht durcharbeiten. Der Mensch selbst ist dann wie ein überladener Wagen, der unter seiner Last stecken bleibt oder zerbricht." Außerdem sahen meine seligen Eltern auf Reinlichkeit. Alle Morgen mußt' ich spiegelblank seyn; Betten und Hemden wurden reinlich gewaschen. Hatten wir geschwitzet oder waren wir in Regen gekommen, so wechselten wir Hemder und Kleider, um uns nicht zu verkälten. Der Boden unserer Stube mußte trocken und sauber seyn, und im Sommer standen bey reiner Luft Tag und Nacht ein paar Fenster offen; auch im Winter ließ man oft frische Luft in Stuben und Kammern; der Ofen wurde nicht überheitzt, und die Betten waren gut. Mein Vater nahm mich das ganze Sommerhalbjahr mit zur Maurerarbeit, und im Winter mußt ich Strohnäpfe und warme Schuhe flechten helfen; dadurch verdienten wir so viel, daß wir immer ein gutes Auskommen hatten, indeß andere Maurer den Winter über müßig herumschlenderten, den Sommerverdienst wieder zusetzten, und Hunger und Kummer litten. Wenn hübsches Winterwetter einfiel, so lief ich mit den Waaren in der Gegend herum. Das war eine gesunde Bewegung für mich, und nun konnte ich wieder auf's neue sitzen und arbeiten. Wurde jemand krank unter uns, so

lie-

liessen wir die Krankheit nicht aus eigner Schuld einwurzeln, sondern brauchten zur rechten Zeit einen gelernten Arzt, und hielten uns genau nach seiner Vorschrift. Bey unsrer Mäßigkeit war uns aber Krankheit etwas seltnes. — In der Fremd bekam es mir sonders wohl, daß ich kein Fresser war. — Meine Nebengesellen assen oft in drey Tagen nichts warmes, weil sie zu viel brauchten, und also mit Brod und Käse Vorlieb nehmen mußten; ich aber hatte an wenigem genug, und aß also täglich um das nämliche Geld gute, warme Kost. Meine Meister gaben mir Dach und Fach im Winter, und meine Schuhflechtereyen trugen mir so viel ein, daß ich nie Noth hatte, zum Betteln oder Fechten meine Zuflucht zu nehmen und meine Gesundheit dabey zuzusetzen. Gerade so hielt ich's in meiner eignen Wirthschaft. Meine Anne, Gott tröste sie, war das beste Weib von der Welt; die Küche war bey ihr ordentlich bestellt: ich blieb gern bey ihr zu Hause, gieng wenig ins Wirthshaus; das ersparte mir manchen Batzen, für den wir uns mit unsern Kindern was zu Gute thaten. Zornig, zänkisch und neidisch waren wir alle beyde nicht, und so wurden wir alt, ohne nur zu merken, wie das Leben verstrich.

Herrmann saß bey dieser ganzen Erzählung, und hatte das Maul offen, als ob er etwas dazwischen sagen wollte; der gnädige Herr gab ihm aber allezeit einen Wink, so oft er im Begriff war, den alten Alten zu unterbrechen. Jetzt aber machte er auf einmal sich Luft, wie gährender Most, der bey verschlossenem Spunt den Boden hinaussprengt: nicht wahr,

Anton! rief er, bey dir heißt's eben: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.

Anton. (ganz ernsthaft). Oder ist's nicht so?

Niklas. Das kann niemand läugnen, daß mehr Leute sich todt fressen, als Hungers sterben.

Herrmann. Was altes! das steht längst im Jesus Sirach: Viele haben sich zu Tode gefressen, wer aber mäßig ißt, der lebt desto länger.

Gustav. Und das ist's ja, was Meister Anton eben gesagt hat.

Niklas. Aber Herrmann glaubt nun einmal nicht, daß 2 mal 2 • 4 macht, wenn man's ihm nicht aus der Bibel beweiset.

Schultheiß. Es giebt Haushaltungen, wo die Leute so hager und gelb wie die Gespenster aussehen, weil sie bey ihrer Gefräßigkeit nicht genug für ihr Maul erschwingen können, und mit Futter Vorlieb nehmen müßen, das der verlorne Sohn nicht gemöcht hätte.

Lieberich. In meiner Schule gab ich schon oft Acht. Die so gefräßig erzogenen Kinder haben meistentheils dumme Hohlköpfe, dicke Bäuche, blaße Farbe, und schwaches Untergestell. Man sollte wahrlich wider das Uibermaß im Essen so viel predigen, als gegen die Völlerey.

Herrmann. Das wär' doch auch was Neues!

Pfarrer Ehrlich. Gar nichts Neues, lieber Herrmann! schon viel ist darüber von Kanzeln geredet worden, und ich werde es selbst thun, weil ich denke, daß ich eben so gut, wie der weise Mann in der heil. Schrift, das Volk zur Mäßigkeit und Erhaltung des gesunden Leibes ermahnen darf.

Her=

Herrmann. Das nun freylich, Euer Hochwürden!

Niklas. Aber mich däucht, lieber Herr Pfarrer! daß es nicht genug ist, wenn man mäßig lebt. Es kömmt wohl eben so viel und noch mehr darauf an, was man genießt.

Gustav. Da hab't ihr recht, Niklas! beym Kirchbau hatte ich oft meine Gedanken darüber, wenn ich so zusah, was die Arbeiter für Brod aus dem Sacke brachten. Oben eine abgezückte, kohlschwarze Rinde, und unten auf dem Boden ein schlieriger Teig, aus dem man Schoppnudeln machen könnte. Wie man dabey leben und gesund bleiben kann!

Schulz. Die Leute fallen auch oft fast über die eigenen Beine; so matt und elend werden sie dabey. Wenn ihnen dann das Arbeiten allzu sauer wird, so kommen sie auf das dumme Sprichwort: besser ein leerer Darm, als ein müder Arm.

Gustav. Warum lernt denn aber das Weibsvolk gar so wenig in der Kochkunst?

Anton. Es giebt wohl Häuser, wo sich die Weiber ganz wacker auf's Kochen verstehen; aber wer einmal den Transch gewohnt ist, verlangt es nicht besser.

Wulfing. Oder schämt sich, andere zu fragen, wie man's besser macht; oder will es nicht besser machen, damit das Gesinde weniger essen soll.

Niklas. Mag wohl auch hier und da so seyn. Indeß würden doch viele gern besser leben, wenn sie nur die Zurichtung verstünden. An Zuthaten fehlt's oft gar nicht.

Herrmann. Nichts für ungut, Nachbar Niklas! für Bauersleute gehört eine derbe, fette Kost, die wacker nachhält.

Niklas. Und ich dächte, gute lockere Kost, wenn sie nicht gar zu suppicht ist, hielte besser nach, weil sie leichter verdaut wird und mehr Kräfte giebt; denn nicht das nährt den Menschen, was er zu sich nimmt, sondern das, was in Saft und Blut übergeht.

Anton. Das war zum wenigsten bey mir der Fall, und eine gute Mehlspeise, locker hergericht, ergiebt auch noch einmal so gut; folglich ist's auch kein Schade für's Hauswesen, wenn man etwas mehr zu sich nimmt.

Gustav. Darum eben sollten die Leute drauf bedacht seyn, das Kochen besser zu lernen.

Anton. Freylich, gnädiger Herr! aber da heißt's immer, nur fort, nur fort an die Arbeit! Mädels von 24 Jahren haben oft keinen Kochlöfel in die Hand gebracht, und manche kocht wohl ihr erstes Knödl als Hausmutter und bringt ihrem neuen Ehemann zerfahrnen Brey statt der Knödel auf den Tisch zum Probestück.

Niklas. Ich wollte daher längst schon die gnädige Frau bitten, daß ich meine Schwester Anne Marie manchmal zur Schloßköchinn schicken dürfte. Das Mädl hat einen gelehrigen Kopf, und könnte wohl manchmal der Köchinn was absehen.

Eben als er dieß sagte, kam Frau von Traubenheim, die mit Lieberichs Mutter vom Tische weggegangen war, und das Gespräch nicht gehört hatte, wieder

der herein. Sie war überaus vergnügt, daß Niklas auf seine Schwester so bedacht war. Sie versprach, das Mädchen der Köchinn besonders zu empfehlen, und dafür zu sorgen, daß Marie selbst Hand anlegen und besonders im Bauhof sich im Kochen üben sollte.

Noch besser würde es seyn, sagte der Pfarrer, wenn man es darauf antrüge, daß jedes Mädchen, wenn es Hausmutter werden will, ein Meisterstück vor der Hochzeit machen müßte. Kein Schuhmacher wird ja von der Zunft angenommen, wenn er nicht ein Probestück liefert. Wie wär's, wenn Euer Gnaden den Befehl gäben, daß künftig kein Mädchen sich mehr in Traubenheim niederlassen dürfte, das nicht zuvor an den gewöhnlichen Speisen in der herrschaftlichen Bauküche eine Probe gemacht hat?

Die gnädige Frau war dazu vom Herzen erböthig und versprach überdieß jedem Ortsmädchen freyen Zutritt in der Schloß- und Bauhofsküche, damit niemand an Mangel der Unterweisung klagen dürfte.

Wulfing nahm hier das Glas und rief: Auf's lange Leben und Gesundseyn unserer gnädigen Frau und Gottes Lohn über sie für die gute Anstalt! Langes Leben und Gesundseyn! rief die Versammlung und leerte die Gläser. Nur Herrmann schnitt ein Gesicht, wie wenn er Arzney nehmen sollte.

Niklas Anne Marie machte sogleich den Anfang, und mehrere kluge Mädchen folgten ihr nach. Die gnädige Frau gab der Köchinn Befehl, ihren Kochschülerinnen ja bey jedem Gerichte zu sagen, was man zur Sparniß weglassen oder statt des einen und andern

wohlfeiler haben könnte. Sie selbst gieng fleißig vor den Heerd, um nachzusehen, und ehe ein Jahr vergieng, hatten gegen zwanzig Mädchen in der Schloßküche das Kochen gelernt, so weit es für eine Bauernwirthschaft nöthig ist. Zugleich bekam das Volk mehr Sinn für Reinlichkeit und Ordnung. Die Mädchen waren neidisch auf einander wegen der Kunst, und nur unwissende Leute, wie Herrmann, schwatzten und spotteten darüber.

Die Dienstbothen in dem herrschaftlichen Bauhofe waren ein Hauptsporn für die Ungeschickten. Da jede Braut vier Tag in demselben kochen und einmal backen mußte: so war das Dienstvolk immer an diesen Tagen doppelt aufmerksam auf die Zurichtung. Im ganzen Dorf kam es mit allerley beißenden Anmerkungen herum, wenn die Braut sich übel gelöset hatte; dagegen aber ward auch ihr Lob in jedem Hause bekannt, wenn sie den Geschmack des jungen Volks traf. — Es ist nicht zu beschreiben, wie stolz die neue Meisterinn auf diesen Beyfall war, und wie sehr sich ein Mädchen schämte, wenn die Probe schlecht ausfiel.

So ward nach und nach Reinlichkeit und Ordnung, Kochkunst und besserer Geschmack im Dorfe fast allgemein, ohne daß dadurch eigentliche Leckerhaftigkeit oder Verschwendung eingerissen wäre; denn gewöhnlich ist die schlechteste Köchinn die größte Verschwenderinn, und ihr Aufwand kömmt nur den Schweinen zu Gute.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Hans Großmann, oder der reiche Hans.

Nach so fröhlichen Ereignissen schlief Gustav unter hundert süssen Vorstellungen ein, und sein erster Gedanke beym Erwachen betraf die weitere Beglückung seines Dörfchens; nur war er noch unentschlossen, mit welcher Anstalt und Verbesserung er sein Tagewerk anfangen sollte. Bald aber entschied sich die Wahl. Eine alte Dienstmagd, die man nur die Hirten-Liese nannte, kam mit Heulen und Schreyen ins Schloß, und verlangte den gnädigen Herrn zu sprechen. Ach! gnädiger Herr! schrie sie, nun sind es vierzig Jahre, daß ich mich um das Bischen schinde; wenn du mal älter wirst und nicht mehr fortkannst, willst du dir noch was mit zu Guten thun, dacht ich immer, und nun bringt mich der reiche Hans auf einmal darum! Gott verzeih's dem Schuldenmacher! — Aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr. — — —

Nach vielen Fragen brachte Gustav endlich aus ihrer verwirrten Erzählung (denn sie fieng alles in der Mitte an), so viel heraus, daß Hans Großmann, (im gemeinen Leben der reiche Hans genannt) von der armen Liese hundert Gulden geborgt, und sein Gut über und über verschuldet habe, so, daß die arme Dirne Gefahr lief, ihre ganze kleine Baarschaft, die sie in einem vierzigjährigen Dienst ersparet hatte, Einmal zu verlieren.

Geh

Geh nur hin, geh nur hin, Liese! ich will helfen, sagte Gustav; denn der Anblick der Alten und der Ausruf: „Aber Euer Gnaden sind ein so gnädige Herr!“ waren ihm durch die Seele gegangen. Wirklich schoß er auch in der Folge so viel zu, als die arme Liese bey der Schuldaustheilung eingebüßt hätte. Jetzt aber war er voll Unruhe. Ja, ja, sagte er bey sich selbst: „Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr!“ das hätte ich schon längst seyn sollen! — Warum hab' ich den ehrlichen Wulfing nicht eher gehört? Nach Bamberg schrieb er mir schon über bessere Vorkehr gegen das Schuldenwesen, und ich dachte der Sache vor lauter Zerstreuung gar nicht nach; vor ein Paar Jahren that er mir mündliche Vorstellung und ich vergaß alles über den Kirchbau. Nun aber ist's Zeit, daß ich ernstlich daran bin! Ach Gott! ein so armer Tropf, der sein Lebtage gescharrt und gespart hat, einen Nothpfenning auf's Alter, soll ihn durch einen reichen Hans auf einmal verlieren!

So sagte Gustav bey sich selbst, und schickte sogleich nach seinem Verwalter.

Herr Verwalter, rief er ihm entgegen, als Wulfing hereintrat, ich hab' einen Fehler gemacht, daß ich ihn bisher über das Schuldwesen meiner Untherthanen nicht gehört, und alles bis nach dem Kirchbau verschoben habe. Nun aber sag er mir an, wie steht's und wie hilft man?

Gott vergelt Euer Gnaden die Frage! sprach Wulfing. Die Herrschaften sind seit einiger Zeit gar neugierig zu wissen, wie viel Menschen in ihrem Lande

ben sterben, und woran sie gestorben sind; sie lassen sich Sterbelisten einsenden und zusammen rechnen; aber noch keine hat ein genaues Verzeichniß verlangt, wie viel ihrer Unterthanen alle Jahre verarmt, und wodurch sie herabgekommen sind. Jeder Beamte muß das an den Fingern herzählen können, und das kann ich um so leichter bey einem einzigen Dorfe.

So sag er einmal! erwiederte Gustav.

Von Zwanzigen, sprach Wulfing, die seit meiner Amtsführung ausgeschätzt worden sind, hat sich der erste zu Schanden gefuhrwerkt; zwey frassen sich ins Elend, weil sie noch einmal so viel brauchten, als andere; zwey waren liederliche Wirthschafter, und die übrige alle kamen am Bauernstolze um.

Worinn besteht denn der? fragte Gustav.

Darinn, erwiederte Wulfing, daß fast jeder Bauer, der ein Paar Morgen mehr im Felde hat, sich größer dünkt, als sein Nachbar. Das Volk überladt sich daher mit unbezahlten Gütern, um groß und reich zu scheinen, und scheint sich darüber am Bettelstab. Wir haben in Traubenheim Bauern, die über hundert Morgen Feld besitzen, obgleich der beste Wirth nicht viel über ein halb hundert gut übersehen kann. Was drüber ist, ist immer vom Uibel. — Wer aber auf einer solchen Ackerlast noch viele Schulden hat, muß ins Abwesen gerathen.

So sagte der Vogt und berief sich dabey auf die **Haushaltungsgeschichte Hans Großmanns.**

Hans Großmann, oder der reiche Hans, war ein Sohn wohlhabender Eltern. Schon als Kind

hör-

hörte er viel von den Aeckern, Wiesen und Weinbergen seines Vaters, und sog das Vorurtheil, daß viele Felder den Mann machten, schon mit der Muttermilch ein. Aermere Kinder, mit denen er spielte, nannte man in seinem Hause nur die schlechten Kinder und ihn den reichen, steifen Bauernjungen. Hänschen machte daher bey jedem Spiele den Herrn. Seine Kameraden waren seine Knechte, und Mägde wohl auch seine Pferde, die er an einen kleinen Wagen spannte und mit der Geißel trieb. Ihr seyd alle Lumpenkinder gegen mich! rief er oft, wenn er in Streit gerieth. Mein Vater hat mehr in Einem Feld, als ihr in allen drey Feldern. — So ward ihm die Meynung zur andern Natur, daß man den Mann nach der Menge seiner Güter schätzen müße.

Bey seiner Verheurathung sah er nach einem Mädchen, das ihm brav Güter zubrachte. Die Braut bekam einen Hof und zwanzig Morgen Feld zur Mitgabe. Sein Vater, der achtzig Morgen besaß, gab ihm die Hälfte schuldfrey mit, und so brachte Hans 60 Morgen zusamm. Das war ihm noch nicht genug, ob er gleich damit kaum fertig werden konnte. Was unter hundert Morgen ist, klingt bettelhaft, sagte Hans.

Sein Vater starb, und hinterließ ihm sein Haus mit vierzig Morgen Land. Nun war er ein Bauer von hundert Morgen; aber er bekam auch Schulden. Die schuldfreyen Aecker hatte ihm sein Vater mitgegeben, und die verpfändeten behalten, weil sein Hans außerdem den Hof nicht erheurathet haben würde. Noch während der Lebzeit der Eltern hatten sich die Schulden

ge-

gewaltig vermehrt, und nun brachen sie über Hansen mit Macht herein. — Hätte der feldhungrige Thor die verschuldeten Aecker verkauft und mit seinen 60 Morgen Vorlieb genommen, so wäre er ohne Zweifel ein wohlhabender Mann geblieben; aber zwey Häuser, hundert Morgen Feld, vier Tagwerk Wiesen, und eben so viele Morgen Weinberg klangen zu schön, als daß Hans dem Wohlklang hätte widerstehen können. Er übernahm also den Hof seines Vaters, schaffte seine Ochsen ab und hielt sich drey stattliche Pferde dafür. Ihr elenden Ochsenbauern! sagte er nun zu seinen Nachbarn in dem Wirthhaus, wenn ihm der Wein in den Kopf stieg. — Kein Jahrmarkt vergieng in der Nähe, auf den er nicht geritten wäre. Dabey setzte er den Hut auf's rechte Ohr, und schleuderte beständig mit den Füssen, weil er glaubte, daß es ein rechtlicher Pferdebauer so machen müße. — Da er mit seinem Gesinde nicht alles bestreiten konnte: so dingte er noch einen Knecht und eine Magd, und hatte daneben seinen Tisch fast täglich voll Taglöhner.

Unmöglich konnte nun Hans die große beschwerliche Wirthschaft überschauen. Taglöhner und Gesind arbeiteten äußerst faul und schlecht, schliefen auf dem Felde, bestahlen den Brodherrn, und kosteten mehr, als sie verdienten. — Hans erzürnte sich, lief täglich, wenn er nicht aus Hochmuth einen Austritt vornahm, auf dem Feld sich müd und matt; aber umsonst! wo er war, gieng die Arbeit von statten, wo er nicht war, blieb sie liegen oder ward nachläßig gethan. Von hundert Morgen nahm er nicht mehr so viel herunter,

als

als zuvor von sechzig. Schiff, Geschirr und Vieh kosteten eine Menge Geld; denn da wurde nichts geschont. Schmid- Sattler- und Wagnerarbeit beliefen sich so hoch, daß Hans wie vorm Galgen erschrack, wenn er nur vom Rechnen hörte. — Von der Schuld etwas abzuverdienen, that er für Handwerker und Taglöhner eine Menge Fuhren, und versäumte darüber sein Eigenthum. — Kam die Wanderzeit des Gesinds, dann durfte Hans ein ganzes Kapital auf einmal hinzahlen; der Wolle, der Leindwand und des andern Eingedings gar nicht zu gedenken; und für Menschen und Vieh gieng in der Haushaltung so viel auf, daß ihm von hundert Morgen Ackerland lange nicht so viel übrig blieb, als zuvor von sechzig. Er nahm also sein Bischen Profit, das ihm die bezahlten Felder trugen, und gab es für die unbezahlten hin. Es kam ein hartes Mißjahr, und Großmann konnte fast gar kein Getreid verkaufen. Seine Felder waren herabgekommen. Mit dem Dünger konnte er auf seinen hundert Morgen nicht nachhalten, und der Pferdedünger gab wenig Kraft Nicht einmal zur rechten Zeit konnte er seine Felder bestellen. Die Menge der Aecker zwang ihn, viele davon zu spät, wenigst bey ungünstiger Witterung, zu pflügen und einzusäen. Nun kam ein hartes Mißjahr; jedermann hatte seine liebe Noth, aber Hans mehr als der ärmste Taglöhner. Was er an Korn, Dinkel und Weitzen erhielt, gieng im Haushalten auf, und den Haber fraß größtentheils das Vieh. Hans sah sich genöthiget, Geld aufzunehmen, um die Zinsen zu entrichten. Sein schönes Gespann war herunter-

ge-

geführt, und konnte die schweren Arbeiten nicht mehr thun. Um einen Spottpreis gab er's von sich, und kaufte theuer wieder ein. Hätt' ich doch mein Rindvieh behalten und den Hof meines Vaters verschenkt! sagte nun Hans zu sich selbst. Ochsen hätten mir bessern Dünger gegeben als Pferde, wären alle Jahre in's Geld gewachsen und hätten mich den Haber nicht gekostet. Bey wenigen Aeckern hätte ich alles selbst übersehen können, und weniger Dienstbothen und Taglöhner nöthig gehabt. Von sechzig Morgen wäre mir Frucht zum Verkauf übrig geblieben, und nun muß ich froh seyn, wenn ich mit hundert Morgen in dem Mißjahre nur zureiche; das Bischen, was ich an Haber verkaufen kann, geht mir auf Schiff und Geschirr. Die Zinsen essen mit aus der Schüssel, und werden täglich fressender. — Aber was soll ich thun? Verkaufe ich ein Drittel meiner Güter: so heißt es: Hans kömmt von den Federn auf's Stroh; behalt ich sie, — wie wird's dann gehen? Doch, frisch gewagt ist halb gewonnen! So dachte Hans bey sich selbst, nahm noch einmal Geld auf, und sah bessern Zeiten entgegen.

Ehe sechs Jahre vergiengen, war er schon so weit herab, daß er anfieng, bey Juden Geld zu borgen. Das Geld bekam er um landläufige Zinsen; aber bey jedem Hundert mußte er zehn Gulden Provision schreiben, und erhielt also nur neunzig. Konnte er mit den Interessen nicht zuhalten: so mußte er die Hebräer durch allerley Waaren aus der Haushaltung bestechen. Sie gaben ihm Vieh, mit dem Beding, es um die oder jene Zeit zu zahlen, und das war immer eine Zeit,

wo

wo das Vieh den meisten Nutzen gab, und der Bauer kein Geld hatte. Konnte er am Termin nicht einhalten, so drohte der Jude, das Vieh aus dem Stalle zu führen. Das wäre ewige Schande für mich! dachte Hans, und ließ acht bis zehn Gulden im Schuldbrief weiter schreiben, um noch einmal Frist zu bekommen. Die Christen, denen er mit den Zinsen nicht einhielt, kündeten allmählig ihre Gelder auf, und Juden mußten ihm aus der Noth helfen. Statt hundert Gulden ließ er sich nun schon hundert und dreyßig setzen. Vier bis sechs kleine Schuldposten mußte er auf Eine Handschrift zusammensetzen lassen, und die Betrüger gaben die kleinen Schuldscheine nicht wieder zurück oder schrieben ihm, weil Hans wenig lesen konnte, die Zahlen verkehrt, gaben ihm 45 und setzten dafür 54 Gulden.

Da die Haushaltung endlich anfieng, recht mißlich zu werden, liefen die Juden vor Amt, und begehrten obrigkeitliche Bekräftigung ihrer Schuldscheine. Wulfing merkte die Tücke, ließ Hansen vor sich kommen, und sagte: Du bist sicher betrogen worden! Geh nur mit der Farbe heraus. Vielleicht kann ich noch helfen. Aber Hans fürchtete den Lärm, den es absetzen würde. Wo er hinkam, hieß er der reiche Hans. Den Namen wollte er noch nicht verlieren; und nach seiner Berechnung ließ sich alles wieder ins Gleis bringen. Da ward immer auf die Einnahme doppelt und auf die Ausgabe nicht halb gerechnet. Hans bestand also darauf, daß er wirklich so viel, als die Scheine besagten, von den Juden aufgenommen habe, und die Handschriften wurden bekräftiget.

Weib und Kinder schrien und heulten aus allen Winkeln; aber nichts desto weniger liessen sie sich die Schuldenmacherey gefallen, weil sie auch glaubten, daß es zu viele Schande wäre, nun auf einmal den größten Theil der Güter von der Hand zu geben.

Gleichwohl kam das Gerücht aus: Hans stehe sehr schlecht. Um das zu widerlegen, that er in allen Schenken sich vor: borgte Vieh bey den Juden und verschacherte es sogleich wieder unter dem halben Preis, damit er nur baare Münz in die Hand bekam. Sein bisheriger Fleiß ließ gänzlich nach. Im Hause war nichts als Muthlosigkeit, Kummer und Streit. Er zerstreute sich in Wirthshäusern. Wulfing beschwur ihn, doch jetzt sein Gut aus freyer Hand zu verkaufen; aber umsonst! keine zwey Jahre vergiengen, so war der reiche Großmann mit Hab und Gut fertig. —

Eilftes Kapitel.

Gustav und Wulfing über das Schuldenwesen. Einrichtung dagegen und ein Wirthshausgespräch darüber.

So muß man die Leute früher werfen, und einen Theil ihrer Güter auf den Strich bringen, so lange kein Glaubiger verliert, und dem Schuldner noch etwas übrig bleibt" — sagte Gustav.

Ver-

Verwalter. Das kann man nicht, gnädiger Herr! das Amt kennt den Zustand der Unterthanen zu wenig.

Gustav. Schlimm genug!

Verwalter. Freylich schlimm, gnädiger Herr! aber wie kann ein Verwalter alle Schulden seiner Amtsuntergebenen kennen, da nur die bey ihm angesagt werden, auf die man Amtsversicherung verlangt? Mancher Bauer ist zwey Drittel seines Guts schuldig, und hat noch keine Zeile von mir.

Gustav. Könnte man's denn nicht richten, daß das Amt den Zustand der Unterhanen erführe?

Verwalter. Warum das nicht? nur muß der Amtsverwalter die Güter des Volks alle genau kennen.

Gustav. Die stehen ja ohnehin im Saal- und Lagerbuche.

Verw. Nicht alle, gnädiger Herr! Nur die Felder, die der Herrschaft zins- und handlohnbar sind.

Gust. So muß man noch ein Lagerbuch fertigen, und auch die freyeignen und anderwärts zinsbaren darinn aufschreiben.

Verw. Eben wollt' ich den Vorschlag thun. Dann müssen aber auch dem Amtsverwalter alle Schulden der Unterthanen angesagt werden, wenn das Saalbuch nicht umsonst seyn soll.

Gust. Und wie fängt man das an? —

Verw. Euer Gnaden dürfen nur sowohl hier, als in der Nachbarschaft bekannt machen lassen: daß keinem Gläubiger zu Zins und Kapital geholfen werden soll, der den Posten nicht ins allgemeine Tagbuch eintra-

tragen läßt. Geschieht das: so braucht man gar keine Schuldversicherung vom Amte mehr. Wer sein Kapital eintragen läßt, darf keinen Verlurst fürchten; wer es aber binnen sechs Wochen nicht thut, fällt durch, und wird nebst seinem Schuldner, je nachdem die Umstände sind, noch obendrein gestraft.

Wenn nun ein ordentlicher Wirthschafter eine Schuld abträgt: so muß die Handschrift sogleich zum Amte geliefert und der Posten im Schuldregister gelöscht werden. Sieht man aber, daß ein Einwohner immer weiter zurück kömmt, und schon gegen zwey Drittheil seines Vermögens schuldig ist, so wird er geworfen; denn in dem Falle kann er sich schlechterdings nicht mehr helfen. Mit dem Bischen, das er noch herauszieht, kann er eine kleine Wirthschaft wieder anfangen, und sich ehrlich fortbringen; ist aber auch das nicht, so verliert doch niemand durch ihn.

Gust. Aber das Volk wird die Unkosten vorschützen, die das Einschreiben ins Schuldbuch verursacht.

Verw. O! Raths genug, wenn es sonst keinen Anstand hat. Man darf ja nur die Sporteln so setzen, daß von Kapitalien, die unter hundert Gulden betragen, gar nichts, und von den übrigen nur etwas weniges bezahlt wird. Gesetzt aber auch, daß noch hundert Schwierigkeiten zu überwinden wären: so darf uns doch das nicht abschrecken; denn wer zu viel auf Hindernisse Rücksicht nimmt, fehlt eben so sehr, als wer auf keine denkt.

Wenn wir die Schuldenmacher, die einmal mit hundert Stricken an's Verderben gefesselt sind, er-

retten wollen; so müssen wir die Stricke erst entzwey hauen, oder sie kommen nimmermehr los!

Das sagte der weise Volkskenner, und Gustav ließ sogleich den Dorfsschulzen, Niklas, Wilhelm und den Wirth rufen. Diese vier Männer waren unstreitig nebst dem Anton, der aber damals schon todt war, die Klügsten im Dorfe; mit ihnen wollte daher Gustav noch zu Rathe gehen. Durchgängig stimmten sie mit Wulfing überein. Sie sagten: Unser Sprichwort ist: Wer mehr hundert Gulden zu verzinsen als Morgen in jedem Felde zu schneiden hat, ist verloren! — Wilhelm berief sich auf sein eigenes Beyspiel. Als neuer Ehemann, sprach er, war ich nur die Hälfte meines Hofes schuldig, und ich wäre sicher verdorben, wenn ich nicht eine gute Erbschaft noch zu rechter Zeit gemacht hätte. Dieser Aussage zufolge ward Wulfings Vorschlag genehmiget, und der herrschaftliche Befehl im Dorfe, wie in der Nachbarschaft, bekannt gemacht.

Wulfing war nun unermüdet in Verfertigung eines neuen Saal- und Schuldbuchs; aber eben so unermüdet war auch ein großer Theil der Unterthanen, den ehrlichen Mann zu lästern.

Ein Wirthshausgespräch darüber:

Marks. Ich will des Henkers seyn, wenn das verdammte Saalbuch nicht auf einen Tuck abzielt!

Herrmann. Nichts gewissers, Gevatter! einsweilen trägt man die freyeignen Aecker ins Saalbuch ein, und unsre Kinder dürfen davon, wenn's Kaufhändel giebt, in Gottes Namen Handlohn zahlen.

Wirth. Hast du denn nicht gehört, Hermann! daß die Freyeignen in ein besonders Ackerbuch kommen sollen?

Herrm. So viel Ohren hat unser einer wohl; aber trau man nur den Herrschaften.

Veit. Da hast du recht, Herrmann! „Nur her mit der Haut!“ mit der Wolle sind sie nicht zufrieden.

Marks. (schlägt auf den Tisch). Verdammt will ich seyn, wenn ich dem Verwalter einen einzigen freyeignen Acker ansage! Ein Schelm, der nicht mit mir hält!

Wirth. Sachte, sachte, Nachbar Marks! Man lehnt die Leute nur hin, und wirft sie nicht gleich weg. — Schimpfen ist verschlagne Münz, und Schelmen sind nicht Trumpf.

Steph. Aber sag mir, Vetter Wirth! was gehen dem Verwalter unsre Schulden an?

Wirth. Die Meinigen darf und soll er wissen.

Herrm. Der Gottlose borgt und bezahlt nicht, sagt die Schrift; aber Stephl hat recht: den Verwalter geht es nichts an! Wer keinen Konsens verlangt, hat ihm keine Schuld anzusagen! — und damit Punktum!

Steph. Aber nur Acht! was das Judenvolk laufen und rennen wird! Ehe vierzehn Täge vergehen, sind alle unsre Schulden miteinander eingeklagt, wenn wir gleich alle dazu schweigen.

Marks. Meinetwegen mögen sie laufen, mich hat keiner am Seil! aber aus dem Aecker-Einschreiben wird nichts; das sag ich ein-für allemal, daraus wird nichts!

Wirth. Was ihr doch immer mit Argwohn euch peiniget!

Herrm. Sagt nur: Hermann hat's gesagt! unsre freyeignen Aecker werden noch handlohnbar; und viel wirds seyn, wenn der neukluge Pfarrer nicht dahinter steckt, der uns bald auch vorpredigen wird, was und wie viel wir essen und trinken sollen.

Wirth. Wie du nicht red'st, Herrmann!

Herrm. Ich sehe wohl, was ich rede. Warum führt eben jetzt der Gukuk alle Neuerungen her? In der Schrift heißt's: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne; bey uns aber heißt's nicht so.

Wirth. Wie kann der ehrliche Herr Pfarrer daran schuld seyn, der kaum vier Wochen hier ist? Der gnädige Herr ist selbst klug, und sieht ohne Brille, wo's fehlt.

Steph. Dem Teufel fehlt's! In Traubenheim fehlt nichts, wenn's den Unterthanen nicht am Ende noch fehlen wird, wenn das Judengeschmeiß einklagt.

Wirth. Laß doch die Juden gehen, Vetter! sie sind arme Schelme. Von den Herrschaften werden sie bis auf's Blut ausgesaugt. Nicht über die Gränzen dürfen sie gehen, ohne den Beutel zu ziehen; wie wollen sie sich anders helfen, als daß sie dummen Schafen das Fehl scheeren, und die Wolle den Hirten bringen?

Marks. Hast recht! sollt' wohl kein Mensch mehr über die Juden schelten; unsre Beamte sind noch ärger, als sie.

Herrm. Und unser Schultheiß ist eine Lettfeige! wenn so ein Tropf nicht einmal das Herz hat, vor einen Schreibersgesellen im Namen Gottes das Maul aufzuthun! —

Steph. Mit unsern Markknochen stopft man schon dem Schmarozer das Maul. Denn am Ende lauft doch alles dahinaus, uns zu schinden und auszusaugen. — Wenn man ehrliche Leute, die kaum zwey Drittel ihres Hofs schuldig sind, schon wirft, so giebt's brav Schuldtheilungs-Gebühren, Strich- und Anweisgelder, Handlohn und Hochzeiten — das hat Wulfing långst ausgerechnet, und sein Pudelhund, der Schultheiß, bekommt auch eine Messerspitze Mark auf's Brod.

Herrm. Richtig! und dann steckt auch Wohldienerey dahinter. — Bey mir heißt's: Rufe getrost, und schone nicht! Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod: so wird Gott, der Herr, für dich streiten! aber das Schelmsvolk hångt den Mantel nach dem Wind, und bringt die Gemein' ins Verderben. Das sind wir wohl ja die stummen Hunde, die sich nicht zu reden trauen, was recht ist.

Wirth. Laß doch die heilige Schrift aus dem Spiel, wenn du låsterst!

Herrm. Wahrheit sagen ist nicht gelåstert! was ich da sage, getrau ich mir dem Herrn und seinem Verwalter ins Aug zu behaupten.

Veit. Recht so, Herrmann! du solltest Schultheiß seyn, dann müßt' es anders gehen, — aber ....

Der Amtsknecht. (im Hereintreten). Feyerabend! Polizey!

Herrm.

Herrm. (erschrocken) Was sich die Zeit verplaudert! hat's denn schon zehn geschlagen, Herr Jobst?

Amtsknecht. Hat schon drüber g'viertelt.

Herrm. Nun, thu er einmal Bescheid, (ihm höflich das Glas reichend).

Amtsknecht. Ich trink nach Zehn nicht mehr im Wirthshause. (geht ab).

Herrm. (leise zu den übrigen, indem sie mit einander aufbrechen). Der verdammte Spürhund wird doch nicht gelauscht haben? das wär ein verzweifelter Streich!

Wirth. (lächend). I, das hat ja nichts zu bedeuten, Nachbar Herrmann! Du willst's ja ohne dieß dem Herrn und seinem Verwalter unter dem Bart sagen .... Gute Nacht!

Es war eine gewöhnliche Unart der Traubenheimer, daß sie über alles, was man zu ihrem Besten that, viel Geschrey's machten. Die Brausköpfe schlugen oft im Wirthshause vor Eifer fast den Tisch in Stücke, und krochen dann geraden Wegs in's Bockshorn; läugneten und verschwuren Leib und Seel vor dem Beamten, und machten dabey doch immer die Faust in den Sack.

So war's auch dießmal. Die Gemeine wurde Mann für Mann vor Amt geladen: das neue Lagerbuch kam zu Stande, und die sämmtlichen Schulden des Dorfs waren in 6 bis 8 Wochen angesagt; aber fast Ein Jahr verstrich, bis Wulfing mit den Juden fertig wurde. Fast gegen alle ihre Foderungen machten die Schuldner Einwendungen, und unzählig waren die Betrügereyen, die dabey an's Licht kamen.

Man-

Manchem Juden ward die Hälfte der eingeklagten Schuld abgestrichen, und von der Zeit an war für das Volk Israel schlechter Markt in Traubenheim. — Da niemand mehr als höchstens zwey Drittel seiner Güter verschulden durfte, so hatte jedermann Kredit bey Christen, und niemand verlangte zehn Gulden für's Hundert einem Juden oder Geldmäkler Provision zu schreiben. — Fünf Einwohner, die schon an Provision sich arm geschrieben hatten, wurden gleich Anfangs hinter einander ausgeschätzt. Alle brachten wenigstens noch ein Dritttheil ihres Vermögens davon; fiengen ihre Wirthschaft kleiner an, und bekamen wieder frischen Muth, weil sie von den Stricken los waren, an denen sie bisher, wie Fische an der Angel, gehangen hatten. Stephan allein gieng fast leer aus; denn von seinem Gute waren mehr als drey Viertel verschuldet, und eben das war auch der Grund, warum er im Wirthshaus so mächtig gegen den herrschaftlichen Befehl loszog.

Groß war bey diesen Vorfällen das Murren im Dorfe. Die ausgeschätzten Schuldner bewegten Himmel und Erde mit Klagen über vermeyntliches Unrecht; allmählig aber sah das Volk selbst die Vortreflichkeit dieser Verordnung ein. Von den Einwohnern, deren Güter zum Theil auf den Strich gekommen waren, erholten sich einige wieder; jedermann lieh gern um weniger Prozent seine Gelder nach Traubenheim, weil man da sicher war, und nach etlichen Jahren wurde Gustavs Verordnung allgemein gelobt.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Eine Leiche und eine Leichenöffnung zu Traubenheim.

Eben war Gustav am geschäftigsten, alle seine guten Anschläge zu vollführen, als ihn ein Unglück so sehr danieder schlug, daß seine Seele fast alles vergaß, und nur ihrem Kummer nachhieng; denn es war ein Fehler des treflichen Mannes, daß er gewöhnlich einem Gedanken so viel Raum ließ, daß neben demselben kein anderer mehr Platz fand.

Therese, seine Gemahlinn, ward im Frühlinge 1697 krank. Schon seit langer Zeit hatte sie geklagt über Magenwehe und Spannung auf der Brust. Schon allerley hatte sie dagegen gebraucht; aber kein Mittel konnte das Uibel ganz heben. Nun nahm es auf einmal so sehr überhand, daß ihre Schmerzen unbeschreiblich waren. Lieberichs Mutter war ihre Pflegerinn auf dem Krankenbette, und Gustav ließ die geschicktesten Aerzte herbeyrufen. Die Kunst war aber an ihr verloren; ihre Schmerzen kamen häufiger als bisher; sie konnte fast nichts mehr vertragen, und das Krankenlager schien langwierig zu werden. Zugleich fand sich auch die Niedergeschlagenheit wieder ein, mit der sie schon oft zu kämpfen hatte. Marie, die seit einem halben Jahre viel im herrschaftlichen Schloße gewesen war, um allerley nützliche Sachen zu erlernen, hatte so sehr das Zutrauen der gnädigen Frau gewonnen, daß sie den Niklas bitten ließ, seine Schwester doch so lan-

ge bey ihr zu lassen, bis sich ihre Umstände würden geändert haben. Die Feldarbeiten waren eben am dringendsten, und Niklas bedurfte seiner Marie gar sehr; aber er liebte die gnädige Frau viel zu sehr, und war zu dankbar für das viele Gute, das seine Schwester bisher im Schloße gelernt hatte, als daß er's hätte abschlagen können.

Unermüdet und zärtlich war nun die Sorgfalt, welche Frau Liebrichinn und Marie der kranken gnädigen Frau bewiesen. — Auch Pfarrer Ehrlich war alle Tage mehrere Stunden und oft ganze Nächte vor dem Bette; hob und legte, wie ein dankbarer Sohn, seine kranke Wohlthäterinn mit eigenen Händen, gab ihr selbst Arzneyen und tröstete sie mit Gebeth und Gesang. Seine Harfe hieng in dem Krankenzimmer an der Wand, und Therese wußte kein Mittel, das ihr kräftigern Trost gab, als ein Lied zur Harfe gesungen. Gustav saß dann vor ihrem Bette, und heiße Thränen des Mitleids liefen ihm die Wangen herab. — Weine doch nicht, lieber Gustav! sagte dann seine Therese. Wir haben Gutes empfangen von Gott, warum wollten wir das Böse nicht auch annehmen? Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft sie auch tragen. O das schöne Lied jetzt hat mir die Last meiner Leiden wieder erleichtert, und ich danke jetzt doppelt der Vorsehung, daß ich bethen kann, und daß mein Herz weich ist für die Tröstungen des Gesangs! Ach! bethen Sie auch mit uns, lieber Pfarrer! daß wir die Trübsal mit Geduld überwinden, und nicht murren wider die Hand des Herrn.

Drey Monate dauerte so das Uibel fort. Nach einem sanften erquickenden Schlaf erwachte einmal Therese. So heiter war sie seit lange nicht. Marie wachte bey ihr. Rufe doch, sagte die Kranke mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, rufe doch meinen Mann und den Herrn Pfarrer, man soll mir die heiligen Sterbsakramente reichen; und da mir so wohl ist, so muß ich vor der Stund meines Abscheidens noch mit meinem Mann sprechen und von ihm Abschied nehmen.

Da weinte Marie, lehnte sich über das Sterbelager, und schluchzte vor Wehmuth. Geh doch, geh doch, Marie! sagte die Kranke. Mir ist ja so wohl, daß die Stunde meines Abscheidens herbey naht. Gott vergelte dir, was du an mir gethan hast, und wenn du einmal krank und schwach wirst: so geb er dir auch eine Pflegerinn, die sich deiner erbarmt, wie du dich meiner erbarmt hast! — Mit Jammer und Wehklagen lief Marie vor das Zimmer des Pfarrers. Ach, Herr Pfarrer! die gnädige Frau! schluchzte sie, aber mehr konnte sie nicht sagen. Sie weckte darauf auch die Frau Liebrichinn, und diese den gnädigen Herrn mit den Worten: Der gnädigen Frau ist es so wohl, daß sie mit Euer Gnaden sprechen möchte. Ach Gott! rief Gustav, und schlug seine Hände zusamm — ihr wird wohl werden, und ich bleibe verlassen und einsam zurück.

Wenige Minuten vergiengen, und der Pfarrer war vor dem Bette. — Nun ist die Stunde meines Abscheidens da, sagte Therese. Reichen Sie mir, lieber Pfarrer! die heiligen Sterbsakramente, bethen Sie mit mir und für mich — und trösten Sie meinen

Mann. Eben kam auch Gustav herein. Er hatte die letzten Worte gehört . . . Ach ich unglücklicher Mann! Ach, arme Therese! rief er mit wehklagender, bebender Stimme. Ja, Gustav! sprach die Sterbende: ich verlaße dich; aber der Herr, wie ich von seiner Barmherzigkeit hoffe, nimmt mich auf. Der elenden Nächte sind mir viel geworden; ich wäre vergangen im Elende, hätte nicht mein Jesus meine Seele mit seinen Tröstungen erquickt. Ich sterbe, und Gott wird mit dir seyn, und dir vergelten alle Liebe und Treue, die du mir bewiesen hast. Aber ich bitte dich, lieber Gustav! verlaß mich jetzt auf eine kurze Zeit; ich muß mit meinem guten Pfarrer die Angelegenheiten meiner Seele schlichten — in einer reumüthigen, herzlichen Beicht will ich jetzt Rechenschaft über mein ganzes Leben ablegen — ehe ich vor Gott komme, und da mein ganzes Leben verantworten muß, und dann soll er mir meinen Gott im Sakramente — die Wegzehrung der Sterbenden bringen, und mich mit dem heiligen Oele salben zum großen letzten Kampfe, der eine Ewigkeit gilt — hab ich dann diese wichtige, heilige Geschäfte vollendet, dann, lieber Gustav! spreche ich noch einmal vom Irdischen mit dir. —

Therese empfieng die heiligen Sakramente so rührend andächtig, daß alle, die dabey waren, Thränen vergossen. Nachdem Pfarrer Ehrlich nach der heiligen Kommunion noch lange genug mit ihr gebethet hat, reichte sie endlich ihrem Gustav die sterbende Hand. Ich habe noch mit dir zu reden, Einziger! und muß die Minuten meines Lebens noch auskaufen. Meine Seele

le habe ich jetzt in die Hände Gottes empfohlen, laß noch einmal vom Irdischen mit dir reden! Wenn ich gestorben bin, so laß mich noch sechs Stunden im Bette. Nach drey Tagen sollen ein Paar Aerzte meinen Leichnam öffnen, damit sie lernen, wo es mir gefehlt hat, und andern vielleicht besser helfen können. Begrab mich ohne Gepränge. Ich gieng ohne Geräusch durch's Leben, und will eben so im Stillen in's Grab. — Liebrichinn, meine treue Pflegerinn, soll, so lange es nöthig ist, deine Wirthschaft führen. Lohn ihr und der guten Marie reichlich, sie haben viel an mir verdient. — Aber bleibe nicht den Rest deines Alters in der Einsamkeit. . . Du bist der Letzte deines Stammes. Stirbst du, so fällt unser Traubenheim in böse Hände; — deine Nachkommen werden es hoffentlich glücklich machen. — Nimm ein armes Fräulein, das dein Alter mit Geduld trägt. — Mir war es oft geheimer Kummer, daß ich unfähig war, deinen Namen fortzupflanzen. Vielleicht gönnt dir Gott noch in deinem hohen Alter die Freude, Vater zu werden. —

Und nun lebe wohl — wir sehen uns in einer Welt wieder, wo kein Leid — und kein Geschrey mehr ist, — wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen!

Gustav stammelte — weinte — doch antworten konnt' er nicht. Sie streckte die welke Hand nach ihm, und er netzte sie mit Thränen des Jammers; fiel über ihr Bett, und drückte und küßte sie. — Wollte Gott, ich könnte für dich sterben!" das war alles, was er zu sagen vermochte. — Therese nahm nun

auch Abschied von Wulfing, der indeß angekommen war, und wie verstarrt an ihrem Lager stand. Sie empfahl ihm mit gebrochenen Worten die Angelegenheiten ihres Gemahls, und ließ dann ihre treuen Wärterinnen, die aus dem Zimmer gegangen waren, weil die gnädige Frau mit ihrem Gemahl reden wollte, nebst allen Dienstbothen herein kommen, dankte mit einem Händedruck ihnen allen für die bewiesene Treue; besonders wünschte sie der alten Liebrichinn Gottes Lohn für ihre Sorgfalt.

Dann sagte sie mit einer Stimme, die durch das Geschluchze der Umstehenden drang: Und nun, lieber Pfarrer! die Harfe zur Hand! Ihr Gesang tröstete mich im Leben, es soll mich nun erquicken im Augenblick meines Todes. — Bebend griff Ehrlich zur Harfe. Seine Stimme war gehemmt, und die Zähren liefen ihm über die pochende Brust. So gut er konnte, sang er die Strophe eines Liedes, das die gnädige Frau während ihrer Krankheit immer am liebsten gehört hatte.

Nach diesem Gesange lag die Sterbende ganz stille. Die Versammlung zog sich zurück, um die Kranke nicht im Schlummer zu stören; aber was man für den herannahenden Schlummer hielt, war der Bruder des Schlafs — der Tod, Pfarrer Ehrlich bemerkte just noch die letzten stillen Zuckungen — und indem er ihr noch die letzten Segnungen der Religion ertheilte — war Therese der Erde entflohen. — Sie starb vor Anbruch des Tages, und Gustav überließ sich ganz seinem Schmerz. Die todte Therese lag bis am Abend

ih-

ihres Sterbtags im Bette, wurde mit warmen wollenen Tüchern gerieben, auf den Fußsohlen gebürstet, rc. aber kein Leben kam zurück. Am vierten Tage ward sie von Aerzten geöffnet. Im Magen fand sich ein fressendes Geschwür, und am innern Theile der Hirnschale waren verschiedene knorpelhafte Auswüchse, die das Gehirn drückten. An beydes hatten die Aerzte nicht gedacht, und sahen nun die Quellen der Magenschmerzen und Beängstigungen besser ein, als zuvor.

So lehrreich aber auch diese Leichenöffnung für die Aerzte war, so wenig schien das Volk damit zufrieden zu seyn. Viele konnten es dem gnädigen Herrn gar nicht verzeihen, daß er so was erlaubt hatte. Wir sind nur geringe Leute, sagten die einen, aber im Sarge würden wir uns umdrehen, wenn man nach unserm Tod so mit uns umgienge. Daß Gott erbarm! sagten die andern, unsern Todfeind könnten wir nicht so zerschneiden lassen — wie man so etwas erst bey seinen nächsten Verwandten zugeben kann!!

Therese ward indeß ganz im Stillen des Abends in die Gruft gebracht, und Ehrlich, der ihr, als der gnädigen Frau des Orts, am darauf folgenden Sonntage eine Leichpredigt hielt, sprach gar viel zum Lobe der Seligen — besonders aber, um seine Pfarrkinder eines Bessern zu belehren, rühmte er die von ihr selbst gemachte Verordnung, daß ihre Leiche sollte geöffnet werden.

Wie höchst selten, sprach er, gelingt es einem Arzt, die Familie des ärmsten Taglöhners zu überreden, daß ein Leichnam in ihrer Hütte geöffnet werden

darf;

darf; und doch ist das für die Arzneykunst so wichtig! gar viele von euch wären gewiß an erlittenen Krankheiten längst gestorben, wenn man nicht zuvor durch Leichenöffnungen herausgebracht hätte, wo es in diesem Fall eigentlich fehlt, und wie man daher helfen muß. Es ist demnach gar unmenschenfreundlich, wenn ihr es nicht erlauben wollet, daß euere Verwandten, die an sonderbaren Krankheiten gestorben sind, geöffnet und untersucht werden; denn es ist dieß ein wichtiger Dienst, der durch den Leib der Verstorbenen noch den Lebendigen erwiesen wird. Die Todten fühlen nichts davon, und die Verwandten können ja bey dem Oeffnen der Leiche zurück bleiben, wenn es ihnen zu schauderhaft anzusehen ist. Müß't ihr es doch auch gestatten, daß euere Todten von Würmern zernagt, von der Faulniß verzehrt, und vom Todtengräber in schrecklichen Trümmern und Knochen herausgescharrt werden. Das ist doch fürwahr weit ärger, als das Oeffnen eines Leichnams! Muß ja mancher Unglückliche, so lange er noch lebt, durch den Wundarzt sich ganze Glieder abschneiden, oder den Leib öffnen lassen. Das erlaubt ihr! und an Todten, die es nicht mehr fühlen, wolltet ihr's nicht gestatten? Sagt ja nicht: ach, der Todte hätte, da er noch lebte, großen Abscheu dagegen; seine Seele wird nicht ruhen können, wenn man an seiner Leiche gleichwohl nun so thäte! Nein, liebe Traubenheimer! die freye Seele wird über das alles nicht mehr so albern denken, als sie noch in ihrem Körper gedacht hat. Sie wird ihren Leib betrachten wie ein abgelegtes Gewand, und sich freuen, wenn noch von

dieser abgeworfenen Hülle so guter Gebrauch gemacht wird.

So dachte unsre selige Frau von Traubenheim schon im Leben. Sie gab daher auf dem Sterbelager den Befehl, daß ihr Leichnam geöffnet werden sollte; denn sie wünschte, daß allen, die an dieser Krankheit darnieder liegen, besser geholfen werden möchte, als ihr. Nehmet euch also ein Beyspiel und denkt: wenn das bey so vornehmen Personen keinen Anstand findet, wenn es unsre gnädige Frau selbst befohlen, und unser gnädiger Herr, der sie doch mehr liebte als sein eigenes Leben, so willig erlaubt hat; so wollen auch wir in ähnlichen Fällen nicht abergläubisch, feindselig und widerspenstig seyn.

Dieß sagte der Herr Pfarrer, und die Gemeinde fieng an, ganz anders über die Sache zu denken, als bisher. Das gute Beyspiel der Verstorbenen wirkte so sichtbar, daß es bey vielen von nun an nicht mehr schwer hielt, sie zu überreden, die Leichname ihrer Verwandten öffnen zu lassen. Auch das ahmten viele nach, daß sie die Verstorbenen nicht sogleich, wenn der Athem ausgieng, aus dem Bette nahmen, sondern sie noch einige Stunden im Bette liessen, und allerley Versuch machten, ob nicht noch Leben in ihnen sey; denn es ist schrecklich auf dem Brett oder gar erst im Sarge wieder zu erwachen.

Wirklich könnte wohl manchmal einem scheinbaren Todten wieder zum Leben geholfen werden, wenn man ihn nicht sogleich in eine kalte Kammer brächte, das Maul verbände, und dadurch das Wiedererwachen un-

mög-

möglich machte. Besonders schärfte Herr Pfarrer Ehrlich seinen Pfarrkindern ein, bey solchen Personen, die an Schlag- oder Steckflüssen, an der fallenden Sucht, Schlafsucht, Milzsucht, an Mutterbeschwerden, oder am Darmgichte stürben, oder sonst auf irgend eine Weise plötzlich um's Leben kämen, vorsichtig zu seyn; denn das wären eben die Fälle, in welchen zuweilen eine bloße Ohnmacht erfolgt, die dem Tode gliche. Nächstdem begrub er keinen Menschen vor dem dritten Tag. Nur bey ansteckenden Seuchen, wo man oft der Lebendigen willen mit der Beerdigung eilen muß, machte er zuweilen, wenn zuvor allerley Proben mit dem Leichname waren vorgenommen worden, eine Ausnahme.

So wirkt ein gutes Beyspiel. So nützt der vernünftige Menschenfreund im Leben und im Tode.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Nebel verziehen sich; schöne Aussichten in die Zukunft.

Gleich nach der Beerdigung der gnädigen Frau übernahm Lieberichs Mutter die Wirthschaft im Schloße; schwer aber lag ihr nun die Wirthschaft ihres Sohnes auf dem Herzen. Deine Wirthschaft, lieber Christian! sagte sie, taugt nichts, und wird nichts, wenn du sie mit Mägden fortführest. Der geschickten, flei-

Bayerische Staatsbibliothek München

ßigen und treuen Dienstbothen giebt's weniger, als du glaubst, und die besten schlagen oft ohne genaue Aufsicht aus der Art. Du hast ein Herz, das zur Freundschaft geneigt ist, und es giebt hundert Fälle, wo man einer vertrauten Person bedarf; selbst im Umgange kann man ihrer nicht entbehren. Machst du nun deine Dienstmagd zur Freundinn: so bist du selbst in täglicher Versuchung, und bey aller Tugend giebst du dich dem Verdachte, der Welt und bösem Nachreden preis: nicht zu gedenken, daß Mägde nur allzugerne die Vertraulichkeit ihrer Herrn mißbrauchen, sich ihrer rühmen und selbst Mißtrauen und Verdacht erregen. Bist du befehlshaberisch und kalt gegen deine Wirthschafterinn, so hast du das freudenloseste Leben; wirst täglich mißmüthiger, und deine Magd wird es nicht minder, als du. Nimm ein braves Weib, und laß mich die Freude erleben, einen Enkel zu küßen. — So ein Weib, wie ihr seyd, beste Mutter! erwiederte Lieberich, oder doch wenigstens ein Weib, das euch liebt, wie ich, und euch Liebes thut und kein Leid, so lang ihr lebt. Aber, beste Mutter! es ist ein Glückstopf, in den man greift, und ich möchte nicht gern eine Niete ziehen.

Es giebt auch Treffer, lieber Christian! sagte die Mutter, und man greift ja nicht blind zu, wie in dem Glückshafen. Ich denke bey solchen Gelegenheiten immer an Eliezer, der für Isaak ein Weib suchen sollte. Das dienstfertige Mädchen, dacht' er, wird auch die beste Hausmutter seyn, wenn es sonst nur

ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

verständig ist, und mit einem Kruge Wasser *) gelang ihm die Probe. Deine Mutter hat dir nie Böses gerathen, folg ihr auch dießmal, mein Sohn! Ich weiß dir ein Mädchen, das sich neun Wochen dienstfertiger bewiesen hat, als Rebecka. — Marie, die Schwester des Niklas, wäre sicher ein Weib, das dich beglücken, und auch mir das Alter nicht verbittern würde. Die gnädige Frau hat ihr sterbend den Segen gegeben für ihre Lieb und Dienstfertigkeit, und der Segen wird gewiß auf ihr ruhen. Sie ist fleißig und geschickt, dienstfertig und duldsam, verschwiegen und ehrlich; kurz, sie ist alles, was ein gutes Weib seyn soll, und so ein Weib verdienst du, lieber Christian!

So redeten Lieberich und seine Mutter an einem einsamen Abende miteinander, und Marie, die von dem gnädigen Herrn reichlich belohnt wurde, ward das Weib dieses frommen Sohns.

Frau Lieberichinn versah nun das Hauswesen des gnädigen Herrn mit leichterm Herzen, weil ihr Sohn ihres Beystandes nicht mehr so bedurfte, wie bisher. Früh und spät war sie beschäftiget und aufmerksam auf die ganze Wirthschaft, wie auf ihr Eigenthum; aber all ihre Sorgfalt war nicht vermögend, die Ruhe Gustavs nur einiger Massen zu befördern. Das Andenken an seine Therese hatte ihn so tief in Schwermuth versenkt, daß Pfarrer Ehrlich fast täglich um ihn seyn und ihn zu zerstreuen suchen mußte, wenn gleich Gustav lieber in der Einsamkeit seinen Schmerz ausge-

*) 1. Mos. 24, 43 : 48.

weint und dem geheimen Kummer sich überlassen hätte; denn wer recht vom Herzen betrübt ist, findet gewöhnlich mehr Unterhaltung in seinen schwermüthigen Gedanken, als in den Zerstreuungen des Lebens. Gustav lenkte daher täglich das Gespräch auf seine Therese. Sein Pfarrer aber verstand die Kunst, es immer so zu wenden, daß Gustav in seinen eigenen Klagen Trost fand, und alle Tage ruhiger von ihr sprach.

Wulfing fieng nun auch wieder an, ihm allerley Dorfsangelegenheiten vorzutragen, und Gustav, der bisher von allem dem nichts wissen mochte, nahm wieder Antheil an den Bemühungen seines Verwalters. Nun schien es diesem auch Zeit, von der letzten Bitte der Verstorbenen mit ihm zu reden. Daß Traubenheim nach dem Ableben Gustavs in böse Hand gerathen sollte, gieng ihm so nah', daß er die Wiederheurathung seines Herrn sehnlich wünschte, was auch immer sein Verstand dagegen einwenden mochte. Wulfing und Ehrlich thaten daher alles mögliche, um ihren Herrn zu einer zweyten Vermählung zu überreden, und Gustav gab endlich ihren Wünschen nach. Die Hoffnung, seinen ritterlichen Stamm weiter fortzupflanzen, überwand alle Schwierigkeiten, die er vor sich sah; und der Gedanke, wie gar übel es seinem Traubenheim gehen würde, wenn es dem Herrn von Sturm, einem seiner Seitenverwandten heimfiele, trug auch nicht wenig dazu bey, daß er sich in seinem 65 Jahre noch entschloß, den letzten Rath seiner seligen Therese zu befolgen.

Vier Jahre zuvor hatte Gustav bey seinem Aufzuge nach Traubenheim ein armes, älternloses Fräulein, Namens Karoline von Bollingen, kennen gelernt, das sich in Sippstein an der bambergischen Gränze bey einem alten Oheim aufhielt. Karoline war schön und blühend, wie frische Rosen. Ihr Vetter, ein alter, eigensinniger Mann, dessen Schloß an Einsamkeit einem Gefängniße glich, hielt sie sehr kurz, und gönnte ihr nur selten ein kleines Vergnügen; gleichwohl blieb Karoline stets heiter und gutes Muths. Ihre einzige Gesellschaft war Rosine, eine Base des Pfarrers von Sippstein, und außer dieser Freundinn schien sie nichts in der Welt zu wünschen. Durch diese Geduld und Eingezogenheit hatte sie bey dem alten Hofmarschall von Traubenheim ungemein viel Beyfall gefunden, und auch Therese war so sehr für das arme Fräulein eingenommen, daß Gustav glaubte, die Wünsche seiner verstorbenen Gattinn nicht besser erfüllen zu können, als wenn er sich um Karolinens Hand bewürbe. Diese, dacht' er, ist arm, und hat wenig in der Welt zu hoffen; ihr Oheim, ein eigensinniger Mann, hat ihr Geduld gelehrt, und ihr gesundes Aussehen läßt mich hoffen, von ihr noch in meinem Alter Nachkommen zu erleben. Sie wird froh seyn, aus dem Haus ihres Oheims erlöset zu werden; dein Alter wird sie mit Geduld tragen und bedenken, daß sie doch Erbinn deines baaren Vermögens wird, wenn du sie auch kinderlos zurück lassen solltest. —

Genug! Gustav entschloß sich, einen Versuch zu machen. Pfarrer Ehrlich mußte ihn begleiten, und

unerwartet kamen beyde zu Sippstein an. Die Bangigkeit, mit der Gustav diesem Ort entgegen gefahren war, verschwand auf einmal beym Anblick der freundlichen Karoline; dafür aber fand sich die Sorge ein, daß ein Mädchen von kaum 26 Jahren, von so heiterm Sinn und schöner Gestalt sich schwerlich entschließen würde, die Gattinn eines 65 jährigen Mannes zu werden. — Pfarrer Ehrlich übernahm es daher durch die Base des Pfarrers zu Sippstein, bey dem Fräulein nachforschen zu lassen; er entdeckte also offenherzig die Ursach, in welcher sein gnädiger Herr nach Sippstein gereiset sey. Rosine zweifelte gar nicht, daß Gustav die Hand des Fräuleins erhalten würde. Die gute Karoline, sagte sie, wird froh seyn, daß sie von ihrem alten Oheim kömmt. Er ist alt, und hat kein langes Leben zu hoffen. Stirbt er, so weiß sie nicht, wo aus, wo an; lebt er, so hat sie mit ihm täglich ihr Kreuz. Auf jedem Fall ist ihr also mit dem Herrn Hofmarschall beßer geholfen, und wirklich kann der Herr noch immer für einen Fünfziger gelten. Mit Einem Worte, nach Rosine Meynung hatte die Sache keinen Anstand.

So war es auch. — Das Glück, nun auf einmal Frau Hofmarschallinn und Besitzerinn eines Ritterguts zu werden, von dem einsiedlerischen Sippstein abzuziehen, hatte so viel Reiz für Karolinen, daß ihr auch Gustav, der ihr übrigens glich, wie der Januar dem May, noch liebenswürdig schien.

In dieser Uiberzeugung wurde sie von ihrem Oheim gewaltig gestärkt. Der alte Schloßwächter war unermüdlich, ihr die Vorzüge des künftigen Ehe-

herrn

herrn vorzukörnen, und von seiner bereits vierzigjährigen Bekanntschaft mit ihm tausend Alterthümer zu erzählen. Er betheuerte sogar, daß nun Gustav als ein gesetzter Mann ihm weit liebenswürdiger scheine, als vor vierzig Jahren in seiner höfischen Flatterhaftigkeit. Dabey vergaß er auch nicht, den alten Adel, das schöne Rittergut und baare Vermögen des Herrn Hofmarschalls in Rechnung zu bringen, und seine Nichte demüthigend genug an ihre Dürftigkeit zu erinnern.

So wenig ihr das letztere gefiel, und was sie auch immer gegen das gesetzte Alter ihres Liebhabers einzuwenden hatte, so war sie doch dießmal wirklich froh, diese Sprache zu hören; denn es giebt Fälle, in welchen man sich gerne zureden läßt und gezwungen seyn will, um, wenn es übel geht, die Schuld andern aufbürden zu können. Gustav erhielt also die Hand des jungen Fräuleins mit allen Förmlichkeiten jenes steifen Zeitalters.

Wenn je ein funf und sechzigjähriger Liebhaber dem Kinderspott entgangen ist, so war es gewiß Gustav. Er suchte seiner Karoline so wenig durch die wieder hervorgesuchten Kinderschuhe zu gefallen, daß er vielmehr nur Achtung gegen sein Herz einzuflößen bemüht war; desto gewißer aber gewann er ihre Freundschaft; und mehr als Freundschaft und Achtung sollte wohl kein Mann im fünf und sechzigsten Jahre von einem frischen Mädchen erwarten. —

Pfarrer Ehrlich verband zu Sippstein seinen Herrn mit Karolinen — und Gustav verließ darauf von tausend Wünschen begleitet diesen Ort, und kam

ganz unerwartet mit seiner neuen Gattinn, die sich mit sichtbarer Wehemuth von ihrer Freundinn trennte, in Traubenheim an.

Es war ein festlicher Anblick für den ehrlichen Verwalter Wulfing, als er seine neue schöne Gebietherinn aus dem Wagen hob. Er sah schon im Geiste einen Erben von ihr, der alles vollenden würde, was Gustav über Traubenheim beschlossen hatte.

Karolinens Leutseligkeit war aber auch wie die Frühlingssonne, die alles erfreut. Jedem ihrer Unterthanen begegnete sie wie einem Freunde, und war in allen Hütten geliebt und gepriesen. Mit jedem Kinde, das ihr auf der Gasse eine Kußhand both, sprach sie freundlich, wie eine leibliche Mutter. Die Mädchen des Dorfes rissen sich um das Glück, in dem herrschaftlichen Schloße recht viel nützliches zu lernen. Die unabläßige Munterkeit der gnädigen Frau und eine gewisse Art von jugendlichem Leichtsinn, die man gerne leiden mag, erheiterten auch den alten Herrn so sehr, daß allmählig alle Furcht wegen der Zukunft aus seinem Herzen verschwand. Die kleine Eitelkeit seiner Karoline befriedigte er durch Bänder und neue Kleider. Oft gränzten ihre Scherze so sehr an's Kindische, daß dem alten Gustav vor Lachen die hellen Zäher über die Backen liefen. Die nämliche Harfe, zu der man gemeinschäftlich fromme Lieder sang, erfreute die Gesellschaft auch mit fröhlichen Stückchen. — Und so vergieng ein volles Jahr wie ein Augenblick unter solchen häuslichen Freuden.

Vier-

Vierzehntes Kapitel.

Eine Kind'staufe im Schloße zu Traubenheim.

Karoline befand sich indeß in guter Hoffnung, und die Zeit ihrer Entbindung rückte heran. Niemand war bey diesem Umstande geschäftiger als Gustav. Der weise Mann, der als ein Freywerber von 65 Jahren die Oberherrlichkeit über seinen Verstand glücklich behauptet hatte, schien jetzt wirklich vor Vaterfreude über den ungebohrnen Erben diese Herrschaft auf einmal zu verlieren. Auf der einen Seite wußt' er den Stolz nicht zu bergen, noch im 65 Jahre Vater zu werden; und auf der andern schlug ihn die ängstliche Besorgniß danieder, daß ein einziger Zufall alle seine Hoffnungen und Träume vereiteln könnte. Mitten in seinen Scherzen und Breitthun über die Umstände seiner runden Karoline unterbrach ihn dann gewöhnlich die schrecklichste Ahndung, und ein tiefer Seufzer, den er dann aus der Brust holte, stach so poßierlich gegen den scherzhaften Ton ab, daß Ehrlich das Lachen kaum verbergen konnte.

Gustavs vertrauteste Freundinn war indeß die alte Frau Liebrichinn, welche noch die Wirthschaft im Schloße versehen half. Das Kapitel vom heiligen Ehestand ward oft so weitläufig mit ihr abgehandelt, daß das gute Weib mit aller Erfahrung nicht Auskunft zu geben vermochte. Desto mehr aber wußten die Bäurinnen des Dorfs, die sich gar fleißig nach der gnädi-

gen Frau erkundigten, und gelegenheitlich von ihren eignen Kindbetten gar viel erzählten. Sie waren dann, wie die meisten Mütter in diesen Fällen sind, so unerschöpflich, daß Hiobs Geduld nöthig war, um es bis zum End auszuhalten. Gegen das Beschreyen sollte die gnädige Frau beständig Salz und Brod bey sich tragen; der Milch willen kein Schnappmesser in dem Sack haben; keinen Krüppel ansehen, und, wenn sie ja vor etwas erschrecke, ja nicht mit der Hand das Gesicht berühren, damit dem Kinde, Gott behüt's! kein Muttermaal an einem so sichtbaren Orte angehängt würde; vor allem aber sollte sie sich ja nichts versagen, wenn ihr ein Gelüsten ankäme, denn sonst lernte das liebe Kind entweder die Speise sein Lebtag nicht essen, oder bekäme wohl gar irgendwo am Leibe ein Wahrzeichen. Hier hatte Frau Schnipps eine leibhafte Katze zur Welt gebracht, die gleich nach der Geburt an der Wand hinaufgeklettert, oder durch's Fenster hinausgeschossen seyn sollte; dort wurde Frau Schnipps von einem Kinde mit Geisfüßen und Haasenohren entbunden, und was der Abentheuer mehr war. — Das hatten die guten Weiber indeß nur vom Hörensagen; aber von allerley gar besondern Muttermälern waren sie Augenzeugen, und wußten auch den Grund und Ursache von der Wurzel heraus; denn wenn jener Zeit ein Kind mit einem Feuermaale, Leberflecken oder Fleischgewächse zur Welt kam, so war immer Schrecken oder Gelüst Schuld daran. Sah der Fleck keiner Maus ähnlich, so mußte es nicht gut seyn, wenn nicht eine Wurst, ein Stückchen geräuchert Fleisch oder sonst was

dar-

daraus zu machen war. Runde Flecken sahen Aepfeln, Nüssen, Zwiebeln, Pflaumen oder Kirschen ähnlich; denn sie waren ja — rund; und die Frau Basen, die Anfangs gar nicht errathen konnten, begriffen's ganz deutlich, sobald es die Frau Base Kindbetterinn erklärt hatte.

Nächst der hiezu zu gebrauchenden Vorsicht sollte die gnädige Frau bey Leib und Leben durch keinen Zaun oder unter einem Geländer wegschlüpfen, ohne den nämlichen Weg wieder rückwärts zu machen; sonst stürbe das Kind in der Geburt, oder bliebe doch all sein Lebtage ein Zwerg. Gegen die Niederkunft hin sollte sie wacker Wein trinken, denn das gäbe Kraft, und sich vorläufig mit Karfunkeltropfen versehen, um damit bey der Niederkunft nachzuhelfen; wiewohl auch einige der Essentia Dulzis, der Edellebertinktur und den pulverisirten Krüpsen von drey Nüssen noch mehr Kraft zuschrieben.

Durch das verzweifelte Geplauder ward Gustav so verwirrt, daß er vor lauter Rath sich nicht mehr zu rathen wußte. Das Beschreyen und alles, was man dagegen braucht, war ihm freylich als einem klugen Manne längst lächerlich; er wußte wohl, daß Krankheiten gewöhnlich natürlich entstehen, und natürlich geheilt werden müßen, daß Salz und Brod nur wider den Hunger, und nicht wider das vermeyntliche Beschreyen helfe; wegen des Versehens und Gelüstens aber war er doch immer in Sorgen. „Bist doch nicht erschrocken, lieber Schatz? fragte er daher seine Karoline, wenn ihr nur eine Maus über den Weg lief,

oder

oder ein lahmer Bettler vor's Schloß kam. Imgleichen war er auch sehr besorgt, das Kind unter ihrem Herzen vor allen Muttermälern und vor dem Fehler zu behüten, nicht alles essen zu können. Täglich gieng daher die Frage: Du hast doch kein Gelüsten, lieber Schatz! magst du nicht dieß, magst du nicht das? — Und Karoline, die vielleicht mit dem Erbfehler der Mutter Eva von Natur aus behaftet war, trug dann wirklich auch alle Augenblicke zu etwas andern ein Verlangen, und aß oft solche Dinge nacheinander, die gar nicht zusamm taugten. — Uiber der abergläubischen und leckerhaften Unordnung ward sie einmal so krank und vom Erbrechen überfallen, daß ihr eine unglückliche Geburt bevor stand.

Pfarrer Ehrlich, der bisher öfters schon Bedenklichkeiten über das Gelüsten geäußert hatte, konnte nun, da der gnädigen Frau wieder glücklich geholfen war, und Gustav schon wieder anfieng, wo er's gelassen hatte, nicht länger schweigen. Er sagte demnach gerade heraus, daß er vom Gelüsten schwangerer Frauen wenig oder gar nichts halte. Daß die meisten blos deßwegen so lüstern wären, weil sie glaubten, sich nichts abschlagen zu dürfen. Ja, er meynte, daß viele Mütter sich ihre Schwangerschaft sehr lästig machten und wohl gar unglücklich würden, weil sie sich aus Furcht, dem Kind ein Maal anzuhängen, nichts versagen wollten, alles untereinander hineinäßen, und dadurch krank würden, statt daß sie während dieser Umstände lieber noch einmal so ordentlich leben sollten, als sonst. Warum, sagte er unter andern, haben denn

solche Mädchen, die unehlicher Weise Mütter werden, größtentheils gar keinen Anfall von Gelüsten? — Nicht wahr, weil sie von ihren Eltern hart gehalten werden, und niemand ihnen dergleichen Einfälle hinausgehen läßt? — Gleichwohl sind ihre Kinder gewöhnlich frisch und gesund, können alles essen, und bringen eben so selten ein Muttermaal, als andere zur Welt.

Was das Erschrecken anbelangt, ist es freylich nicht gut, wenn Mütter hart zusammfahren. Obrigkeiten und Polizeyämter sollen daher dafür sorgen, daß Personen, deren Anblick Entsetzen erregt, ihre schadhaften und verstümmelten Glieder nicht jedem, den sie um Almosen anflehen, ganz nackt und blos entgegen strecken dürften, sondern diese bedecken, oder sich ganz und gar von öffentlichen Strassen entfernt halten müßten. Der Schrecken liegt oft starken Männern wochenlang in den Gliedern. Da nun das Kind mit der Mutter einerley Blutumlauf hat, so kann's nicht anders seyn, das zarte Kind muß mit der Mutter zugleich erschrecken, und die damit verbundene Erschütterung kann die natürliche Lage desselben verrücken, und also dann Schuld seyn, daß es unförmlich und elend zur Welt kömmt. —

Doch tief eingewurzelten Irrthum zu widerlegen hält schwer, und sind auch alte Vorurtheile noch so glücklich verjagt, so kehren sie doch gewöhnlich zurück, so bald Noth an den Mann geht. Dieser alten Erfahrung zu Folge wird freylich der gute Pfarrer einen sechs und sechtzigjährigen Mann, dem es übrigens an Scharfsinn gar nicht gebrach, wohl schwerlich überzeugt ha-

ben; indeß aber war Gustav nach der Zeit vorsichtiger. Karoline machte sich auf Anrathen eines klugen Arztes fleißig Bewegung. Nur allzustarkes Strecken, Emporlangen, unvorsichtiges Springen und dergleichen, vorzüglich aber das Trinken hitzender Sachen hatte der verständige Mann ganz untersagt. Er schlug die Hände zusammen, als er hörte, daß in Traubenhelm Wein und starke Tropfen, wohl auch gar Brandwein als vortrefliche Mittel zur Beförderung der Niederkunft angesehen und gebraucht würden. Gerade das Gegentheil muß hier angewendet werden, sagte er. Wasser mit etwas Weineßig oder Zitronensaft und andere kühlende Getränke sind in solchen Umständen fast immer am dienlichsten; denn das Geblüt ist in solchen Umständen ohne dieß in Wallung und Hitze; der geschwächte Magen verträgt die starken Getränke nicht mehr, und leicht kann daraus Entzündung und Brand entstehen, wenn die Gebährende nicht außerordentlich stark und gesund ist.

Karoline richtete sich nun genau nach diesen Vorschriften; das bittere Stündlein kam, und sie ward von einem gesunden, frischen Knaben entbunden. Gustavs Freude läßt sich nicht einmal denken, viel weniger beschreiben. Noch naß vom ersten Bade ward der Junge von ihm selbst besichtiget und gemessen. Vor Entzücken lief er mit dem Kind in den Armen seinem Pfarrer und Verwalter entgegen, als sie kamen, um den erfreuten Vater und der Kindbetterinn Glück zu wünschen.

Allgemein war indeß das Jubiliren im Dorfe; denn alles hatte sich vor dem Herrn von Sturm gefürchtet, dem das Gut heimfallen sollte. Die Bäuerinnen besuchten häufig die gnädige Frau im Wochenbett, und brachten ihr Pfefferkuchen und Herzmorsellen mit, weil ihrer Meynung nach einer Kindbetterinn nichts zuträglicher war, als Herzzucker und Lebzelten. Ob nun gleich Karoline von diesen mit Gewürz übersetzten und also schädlichen Sachen nichts genoß, so gefiel ihr doch die gute Meynung. Die Weiber aber waren zum Theil desto unzufriedener mir ihr. Sie glaubten gewiß, daß ihr noch was angethan werde, weil sie so frevelhaft und verwegen war. Uiber die Bettstätte durften z. B. keine † † † gegen die Druden gemacht werden. Karoline rief herzhaft: herein! wenn sie allein war, und jemand an der Thür klopfte. Ey, Ey! das sollt' eine Wöchnerinn nicht, wenn sie allein ist; denn dadurch wird den bösen Leuten alle Gewalt eingeräumt" — sagten die furchtsamen Mütter. Sie visitirten ferner das Wickelband oder die sogenannte Fetschen, und kein Brod und Salz war ins Ende genähet. In der Wiege war nicht dreyerley Mist, von dreyerley Hofreithen junger Eheleute. Die Wiege selbst blieb einmal wie das andermal stehen, die doch binnen sechs Wochen dreymal hätte sollen umgedreht werden. Der kleine Heinrich war oft ganz allein, und kein geistliches Buch lag auf seinem Bette. Kam jemand, der das Kind sehen wollte, so wurde gar nicht gefragt, ob es schlafe oder wache, und doch sollte von rechtswegen kein böses Aug schlafende Kinder sehen! die

gnä-

gnädige Frau borgte noch überdieß während der sechs Wochen jedermann sogar am Dienstag und Freytag allerhand Sachen aus dem Schloße, und hatte gleichwohl kein Beschreykraut im Vorrath, um im Falle der Noth, da Gott für sey! das Kind kreuzweis damit waschen zu können.

Kurz, Karoline gab sich auf Anrathen ihres Pfarrers alle mögliche Mühe, dem landläufigen Aberglauben gerade entgegen zu handeln, und gieng sogar das erstemal nach dem Kindbette ganz allein zur Kirche.

Gebt nur Acht, wie es noch gehen wird! der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht: Vorsorge verhütet Nachsorge; wer sich in Gefahr begiebt, kommt darinn um; wem aber nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen — hieß es lange Zeit: was aber auch immer die guten Weiber Böses prophezeihten, so blieben doch Mutter und Kind frisch und gesund. Marie Liebrichinn, die wenige Wochen darauf mit einem Mädchen niederkam, war nun eben so freygeisterisch, und fürchtete sich weder vor den Wechselbalgen, noch vor dem Alp. — Ohne Salz und Brod war sie von allen Beschreyungen sicher, und Schullehrer Lieberich gab sich recht absichtlich Mühe, daß an seiner Frau, so wie am Kinde, vor allem, was Aberglauben heißt, gerade das Gegentheil gethan werde.

Dadurch bekamen die lächerlichen Hirngespinnste einiger Mütter einen gewaltigen Stoß. Selbst die alte Wehmutter würde noch überzeugt worden seyn, wenn sie nicht darüber gestorben wäre, und einer jüngern Platz gemacht hätte, die gleich Anfangs gescheider war.

Der

Der Herr Pfarrer ließ sie aber doch noch vor der Verpflichtung zu sich kommen, und stellte ihr vor, wie sehr sie sich in der Folge versündigen könnte, wenn sie den schädlichen und schändlichen Aberglauben noch länger ernähren hälfe. — Da sie schon im Schulhause und bey einigen gescheidern Bäuerinnen bey Niederkunften gewesen und augenscheinlich gesehen hatte, daß man ohne Gefahr gerade das Gegentheil von allem thun darf, was man aus Aberglauben für nöthig hält, so war es ein leichtes, sie vollends zu überzeugen. Im Tempel des Aberglaubens war demnach ein Hauptpfeiler gestürzt, denn die Hebammen sind es gewöhnlich, die dergleichen Thorheiten mit aller Macht unterstützen und die gesunde Vernuft nicht empor kommen lassen. Leonore, so hieß die neue Hebamm, war aber nicht einmal zu überreden, daß sie beym Kirchengange zur heiligen Taufe Salz und Brod zu sich gesteckt, oder ein vermeyntlich beschrieenés Kind mit drey Schurzzipfeln dreymal gemessen, und eben so oft dazu gesagt hätte:

N. N.

Hat dich beschrieen ein Mann:
so komm es ihm selber an.
Hat dich beschrieen ein Weib:
so verscheid es in ihrem Leib.
Hat dich beschrieen ein Mädchen oder Knab:
so wisch ich's mit meinen 3 Schurzzipfeln ab.
Im Namen Gott des Vaters, Sohns und
heiligen Geist's: Amen.

† † †

Zu solchen sündlichen Segensprechereyen und Verwünschungen ließ sich Lenore schlechterdings nicht gebrauchen. Das verdroß aber auch die Weiber des Dorfs zum Theil so sehr, daß sie die brave Frau gar nicht mehr zur Hebamme haben wollten. Doch waren auch verschiedene schon klüger geworden, und hielten desto mehr auf sie. Niklas, Wilhelm, der Wirth und noch etliche Väter des Dorfs waren auch auf ihrer Seite, so, daß, wenn sie taufen liessen, nichts von derley Possen bey ihnen vorfallen durfte.

Zwar verlor sich der Aberglaube nicht ganz: denn es giebt Menschen, die nicht gescheid zu machen sind. Jetzt nach 90 Jahren ist der Mann ohne Kopf (nämlich der Aberglaube) noch nicht ganz aus Traubenheim verbannt; aber ich darf kühnlich behaupten, daß in ganz Franken kein Dorf so gereiniget ist von seinen Spuckereyen, als unser Traubenheim, wo man schon früh die Fackel der Vernunft aufgestecket hat.

Fünfzehntes Kapitel.

Gustavs Vaterfreuden. Eine Gemeinweyde wird vertheilt.

Gustav schauckelte nun seinen kleinen Heinrich, der wie Erlen am Bache heranwuchs, täglich auf den Armen, und ergötzte sich an den muntern Gebärden des Kindes; der Tag aber, da es zum erstenmal den Namen

men Papa herausbrachte, war ihm ein Festtag. Kinder warten am heiligen Christabend in der finstern Kammer nicht mit so pochenden Herzen auf den Ruf der Mutter: Kommt heraus, ihr Kleinen! die Bescheerung ist angekommen! als Gustav auf die Freude wartete, seinen Namen aus dem Munde des kleinen Heinrichs zu hören. Nun aber brachte jeder Tag neue Vaterfreuden.

An schönen Sommerabenden sassen gewöhnlich Gustav und Karoline, Verwalter Wulfing, Pfarrer Ehrlich, Schullehrer Lieberich, seine Mutter und Marie beysammen im Schloßhofe. Der kleine Heinrich gieng dann wie ein Ball von Hand zu Hand. Der Pfarrer spielte zuweilen dabey die Harfe, und Gustav lachte seelenvergnügt, wenn sein Heinrich so nach der Harfe hinstrebte, und in den Saiten krabbelte. Die Bauersleute, die vom Felde heimgiengen, vergassen ihrer Müdigkeit, und blieben eine Weile vor dem Schloße stehen, um auf das liebliche Harfenspiel ihres Herrn Pfarrers zu lauschen; noch besser aber gefiel allen das Geklimper des Kleinen. Die Weiber und Mädchen brachten ihm milde Birnen oder sonst ein reifes Obst, und ergötzten sich, wie der Junge so herzhaft zugriff, und damit nach dem Munde fuhr. Dann nahmen sie ihn auf den Arm, und schauckelten ihn den Mannsleuten entgegen, die nach dem lachenden Kleinen haschten, wie wenn sie nicht geschwind genug wären, ihn aufzufangen. Unter solchen häuslichen Freuden strichen die Sommerabende wie Minuten dahin, und Gustav und Karoline genossen ganz die Freuden, die La-

mech empfand, als er beym Anblick seines kleines Noah ausrief: Dieser wird uns trösten in all unsrer Müh' und Arbeit auf Erden!

Gustav, der bisher sein Traubenheim nur aus Liebe zu seinen Unterthanen glücklicher zu machen gesucht hatte, that es nun auch in Rücksicht auf seinen Heinrich. Sein erster Blick war auf eine große Weyde gerichtet, die gegen Langenhausen zu lag, wenigst 226 Morgen betrug, und jetzt unter dem Namen Neugericht bekannt ist. Sie hatte den besten Boden, war aber einer dürren Wüste gleich, weil vor dem Vieh, das vom ersten Frühlingstag bis spät in den Herbst darauf Hunger litt und den Dung verschleppte, kein Gräschen aufkommen konnte. Der schlimmste Umstand war, daß das Stück Land zwey Gemeinden, den Langenhäusern und Traubenheimern, zugleich gehörte. Verschiedenemale hatte Wulfing schon den Antrag gemacht, die große Weyde, wie andere Gemeinwiesen, wenigstens so lange zu schonen, bis das erste Heu gewonnen seyn würde; da konnten aber die Gemeinden nie eins werden, wie viel Morgen auf die eine oder die andere gerechnet werden sollten. Langenhausen hatte mehr Häuser und Traubenheim mehr Vieh. Von Seite des ersten Dorfs wollte man es daher nach der Anzahl der Häuser ausgeschlagen wissen. Die Letztern hingegen bestanden darauf, daß ihnen mehr zukomme, weil sie wenigstens 30 — 40 Stück Rindvieh mehr hätten. Langenhausen brachte dagegen seine größere Schäferey in Anschlag, und so gieng allezeit das Reden und Rechnen her und hin, bis aus der ganzen Sa-

che

che nichts wurde. Nach vieler Mühe gelang es doch einmal dem ehrlichen Beamten und seinem Schultheiß, daß Traubenheim nachgab, und sich dazu verstand, die Hauptabtheilung nach der Dorfsgröße machen zu lassen. Nun aber entstand in beyden Ortschaften ein innerlicher Krieg. Die Reichen verlangten nämlich nach Verhältniß ihres Viehstandes drey- vier- sechs- oder achtmal so viel, als die Armen, die nur ein einziges oder ein Paar Stückchen im Stalle hatten, und diejenigen, so gar kein Vieh hielten, sollten ganz durchfallen. Diese hingegen behaupteten, daß der Anschlag nicht nach den Häusern, sondern nach dem Viehstand gemacht werden müße. Der Schultheiß von Langenhausen war auf der Seite der Reichen und wurde von den Armen jämmerlich verlästert und verfolgt; noch aber weit schlimmer stand Ortmann, sein Amtsbruder, bey den Reichen in Traubenheim, weil der ehrliche Mann, ob er gleich selbst acht bis zehn Stück Rindvieh unterhielt, gleichwohl den jährlichen Ertrag nach der Häuserzahl ausgetheilt wissen wollte. Das Geschrey der begüterten Filze über dieses Urtheil war so schrecklich, daß man hätte glauben sollen, die ganze Heerde blöcke in eigner Person um das liebe Gras. Die armen Leute, die vom Taglohn dieser Schreyer lebten, mußten endlich nachgeben; dafür aber bestanden sie nun darauf, daß es beym Alten bleiben solle. Ortmann hatte sich indeß viele Feinde gemacht, und Wulfing wurde nicht weniger als Anstifter verlästert.

Ein Umstand, der leicht den gnädigen Herrn hätte zurück schrecken können; aber Gustav war unabläs-

sig in allem, worauf er verfiel. Sein erstes Bemühen war also, die Langenhäuser wieder auf die Bahn zu bringen. Er schrieb deßwegen an den Herrn von Schleich, der Gutsherr von Langenhausen und Kammerjunker zu Bamberg war; dieser gab seinem Amte Befehl, den grossen Waasen mit Traubenheim nach der Häuserzahl abzutheilen, und Gustav eilte nun, so viel als möglich, mit der Ausführung seines Vorhabens, weil er wohl wußte, wie schwer es hält, eine Gemeinde zu vereinigen, wenn man ihr Zeit läßt, erst über das Vorhaben im Wirthshaus zu schwätzen und sich zu verabreden.

Kurz entschlossen, ließ er also die Gemeinde vor's Schloß kommen.

„Der große Gemeinwaasen zwischen hier und Langenhausen, sprach er, hatte schon eine Menge vergeblicher Streit veranlaßt; immer aber, ihr lieben Traubenheimer! seyd ihr darinn einig gewesen, daß das schöne Stück Land zehnmal besser benützt werden könnte, wenn jeder Ortsbewohner ein Stück davon als Eigenthum bekäme, und als Acker oder Wiese nach Gefallen benützen dürfte. — Nur über die Art der Vertheilung seyd ihr noch immer im Streit. Die Reichen wollen in Rücksicht auf ihr Vieh mehr als die Armen, und die Armen glauben als Hausbesitzer eben so viel Anspruch auf ein Gemeinrecht zu haben. Es liegt mir nun daran zu wissen, welche von euch begüterten Einwohnern den Armen das bischen Feld vergönnen oder nicht; aber mündlich will ich es nicht wissen! es giebt dann blos ein unanständiges Gelärm, und am Ende weiß doch niemand, wer dafür oder dawider ist“.

Eben rührten sich die Tollköpfe des Dorfs, und ohne Zweifel würde wieder ein wildes Gelärm entstanden seyn, wenn nicht der gnädige Herr mit den Worten Friede gebothen hätte: Still! ich will euch ein Mittel vorschlagen, durch welches ihr euere Meynung zu erkennen geben könntet ohne Lärm und Geschrey. Wer die Austheilung nach den Häusern verlangt, der trete hier auf die rechte Seite des Hofs; wer sie nach dem Viehstande begehrt, der gehe zur Linken! Nur so viel bedenkt, daß des Abtheilens, Wegnehmens und Hinzuthuns kein Ende seyn würde, wenn man sich nach dem so veränderlichen Viehstande richten wollte. Sagt also, ob ihr deßwegen auf Ein Haus, so zu reden einen ewigen Fluch legen wollet, weil der gegenwärtige Besitzer entweder nur Ein Stück Vieh oder gar keines im Stalle hat"!

Hiemit trat Gustav selbst auf die rechte Seite. „Vivat, wer mir nachfolgt! rief er. Ich habe das meiste Vieh im Stalle; aber die Armen sollen leben"!!

Schnell liefen die Armen auf Gustavs Seite. Niklas und der Schultheiß machten den Anfang unter den Reichen, und die meisten folgten nach; denn ihnen kam es vor, als ob der jüngste Gerichtstag gehalten würde, wo die Guten zur Rechten und die Bösen zur Linken des Richters stehen sollen.

Nur etwa zwanzig Starrköpfe traten auf die linke Seite, an deren Spitze sich besonders Marks, Hermann und Veit hervorthaten. Sie standen und wisperten untereinander, krempten an ihren runden Hüten, und bleckten die Zähne vor Zorn, wie satte Hunde, die der hungerigen Katz den Brey verwehren.

Zur glücklichen Stunde kamen eben acht Würzburger-Husaren mit einem Korporal vor das große Schloßthor. Beym Anblick der vielen Menschen hielten sie an, und besetzten förmlich den Schloßweg. Jesus! Soldaten! rief Veit, und sprang wie unsinnig auf die andere Seite. Wie vom Wetter gerührt folgten ihm auch die übrigen nach, und das Volk stand auf einmal wie eine Mauer zur Rechten.

Gustav ließ sogleich Mann vor Mann in den Schloßhof kommen. Das Gemeinbuch lag auf dem Tisch, und die ganze Bauernschaft fieng an, sich zu unterschreiben.

Indeß kam auch der alte Schnurbart von einem Korporal, und begehrte mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Seine Absicht war, auf Befehl seines Fürstbischofs nach liederlichem Gesindel zu streifen, und in Traubenheim um das Streifrecht anzusuchen. Gustav lächelte bey sich selbst über den glücklichen Zufall, der eine so schnelle Veränderung in den Entschlüssen der Starrköpfe bewirkt hatte, die steif und fest glaubten, daß um ihrer willen der Schloßweg besetzt worden sey. Doch fand er nicht für rathsam, den Irrthum zu entdecken. Seine Unterthanen unterschrieben sämmtlich das Protokol, oder kleckſten statt ihrer Namen drey † † † darunter; und so war das schwierige Werk auf einmal im Reinen.

Die hundert Morgen Weyde wurden nach der Häuserzahl in achtzig gleiche Theile zerschlagen. Jeder Hausbewohner bekam fünf Viertl Land nach dem Loose. Der Neubruch trug überschwänglich Frucht,

und

und die dadurch reicher gewordenen Einwohner, die größtentheils geargwohnet hatten, daß es ihrem Herrn bloß um den Neubruchszehend zu thun sey, waren seelenvergnügt, als sie das schöne Stück einärnteten, ohne eine Garbe davon zu verlieren. Nun erst priesen sie die gute Veranstaltung; denn Viehweyden hatten sie noch immer genug, und fühlten also den Abgang nicht einmal. Die Langenhäuser sahen den Vortheil der Traubenheimer mit Neid, und vertheilten ihre 126 Morgen auf eben diese Weise; denn gute Beyspiele wirken gewöhnlich mit unwiderstehlicher Kraft; aber alles Reden ohne Beyspiel ist größtentheils unnützes Geschwätz.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großes Stück Wald wird angesäet, und ein Betrüger betrogen.

Mit dieser gemeinnützigen Anstalt beschloß Gustav das alte Jahrhundert. Mit einer noch wichtigern wollte er das Neue beginnen.

Zum Dorfe gehörte ein großer Gemeinwald, mit dem man seit undenklichen Zeiten schlecht gewirthschaftet hatte. Vor Alters bekam nicht nur jeder Ortseinwohner sein jährliches Maaß Holz daraus; auch an benachbarte Dörfer wurde jährlich eine ziemliche Menge verkauft. Nun aber reichte der Wald kaum mehr für das

Ort zu, und die Gemeinkasse, die sonst ein schönes Stück Geld aus dem verkauften Holz zog, kam sehr in Verfall.

Der erste Grund zur Abnahme der Waldung wurde schon bey der Wiedererbauung des Dorfes gelegt. Man hieb damals eine zahllose Menge Holz nieder, um das Dorf wieder herzustellen. An das sogenannte Schneiden der Stämme dachte noch niemand. Der dickste Eichbaum, aus dem man vier Bauhölzer gesägt hatte, wurde zu einem einzigen zusammengehauen, und da man das Bauholz unentgeldlich erhielt, so nahm jeder so viel Stämme, daß er noch auf zwey Jahre Brennholz übrig hatte. Von Steinen wurde fast nichts gemacht, und die Geschwelle lagen und faulten hart auf der Erde. War irgend ein Weg nicht mehr zu fahren, so brückte man ganze Strecken mit den gesündesten Bäumen. Wer Lust hatte, Geländer und Zäune zu setzen, der stellte sich an, als wollte er etwas bauen, vom Drittel des gefällten Holzes ließ er ein Stückchen Wand einziehen, einen kleinen Stall oder sonst etwas errichten, und verspaltete das übrige zu Geländer, Stöcken und Zäunen. Durch junge Schläge fuhr jedermann die Kreuz und Queere. Vieh und Geschirr drückten die schönsten Schößlinge zu Boden. Schafe und Rinder weydeten darinn, und frassen und traten viele tausend junge Reiser ab. Das wenige Lastholz blieb dazwischen stehen, und so entstanden die sogenannten lichten Eichen, die wenigstens einen Platz von 250 Morgen einnahmen, und keinen Nutzen gaben, als was die Schweinmastung abwarf. Gegen 300 Morgen waren zu einem ganz öden Anger geworden, auf dem

man

man das Vieh Hunger und Kummer leiden ließ. Der Jäger hieb Jagdwege nach Belieben durch den Wald, und ließ zur unschicklichsten Zeit jede Hohleiche fällen, in die sich ein Fuchs oder Marder verkrochen hatte. Die Bauern selbst hieben um jedes Spannbengels wegen den schönsten jungen Baum um, stahlen die Laßreiser zu Leiterbäumen und Deichseln; schlugen zur Pfingstzeit eine ungeheure Menge Birken, um, wie sie sagten, das Fest mit Mayen zu schmücken. Die jungen Bursche hieben nach Wohlgefallen um eben diese Zeit die schlankesten Birken, und stellten sie vor die Häuser ihrer Mädchen, so, daß Traubenheim zur Pfingstzeit einem halben Wäldchen glich. Taglöhner und Handwerker, die vom Waldwesen nicht das mindeste verstanden, wurden zu Holzförstern gemacht. Wer sich mit ihnen hielt, und jährlich etliche Pfund Butter daran wagte, durfte stehlen, so viel er wollte. Gar viele verkauften ihr Gemeinholz, und behalfen sich bloß mit Brechholz und gestohlener Waare. Dadurch kam aber auch die Waldung ganz in Verfall.

Ortmann, der Schultheiß, beherzigte zwar das Unwesen, und that der Verwüstung so ziemlich Einhalt; aber der Wald war einmal verdorben. Wulfing suchte das Volk zu überreden, die verödeten Plätze frisch anpflügen zu lassen; aber umsonst. — Was nützt uns der Anflug? schrien die meisten. Wir dürfen Arbeit und Saamen daran setzen, und unsere Nachkommen ziehen den Vortheil. Einige meynten denn wohl, daß man ja für seine leibliche Nachkommen sorge, daß man doch wohl selbst froh seyn würde, wenn

die Vorfahren besser gewirthschaftet und den Wald nicht so verwüstet hätten; da waren aber immer zwanzig Stimmen entgegen. Nach hundert Jahren, schrien die Starrköpfe, sorgt niemand für uns, was sollen wir auf hundert Jahre hinaussorgen.

Das ist wahrlich die Sünde der Väter, sprach Wulfing voll Unwillen, die der Herr an den Kindern heimsuchen wird bis ins dritte und vierte Glied; denn euere Kindes-Kindes-Kinder werden erst die Folgen der Sünde tragen müssen, die ihr dießmal begehet; aber ihr Leute seyd und bleibt unbekümmert um alles, was nach euerm Tod mit euch selbst und mit euern Kindern vorgehen wird.

Ich denke, wir geben den Herrn Pfarrer von Langenhausen auf, und gehen zu unserm Verwalter in die Kirche — sagten einige, die sich für Spottvögel hielten. Andere sagten: Es ist Gemeindssache, die den Verwalter nichts angeht. Wieder andere: Der gestrenge Herr kann gut schwätzen, er hat keinen Schuh breit bey dem Anger, und beym Umriß der öden Plätze fällt ihm keine Furche Schaarwerk zur Last.

Die wenigern, verständigern und bessern Leute schwiegen aus feiger Menschenfurcht, und Wulfing hatte wieder den Verdruß, eine seiner schönsten Unternehmungen vereitelt zu sehen. Gestrenger Herr! sagte der Schulze, wer sich eines bessern vom Volke versieht, kennt die Leute nicht, und wer sich darüber erzörnt, stirbt sicher an der Schwindsucht.

Nun aber sollte die Sache von neuem betrieben werden. Gustav ließ also das Dorfsgericht und zwölf

Abgeordnete von der Gemeinde zu sich rufen. Sie erschienen.

Wie stark ist euer Gemeindewald? fragte der gnädige Herr.

Er ist nicht genau gemessen, Euer Gnaden! man schätzte ihn vor dem Krieg auf 1600 Morgen, erwiederte der Schulz.

Das weiß man nicht zu sagen, fiel ihm Herrmann ins Wort; wer will so einen Wald messen.

Das kann man wohl; aber ich verlang es nicht, war Gustavs Antwort. Nur so viel sagt mir, ob er noch so stark ist, als vor hundert Jahren.

O lange nicht mehr so stark! rief Veit in vollem Hast. Es mögen wohl sechshundert Morgen eingegangen seyn.

Wilhelm. Mein seliger Großvater sprach immer, daß er sich wohl dächte, wie der große Anger vor den lichten Eichen noch voll Wald gestanden.

Schultheiß. Und der Anger beträgt beyläufig dreyhundert Morgen.

Gust. Wie kömmt es denn aber, daß das ganze Stück Wald ausgestorben ist?

Herrm. Das will ich wohl sagen, gnädiger Herr! der Boden taugt nichts.

Ludw. Freylich, freylich taugt er nichts, Euer Gnaden!

Veit. (der es nicht erräth, warum Herrmann und Ludwig den Boden so schlecht machen). Aber die sechs oder acht Birnbäume, die darauf stehen, schlagen doch fast alle Jahre gut ein.

Herrm.

Herrm. Ja, das glaube ich, weil die Schafe darauf getrieben werden. Der Schafdünger thut schon viel, aber, wie gesagt, wenn keine Schafe hinkämen, dann wär's ein ander Ding! —

Gust. (spöttisch). Aha! deßwegen hat man sie wohl auch sonst in junge Schläge getrieben, um das Holz besser wachsen zu machen?

Schulth. (lächelnd). So klug war man noch vor sechzehn Jahren in Traubenheim; aber den Handgriff hab ich seit meinem Schultheißamt eingestellet.

Gust. Noch Eins, Herrmann! wie kömmt es denn, daß das Stück Boden, das doch sonst schönes Holz brachte, nun auf einmal so schlecht geworden ist?

Herrm. Lieber Gott! die Welt wird halt immer schlechter.

Gust. (hastig). Das merk ich an dir, elender Tropf! — aber nun auch kein Wort mehr von kahlen Ausflüchten! Der Anger soll und muß wieder angesäet werden. Wenn ihr nicht gutwillig an die Nachkommen denken wollet, so weiß ich Mittel dafür. —

Niklas. Mir thut es leid, gnädiger Herr! wenn wir alle so schlecht im Kredit stehen.

Wirth. Der Schultheiß muß uns bezeugen, daß wir uns schon jenesmal, als der Herr Verwalter den Vorschlag that, nicht geweigert hatten. Wilhelm und Niklas wissen, wie viel Streit es darüber in meinem Wirthshaus abgesetzt hat.

Gust. Ich kenne meine Leute! aber bey allem dem seyd ihr, wie die meisten euers Standes, furchtsame Schweiger, wenn ein Wort für die gute Sache

gesprochen werden soll. Schweigen zur Unzeit ist oft eben so schädlich, und noch schädlicher als unzeitiges Geplauder. Der rechtschaffene Mann sucht keine Verdrüßlichkeiten; aber er scheut sie auch nicht, wenn es darauf ankömmt, Gutes zu stiften. Nicht euch, ihr rechtschaffenen Männer! gilt indeß der Vorwurf, sondern denen, die ihn verdienen. — Mit Einem Worte; Herrmann, Ludwig und wie ihr heisset; wollt ihr den verödeten Anger wieder ansäen helfen oder Zeit Lebens und immer die frisch umgerissene Langenhäuserweyde verzehnden?

Herrm. Nun, ach ja, gnädiger Herr! nur nicht das ganze Stück auf einmal!

Gust. Das verlang ich nicht. Rom war auch nicht in Einem Tage erbaut.

Gustav überlegte nun mit einigen der klügsten Nachbarn des Dorfs, welcher Fleck und wie viel noch in diesem Jahre umgerissen und umgehackt werden sollte. Die Drohung des Zehends schlug durch, und gieng wie ein Lauffeuer im Dorfe herum. Fünfzig Morgen Land wurden noch in dem nämlichen Herbste zur Saat des künftigen Jahres bearbeitet, und so sollt es von Zeit zu Zeit fortgehen.

Niemand war indeß unruhiger, als Herrmann. Auf einer Seite war es ihm um die Scharwerk und um das Stück Viehweyde zu thun; auf der andern um die Erfüllung seiner Weissagung, daß auf dem Boden zuverläßig nichts gedeihen werde. Vor Zorn über den kurzen Prozeß, den Gustav mit ihm gemacht hatte, konnte er die ganze Nacht nicht schlafen. Er warf

sich unter Hin- und Hersinnen wie ein Unsinniger herum. — Der schlafende Fuchs fängt keine Henne!" sagte er endlich bey sich selbst, und erwartete mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen, um mit seinem Spießgesellen Ludwig geheime Zweysprache zu halten.

Herrm. Das war ein verdammter Streich gestern, Gevater Ludwig! wir waren wohl Erznarren, daß wir so geschwind ins Bockshorn krochen.

Ludw. Ey! da hätte ein anderer sich sträuben mögen. Mit grossen Herren ist nicht gut Kirschen essen. — Aber der verfluchte Verwalter bläst dem Junker eine Teufeley nach der andern ins Ohr! — Wenn du nur vom schlechten Boden geschwiegen hättest! Nun wird der Anflug wie eine Hechel hervorstechen, und wir bestehen in Schanden.

Herrm. Hast du nicht selbst miteingestimmt, daß du mir nun die Schuld giebst?

Ludw. Freylich! aber wer hätte auch gemeynt, daß der gnädige Herr den Pliktri Plektri gleich merken würde?

Herrm. Drum eben! nun ist nur die Frage, wie wir uns heraushelfen.

Ludw. Ja helfen! Ansäen müssen wir, da hilft kein Zittern für'n Frost.

Ludw. Nur nichts mit Gewalt! Kurz und gut hat der Herr wieder Husaren bey der Hand, und unsere Kinder und Kindes-Kinder müssen noch dazu den Umriß auf der Langenhauser-Weyde verzehnden.

Herrm. Weder eins noch das andere; — aber reinen Mund, das sag ich dir, Gevater! — Wer

Heim-

Heimlichkeit offenbaret, verliert den Glauben, sagt die Schrift.

Lud. Die Zunge soll mir schwarz werden, wenn ich aus der Schul schwätze! Nur heraus mit!

Herrm. Der Jäger von Burrbach, mein Vetter, soll uns im Namen Gottes nicht stecken lassen. Nur müssen wir's einleiten, daß der Saame nirgends als bey ihm genommen wird, nnd das kann niemand besser, als du. Wenn ich den Vorschlag mache: so glaubt der Schultheiß gleich, daß ich Vetterchens spiele. Du aber kannst es ohne Verdacht, und ich spreche dann schon mit meinem Vetter, daß er schlechte Waare giebt, die nicht aufgeht.

Ludw. Aber dann dürfen wir noch einmal den Anger umarbeiten.

Herrm. Ah! daran ist nicht zu denken! Die ganze Gemeinde wird rebellisch, wenn der Herr noch einmal davon anfängt, und er selbst glaubt dann, daß der Boden nichts taugt. Auf diese Weise behalten wir den Raasen für's Vieh, und bringen die Schaarwerk vom Halse.

Ludwig übernahm es mit Freuden, bey Ortmann den Holzsaamen des Jägers von Burrbach auf's beste zu empfehlen und zu loben, nnd Herrmann machte bey seinem Vetter nach allerhand Umschweifen den boshaften Antrag.

„Ich weiß für jemand, der verdorbenen Holzsaamen hat, gute Käufer“ — sagte er wie im Scherze. Dann fängt er an, seinem Vetter von der neuen Waldsaat zu erzählen, und wie er gleich wegen des Saamens an ihn gedacht habe. Nach allerley Umschweifen

rückt er endlich mit dem saubern Vorschlag heraus. Auf die Weise, sagte er, kannst du nicht nur einmal, sondern dreymal Profit ziehen; denn, wenn nichts aufgeht, so läßt der Herr das Stück sicher umreissen, und wieder frisch besäen, bis es endlich im Stande kömmt. „Aber das wird er sich dann vergehen lassen", erwiederte der Jäger. — Herrmann stellt dagegen vor, daß das ganze Dorf daran nicht denken würde, dem Saamen die Schuld zu geben, weil er schon längst vorgebaut und den Boden verschrieen habe. Gesetzt aber auch, fuhr er fort, der Herr käme auf die Schliche: so läßt sich schon ein Nebel herummachen. Entweder muß die Witterung des Himmels oder die Bearbeitung der Erde die Schuld haben. Und am Ende, was verschlägt dir's? gesetzt auch, der Saame wird von anderswo genommen, so bist du doch mit der ersten Aussaat der schlechten Waare los: doch, das steht bey dir.

Der Markt gefiel Anfangs dem Jäger. Er hatte viel verdorbenen Holzsaamen, und war gar nicht abgeneigt, ihn für gut zu verkaufen. Gesetzt auch, dacht' er bey sich selbst, ich verliere dadurch den Kredit in Traubenheim. — Was liegt daran? die Bursche kaufen mir doch all ihr Lebtag keinen Metzen mehr ab. Wer weiß, ob sie in hundert Jahren noch einmal 30 Morgen ansprengen lassen.

Des folgenden Tags fieng er aber an, das Ding besser zu überlegen. Er und Herrmann waren nie sonderliche Freunde. Der Jäger wollte die Welt todt fluchen, und Herrmann todt bethen. Der Jäger rief bey allen Lügen den Teufel, und Herrmann den lieben Gott zum Zeugen.

Ob nun gleich einer ein Schelm war, wie der andere; so waren sie's doch auf so verschiedene Weise, daß keiner den andern wohl leiden konnte. Wie kömmt's doch, dachte der Jäger, daß Herrmann auf einmal so dienstfertig wird, und mir einen Haasen in die Lappen jagen will? Sollt es ein Kerl, der seinen Herrn und sein ganzes Dorf hinter das Licht führen will, mit mir gut meynen? und müßte nicht der Heuchler selbst zwey - dreymal in die Schaarwerk ackern, wenn die fünfzig Morgen so oft angesäet werden, als er mir vorschwäzt?

In diesen Betrachtungen war eben der Jäger vertieft, als der Schultheiß von Traubenheim hereintrat, um vorläufig auf Holzsaamen Bestellung zu machen: Wenn wir gute Waare bekommen, sagte dieser, so giebt es ferner gute Loosung; denn alle Jahre werden nun 50 Morgen angesäet, bis wir auf einem Anger von mehr als dreyhundert Morgen herum sind.

Wie? fragte der Jäger, also nicht nur ein für allemal fünfzig Morgen, sondern alle Jahre so viel? — Müßt ich nicht ein Narr seyn, wenn ich mir gleich Anfangs durch schlechte Waare die Kundschaft verdärbe! sagte er dann bey sich selbst, und war schon im Begriffe, Herrmanns schändliches Ansinnen zu verrathen, weil er glaubte, daß dieser blos darauf umgehe, ihm gleich im ersten Jahre die Kundschaft zu rauben; bald aber besann er sich anders; versprach dem Herrmann zum Trotz vom besten Saamen zu geben, und die Saat selbst zu besorgen.

Indeß prophezeyte dieser auf allen Bänken des Dorfs herum: Gebt Acht! — Aus dem Anflug wird

nichts — Der Boden, wie gesagt, ist zu schlecht — Es gehen euch keine hundert Ruthen auf! Aber welch ein Schrecken für den scheinheiligen Bösewicht, als er an einem Abend gähling auf den Anger kam, und mit eigenen Augen sah, wie der Anger gleich einem gesegneten Hanflande hervorstach! Er hätte hineinspringen und die jungen Schößlinge zu Boden treten mögen. Welcher Prophet kann aber auch gleichgültig seyn, wenn seine Weißagung nicht zutrift.

So geht es mit dem Otterngezücht, sagte Herrmann zu Ludwig, als er hörte, daß alles Volk über die Waldsaat frohlockte. Wenn ein ehrlicher Mann etwas zum Besten des Dorfs thun will: so sind immer zehn für Einen da, die sich freuen, wenn's umschlägt. Aber der Spitzbub von einem Jäger, der Bluthund soll mir einmal unter die Hand kommen! Meynt er wohl, Herrmann laßt sich wie ein Bär an der Nase führen?

Kurz! Herrmann tobte, wie unsinnig, in Ludwigs Gegenwart; mit seinen übrigen Nachbarn aber sprach er nie von dem neuen Anflug, ohne Gott Lob dazu zu setzen. Selbst gegen den gnädigen Herrn, der ihn über die Waldhistorie gar unsanft angelassen hatte, bezeugte der Schalk sein überaus großes Vergnügen, und betheuerte noch einmal, daß er nie geglaubt hätte, daß der Anger so fruchtbar wäre. Meinem Vetter in Burrbach aber, setzte er hinzu, hab ich's recht eingebunden, uns ja vom besten Saamen zu geben. — Dann lobte er die großen Einsichten des gnädigen Herrn, und entschuldigte sich noch einmal auf's Beste.

Der

Der mißlungene Streich hatte den Heuchler indeß abgeschreckt, noch mehr dergleichen Schwänke zu wagen, und auf Rache gegen den Jäger sann er so wenig, daß er vielmehr in beständiger Angst war, wohl gar verrathen zu werden. Das Volk, ermuntert durch den wohlgerathenen Anflug der fünfzig Morgen, that die Arbeit mit mehr Lust, als Anfangs, und Gustav hatte die Freude, noch mit eigenen Augen den ersten Erfolg eines Unternehmens zu sehen, für das ihn noch Kindes-Kindes-Kinder segnen und preisen.

Siebenzehntes Kapitel.

Schon wieder zieht eine trübe Wolke über Traubenheim.

Mit dieser Anstalt noch nicht zufrieden war nun Gustav auch darauf bedacht, mit dem schon vorhandenen Walde besser wirthschaften zu lassen. Zu dem Ende unterwarf er das ganze Gemeinholz der Aufsicht seines Revierjägers, das von nun an forstmäßig mußte geschlagen werden. Hatte jemand einen Bau vor, so wurden sehr genau die nöthigen Stämme berechnet; der Abfall gehörte nicht mehr dem Bauherrn, sondern der Gemeinkasse. Zur Ersparung des Holzes und zur Beförderung der Dauer mußte jeder, der ein Haus oder einen Stadel bauen wollte, drey Schuhe Mauerwerk aufführen, damit die Geschwelle nicht so tief zu lie-

liegen kamen. Auf den Wald selbst wurde so sehr gesehen, daß niemand ungestraft nur einen Leiterbaum umhauen durfte. Noch weit mehr hätte freylich geschehen können; aber das wenige, was Gustav unternahm, erregte schon Unwillens genug, besonders, weil nun der herrschaftliche Jäger über den Wald gesetzt war, welches viele für den grausamsten Eingriff in ihre Rechte hielten. Doch fehlte es auch diesmal nicht an vernünftigen Leuten, die Gustavs väterliche Absicht erkannten; und die Liebe dieser bessern Menschen schien ihm mehr werth, als das Lob aller Unwissenden und Schlechten.

Es war im Herbste 1703, als er in Gesellschaft seiner Karoline, und des Herrn Pfarrers und Verwalters wieder einmal auf den großen Anger fuhr, um den frischen Umriß zu betrachten, und die Freuden zu genießen, die ein ehrlicher Mann fühlt, wenn er ein gutes Werk ansieht, von dem er sagen kann: Es ist mein Werk.

Bey seiner Zurückkunft nahm er den kleinen Heinrich auf den Schoos, und spielte wie gewöhnlich mit ihm. Der Knabe ritt auf seinem Knie, und schwätzte nach seiner Weise gar traulich und lieb. Auf einmal lallte Gustav ganz unvernehmlich, als wäre ihm die Zunge gefesselt, und schauckelte den Knaben nicht mehr... Ach! reite doch zu, lieber Vater! sagte der Kleine. Kann nicht . . . stammelte Gustav, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit seiner Karoline. Sie lief auf ihn zu. Seine Gesichtsfarbe war merklich verblaßt, und sein Mund völlig verzogen. Was ist dir,

um Gotteswillen! lieber Gustav! fragte sie, und nahm den Jungen vom Schoos. Weiß nicht . . . lallte Gustav, und lehnte sich gegen seine weinende Gemahlinn, wie wenn er aufstehen wollte. Aber ach! die ganze rechte Seite war gelähmt, und die Zunge gänzlich geschwächt. Karoline rief ihr Gesinde zusammen, und der Pfarrer und Verwalter, die kaum eine halbe Stunde zuvor ihren gütigen Herrn frisch und munter verlassen hatten, wurden eiligst gerufen. Sie fanden Karolinen ganz untröstlich am Bette ihres Gemahls, und auch dieser fieng bitterlich zu weinen an, als er seine beyden Getreuen herein kommen sah. Vor Rührung konnte keiner ein Wort hervorbringen, bis sie die erste Bestürzung ausgeweint hatten. Es war aber auch ein jammervoller Anblick, diesen vor wenig Stunden noch so geschäftigen, geistvollen Mann auf einmal an Körper und Seele so sehr gelähmt zu sehen. — Eine große Bestürzung gieng durch's ganze Dorf. Nur wenige niederträchtige Gesellen waren froh, daß der ihnen so furchtbare Kopf Gustavs geschwächt war. — Im Geiste triumphirten sie schon über Wulfing, der nun seine Stütze verloren hatte.

Doch so ganz war sie noch nicht gefallen. Nach einer Zeit von drey Wochen konnte Gustav wieder außer dem Bette seyn, und von zwey Menschen geführt zur Noth über das Zimmer gehen; auch die Sprache kam so ziemlich wieder; aber ach! der Verstand hatte so sehr gelitten, daß keine völlige Wiederherstellung zu hoffen war.

Unermüdet war indeß die Sorgfalt unsrer Karoline. Sie schien mit Pfarrer Ehrlich und Wulfing zu wetteifern, um ihren Gemahl in seiner traurigen Lage zu erheitern. Diese beyden Freunde in der Noth, und mit ihnen auch Lieberich kamen täglich in das Schloß — denn seit der zweyten Verheurathung Gustavs wohnte Pfarrer Ehrlich nicht mehr im Schloße, und hatte eine Schwester mit einem Knaben bey sich — die Witwe geworden. — Sie gaugelten den alten Herrn im Zimmer auf und ab, und plauderten dabey mit ihm, wie mit einem Kinde, das erst anfängt zu stammeln. Wenn denn Gustav die Wörter nicht aussprechen oder keinen Sinn der Rede zusammbringen konnte, weinte er gewöhnlich wie ein Kind, und seinen Führern liefen die hellen Thränen über die Wangen herab.

Glücklich ist der Herr, der seine Diener zu Freunden hat, wenn gleich diese Freunschaft vielen Tausenden des Suchens und Annehmens nicht werth scheint! Dieß fühlte Gustav jetzt mehr, als jemals. Keiner der vornehmen Höflinge, mit denen er in Bamberg lebte, würde sich seiner mit so zärtlicher Sorgfalt erbarmt, ihn so gegaugelt und gepflegt haben, wie diese bürgerlichen Freunde. Jene würden fast all den Anblick des Elendes vermieden, und die lange Weile eines Krankenzimmers geflohen haben, um angenehmere Gesellschaften zu suchen; diesen aber war es so wenig um eigene Zerstreuung zu thun, daß sie nur wünschten, ihrem lieben gütigen Herrn sein Leben versüßen zu können.

Ein ganzer Winter gieng so dahin. Gustav, dessen Seelenkräfte durch den erlittenen Schlagfluß sehr geschwächt waren, ließ kaum eine Spur seines ehmaligen Scharfsinns blicken; aber sein gutes Herz blieb ganz unverändert sich gleich. Oft drückte er seiner Karoline weinend die Hand, und stammelte: Gutes, junges Weib! hast viele Sorgen und Mühe! Gott vergelt es dir! Das nämliche that er auch gegen seinen Pfarrer — Wulfing und Lieberich. Verlaßt mich nicht! sagte er mehr als Einmal, und weinte dabey bitterlich. — Der Anflug des jungen Walds lag ihm noch immer im Sinne. Bald sprach er oder stammelte vielmehr von Dingen, die schon längst geschehen waren, als sollten sie erst geschehen; bald von noch nicht einmal angefangenen, als wären sie schon vollendet. — Man mußte sich daher sehr hüten, ihm etwas von Geschäften zu sagen; denn in dem Falle war er unermüdlich davon zu sprechen. Hundertmal in Einem Tage so was zu erinnern war ihm nicht genug. Dabey aß er beständig und wohl dreymal so viel, als sonst. Selbst der kleine Heinrich, der sich immer um ihn herschmeichelte, sagte mehr als einmal: Lieber Vater! iß nicht so viel; wirst krank!

Mit Sehnsucht erwartete nun Karoline den Anbruch des Frühlings. Sie zählte nicht nur auf mehrere Zerstreuung für ihre eigene Person, sondern auch auf die Wiedergenesung ihres Gemahls. Die Schwester des Pfarrers, die Ehrlich, als ihr Mann gestorben war, mit ihrem Sohne zu sich nahm, und die auch, wie einst ihre Jugendfreundinn, d.e sie in Sippstein

stein zurücklassen mußte, Rosine hieß, war indeß ihre einzige Gesellschafterinn; aber häuslicher Geschäfte wegen, da sie die Wirthschaft ihres Herrn Bruders besorgte, konnte sie bey weitem nicht so viel im Schloße seyn, als es Karoline wünschte. Nun kam endlich die ersehnte Frühlingszeit! aber für Gustav brachte sie keine Hilfe, wenn man das nicht schon so nennen will, daß er wieder zur Noth mit einem Stecken im Zimmer herumgehen konnte, wenn er sich dabey noch dazu mit der einen Hand an der Mauer einhielt. Für Karoline kamen hingegen der Zerstreuungen und Gemüthserheiterungen so viele, daß man nicht mehr Ursache hatte, sie wegen ihrer Einsamkeit, wohl aber wegen ihrer Gesellschaft zu bedauern.

Achtzehntes Kapitel.

Dem's an Versuchungen gebricht;
Der rühme sich der Tugend nicht.

Karoline war bey der allereinfachsten Erziehung aufgewachsen. Ihr Vater, der in churbaierischen Diensten stand, starb, da sie noch nicht das sechste Jahr erreicht hatte. Seine Hinterlassenschaft war äußerst geringe, und würde lange nicht zur nothdürftigsten Unterhaltung seiner zurückgelassenen Wittwe und Tochter hingereicht haben, wenn nicht der Fürst, in dessen

Diensten er starb, ein kleines Gnadengehalt für sie ausgesetzt hätte, von dem sie in einem fränkischen Städtchen, da ihre Mutter aus Franken war, sehr bürgerlich lebten. Karoline sah daher niemals die große Welt. Ihre Mutter und einige gute Freundinnen aus dem Städtchen waren ihr einziger Umgang. Noch hatte sie das 13 Jahr nicht erreicht, als sie auch ihre fromme Mutter verlor. Nothgedrungen übernahm nun ihr alter Oheim zu Sippstein die verwaiste Karoline, und erzog sie noch eingeschränkter, als sie bisher gelebet hatte. Vierteljahre kam oft kein fremder Hund in das Schloß; denn der alte Oheim war mürrisch, und sah seinen Gästen immer lieber auf den Rücken als ins Gesicht. Sein einziger Sohn sogar, der in Bamberg Regierungsrath war, kam oft jahrelang nicht zu ihm, weil er den Zuspruch allemal mit bitterer Langweile bezahlen mußte. Nur der Pfarrer von Sippstein konnte sich in die Laune des alten Herrn schicken, und galt daher viel bey ihm. Karoline wuchs unter diesen Umständen in ländlicher Einfalt empor, und kannte die Welt und ihre Verführungen nicht.

In eben der ländlichen Einfalt und nur von guten Menschen umringt lebte sie darauf in Traubenheim. Jetzt aber nahte sich die Stunde der Versuchung. Moritz von Schleich, der bisher als Kammerjunker zu Wirzburg sich aufhielt, kam mit seiner Schwester im Frühlinge 1704 auf sein Rittergut Langenhausen, um da den Sommer zuzubringen. Er war beständig von jungen Hofleuten umlagert. In seinem Schloß herrschte nichts als Spiel und Tanz, und auf der Flur umher

Jagd

Jagd und Peinigung des armen Wildes. Nächstdem streifte er in der ganzen Gegend mit seiner Gesellschaft herum, sich die Zeit zu verkürzen, die ihm als einem Menschen, der auf Gottes Erde nicht arbeiten konnte und wollte, gleich zum Eckel ward.

Kein Ort schien ihm aber zu seinen Streifereyen bequemer, als Traubenheim. Es lag ihm wie dem Marder der Hühnerhof. Ein schöner, kurzer Weg; ein alter seelenblinder Hausherr, und eine junge, feurige Gemahlinn — das waren Umstände, bey denen unserm Junker der Zahn wässerte.

Vor Zeiten hatte er das traubenheimische Schloß wie ein Stockhaus geflohen. Therese war in seinen Augen eine Bethschwester, und Gustav ein Dorfsschultheiß. Nun aber gelüstete dem Spürhund nach dem sonst verschmähten Revier. Die Krankheit des alten Herrn war ein feiner Vorwand für ihn, mit Ehren in ein Haus zu kommen, das er noch nie betreten hatte.

Den ersten Besuch machte er ganz allein. Ihm gelang es, mit dem ehrlichen Gustav zu weinen, und dieser war schwach genug, Krokodilsthränen für Zäher des Mitleids zu halten. Neugierig und lüstern blickte dabey der Junker nach Karoline, streichelte der schönen Mutter willen den kleinen Heinrich, und wiederholte den Besuch bald darauf in Gesellschaft seiner Schwester, die eben so wenig, als er, im Ruf der Heiligkeit stand. Auch dießmal schien er sich um die gnädige Frau nur so viel zu bekümmern, als der Wohlstand foderte; desto mehr aber schwatzte er mit ihrem

schlagflüßigen Gemahl von Krankheitsangelegenheiten, vom langenhauser Neuriß und vom jungen Anflug des Waldes. Er schlug eine Spazierfahrt nach Langenhausen vor, und Gustav von seinen Thränen und Liebkosungen bezaubert kam zum Gegenbesuch, ehe eine Woche vergieng.

Mit ausgestrecktem Arm flog ihm der Junker entgegen, hob ihn selbst aus dem Wagen, und führte ihn mit hocheignen Händen die Treppe hinauf. Im Zimmer war, wie gewöhnlich, fremde Gesellschaft. Wie von ohngefähr kam Musik; es gieng zum Tanz, und Karoline gebehrdete sich nach einem so langen trübseligen Winter, wie ein Vogel, der dem Käficht entwischt ist. Im Reihen drückte Moritz von Schleich gar zärtlich ihre Hand, und war überhaupt so gefällig und galant, daß Gustav Verdacht schöpfte gegen die Absichten des Junkers.

Zum Schrecken des kranken Herrn vergiengen keine sechs Tage, als Moritz mit einem ganzen Zug seiner wackern Gesellschaft schon wieder in Traubenheim eintraf, um sich zu erkundigen, wie die Spazierfahrt angeschlagen. Man spielte, man gieng in den Garten, man lief alle Zimmer und Winkel des Schloßes durch, und Gustav, mit dem man vormals so traulich gekoset hatte, — Gustav war gänzlich vergessen. . . Moritz von Schleich benützte indeß jeden Augenblick, der gnädigen Frau viel vorzuschwätzen von seinem Mitleiden, von ihrer trüben und traurigen Lage; von den Lustbarkeiten am Hof, vom Elend des Landlebens im Winter und dergleichen. Er empfahl ihr zur Aufheite-

terung fleißige Spazierfahrten, und konnte nicht genug versichern, wie angenehm ihre fernern Besuche seiner Schwester seyn würden.

Auf der Seite hatte Karoline noch nie ihr Schicksal betrachtet. Sie sah bisher noch immer auf das mit untermengte Gute; nun aber allein auf ihr Unglück. — Das wollte, das suchte der Junker; denn der erste Schritt zur Verführung ist, daß man den Menschen unzufrieden macht mit seinem Zustande, und ihm angenehmere Lagen vorspiegelt.

Täglich züngelte nun Karoline noch Zerstreuungen; aber Gustav hatte keine Lust mehr, wieder nach Langenhausen zu fahren. Vergebens drängt und treibt sie; vergebens schützt sie vor, daß eine Spazierfahrt zu seiner Genesung mehr beytragen würde, als zehn Apotheken. Gustav ist zu allem bereit, nur für Langenhausen hat er kein Ohr. Er ist sogar schwach genug, ihr merken zu lassen, warum ihm Langenhausen nicht ansieht, und seine selige Therese mit Thränen zurück zu wünschen.

Hätte Gustav nur allein Eifersucht gehegt — je dann würde Karoline sich leicht getröstet und bey sich gedacht haben: Sey froh, wunderlicher Mann! daß du ein Weib hast, das schön, jung und artig genug ist, auch andern zu gefallen, und dich eifersüchtig zu machen! Aber daß er noch seiner Therese das Thränenopfer brachte, daß er nach der Art der meisten Wittwer seiner ältern Geliebten den Vorzug vor der jüngern zugestand — das war unverzeihlich in den Augen seiner Gemahlinn; denn beym Vergleiche mit andern will jede gewinnen, keine verlieren. Ach

Ach Gott! ach Gott! rief Karoline mit Schluchzen: Bin ich nicht ohne dieß elend genug, daß du mich noch elender machest durch eifersüchtige Grillen? wie gerne wollte ich deiner seligen Therese das Glück vergönnen, statt meiner Krankenwärterinn zu seyn! aber so geht es, wenn junge Mädchen sich bethören lassen vom Zureden eines alten grämlichen Oheims.

Dieß sagte sie mit einem Tone der Verzweiflung; gieng in das Nebenzimmer, warf sich ins Bette, und weinte, daß eine Thräne die andere schlug; kam dann mit rothem Gesichte zurück, war ungefällig, zählte ihm ihre bisherige Sorgfalt und seine Undankbarkeit an Fingern herab, und bestärkte dadurch seinen Verdacht.

Zum Unstern erschien an eben dem Tage Moritz, der zudringliche Gast, schon wieder, und fand die gnädige Frau ganz verstimmt und niedergeschlagen. „Was fehlt Ihnen, schöne Gnädige! fragt er mit scheinbarem Mitleiden; aber seine Augen blicken dabey unter den Wimpern hervor, wie Räuber aus dem Busche. „Ach! lassen Sie mich! lassen Sie mich! seufzt sie: „meiner Leiden seh ich kein Ziel.

Das war eine Stimme, die der Niederträchtige längst schon gerne gehört hätte; denn das Weib, das einmal anfängt über häusliche Verfassung zu klagen und Ehestandszwiste zu offenbaren, ist schon halb in den Stricken des Verführers.

Ach! vergeben Sie solchen Schwachheiten! sagt der Junker mit einem herzlichen Händedruck. Freudenhaß und Eifersucht sind gewöhnlich bey Geistes- und

Körperschwäche. — Freylich können Sie Sich nicht in alle Mißlaunen Ihres Herrn Gemahls fügen, meine liebste gnädige Frau! wenn Sie nicht eben so tiefsinnig werden wollen, als Ihre verewigte Frau Vorfahrerinn. Man ist sich selbst der Nächste, und muß in solchen Fällen thun, was man vor sich selbst verantworten kann. — Vorwürfe schwacher alter Personen muß man mit Leichtsinn übersehen. Es sind Krittelreden, die Ihnen in schwachen Augenblicken entfallen, über die Sie selbst nichts denken.

So hatten Pfarrer Ehrlich und Wulfing noch nie mit ihr gesprochen. — Dafür aber war sie bisher gelassen im Leiden und getreu ihrer Pflicht. Nun aber sank sie in tiefes Nachsinnen, und war ungewiß, wen sie hören, wem sie folgen sollte.

Der Lasterhafte, der einmal anfängt, mit sich selbst uneins zu werden, der sich selbst Vorwürfe macht und widerlegt, dann unentschlossen ist, was er thun oder lassen soll, ist schon auf dem Wege der Besserung. Weit gewißer aber ist der Tugendhafte, der für reizende Fehler im voraus Entschuldigungen sucht, auf dem Wege des Verderbens. — Kömmt dazu noch unverdienter Argwohn von Seiten anderer, so, daß er böser Absichten beschuldiget wird, wo er sich keiner bewußt ist, so fällt er um so viel leichter in die Fehler, deren man ihn schuldig oder fähig hält, entweder um sich zu rächen, oder auch weil er den Verdacht lieber verdienen, als unverdient tragen will. Nun fehlt nichts mehr, als ein Verführer, der Fehltritte beschöniget, und vorläufig das Gewissen einschläfert — dann gute Nacht, Tugend!

Ka-

Karoline, unbekannt mit den Ränken der Verführungskunst, vermochte bey solchen Umständen nicht länger zu widerstehen. Zwar kämpfte sie viel mit sich selbst:

„Wie lange wird's auch noch dauern? Wie schnell kann alles vorüber seyn!“ sagte sie zu sich selbst. — Aber es kann auch noch mehrere Jahre dauern! dachte sie wieder.

„Er meynt es so böse nicht! selbst sein Verdacht ist Liebe; — aber mit lauter Gutmeynen bringt er mich ins Grab, oder macht mich wenigst so tiefsinnig, als meine Vorfahrerinn war“.

„Er kümmert und kränkt sich, und ist ohnedieß elend genug; — aber bin ich nicht eben so elend? und kränkt mich sein unverdienter Verdacht weniger?

„Er war doch sonst ein so liebvoller Mann! aber was nützt mich im heurigen Winter der vorjährige Sonnenschein?

„Er hat mich von meinem schlimmen Oheim erlöset; — aber bin ich nicht vom Regen in die Traufe gekommen?

„Er hat mich aus meiner Dürftigkeit gerissen, und hinterläßt mir ein gemächliches Auskommen; — aber macht denn Gut und Geld glücklich? Hätte ich nicht auch einen jungen, zärtlichen Gatten bekommen können? —

„Wenn er todt ist, werde ich mich kümmern und mir Vorwürfe machen; — aber warum? Bin ich nicht unschuldig? . . . und Moritz hat Recht: es thut dergleichen seelenschwachen Leuten nicht so weh, als man

denkt; ihre Grillen sitzen nur auf der Zunge, nicht im Herzen.

„Die Welt wird mir's verargen; aber man muß in dergleichen Fällen thun, was man vor sich selbst verantworten kann, sagt Moritz, und soll ich der Leute wegen schon jetzt die Wittwetracht anlegen? —

„Nach Langenhausen soll ich nicht, sonst überall hin; — aber warum nicht an den einzigen Ort, wo's mir gefällt? Soll ich meinen freyen Willen einem Kerkermeister übergeben? und wäre es nicht schwarzer Undank, wenn ich die Freundschaft so edler Menschen, die mich nie mit einem Auge beleidiget haben, die mir mit so vieler Liebe zuvor gekommen sind, mit Gewalt von mir stieße"?

So stritt Karoline mit sich selbst; sie war Klägerinn, Advokat und Richter in der eigenen Sache, und behielt also Recht, und sank jeden Tag tiefer ins Verderben.

Merkt es euch, die ihr euch stark im Guten dünkt; der sicherste Wanderer ist dem Falle am nächsten! Merkt es, die ihr euch selbst gefallt mit euerm weichen, fühlenden Herzen. Das beste Herz ist in doppelter Gefahr, wenn es nicht durch Religion und Menschenkenntniß gelenkt wird.

Merkt es, die ihr euch hoch vermeßt euerer Unschuld wegen und auf's gute Gewissen trotzt; die Handlung ist nicht gut, für die man bey sich selbst hundert Entschuldigungen braucht. Scheinausflüchte schläfern zwar auf eine Zeit das böse Gewissen ein; aber sie machen kein gutes. Die Scheingründe, mit denen man

bö-

böse Thaten bemäntelt, sagte Pfarrer Ehrlich, sind wie einige Hände voll Erde, mit denen man einen nackten Felsen bestreut. Der erste Platzregen führt den Scheingrund weg, und der öde Steingrund guckt wieder hervor. Jeder Mensch weiß Entschuldigungen für seine Fehler, aber nur der hat ein gutes Gewissen, der keiner Entschuldigungen bedarf.

Eine Handlung, die wir nicht geradezu, wie sie ist, ohne Verdrehung und Beschönigung jedem Rechtschaffenen im Nothfalle erzählen dürfen, an die wir nicht selbst auf dem Sterbebette mit getrostem Muthe zurück denken können, ist nicht gut, und beschwert unser Gewissen. Das Gewissen selbst ist für uns, ehe wir fehlen, ein Zaum, und wenn wir gefehlt haben, eine Geißel.

Neunzehntes Kapitel.

Der gute Herr! — Er fault schon lange — Ihm waren alle Bauern gut!

Niemand war bey Gustavs Klagen und Karolinens Leichtsinn verlegener, als Wulfing. „Hätte ich nicht den letzten Rath der seligen Therese wieder auf die Bahn gebracht, so würde Gustav nie daran gedacht haben, ihn zu befolgen. — Das alles hätte ich voraus sehen können und sollen. Ist das nicht die gewöhnliche Folge von un-

ungleichen Ehen? und was nützt uns der Erbherr aus der Familie, wenn er nicht wird, was sein Vater war? und muß nicht der Knabe bey der Erziehung, die er nun ohne Zweifel bekömmt, ein zweyter Herr von Sturm werden?" — so sagte der Verwalter bey sich selbst, und machte sich Vorwürfe.

Vergebens bemühte sich die gnädige Frau, durch andere Zerstreuungen von Langenhausen abzuziehen, und durch Vorstellungen den alten Herrn zu gewinnen. Vergebens hielt Pfarrer Ehrlich bey allen Gelegenheiten Lobreden auf's gute Gewissen, auf die Geduld und auf eheliche, beharrliche Liebe. Vergebens ermahnte er in vertrauten Gesprächen zur Nachsicht gegen den alten, innigst guten, aber nun schwachen und kranken Mann. Alle Versuche des Pfarrers und Verwalters schienen Dung auf's Unkraut. Nichts vermochte die gnädige Frau für Langenhausen schadlos zu halten. — Je mehr Schwierigkeiten sie fand, je heftiger ward ihre Neigung. Moritz von Schleich bemerkte sogleich den Stein, der ihm im Wege lag, und ließ keine Gelegenheit vorbey, den Pfarrer als einen engherzigen Frömmler und Wulfing als einen herrschsüchtigen Grobian, beyde als Urheber der Eifersucht des gnädigen Herrn anzuschwärzen.

Das wirkte wie Feuer im Zunder. Karoline hielt nun jede Vorstellung ihres guten Pfarrers für Frömmeley, und haßte jeden Rathschlag ihres Verwalters als Herrschsucht.

Gustav war indeß tief betrübt über seinen Zustand. Sein körperliches Unvermögen hätte er noch

gerne getragen; aber schwer lag ihm der Kummer auf dem Herzen: „Karoline ist meiner und meiner Leiden nun überdrüßig; ich soll sterben, und kann nicht“!... Gott! ach Gott! rief er oft aus, wenn er mit Wulfing und seinem Pfarrer allein war, was hab ich gethan!

Gleich und gleich muß glücklich geh'n,
was ungleich ist, kann nicht besteh'n. —

Ach, fromme Therese! Du hast mir einmal nur zum Unglücke gerathen; aber ich bin unaussprechlich elend! Gott tröste dich! dabey zog er seine Schlafhaube herab, und hob sie mit beyden Händen weinend gegen Himmel. Dann drückte er den kleinen Heinrich weinend an seine Brust: Ach, Schmerzenssohn! wenn du nur ein guter Mensch wirst! Lieber Wulfing! sorg er einmal, wenn ich todt bin, für den Knaben, und sey er sein Freund, wie er der meinige war!

So währte der Kummer auf Seiten Gustavs und der Leichtsinn auf Seiten seiner Gemahlinn bis gegen das Spatjahr fort, als ein wiederholter Schlagfluß sich bey ihm einstellte, und unsern Gustav fast aller Sinne beraubte. Die Sprache war ihm nun ganz verfallen. Gegen das Verhältniß seiner Karoline war er nun gleichgültiger, als sie es gegen sein Leiden war — und Moritz von Schleich hatte nun freyes Gewerb. — Das fühlte niemand so sehr, als Wulfing, der die ganze Feindschaft des Junkers empfinden mußte. Karoline zog sich ganz von ihrer bisherigen Gesellschaft ab, und hatte keinen Vertrauten, als ihr Kammermädchen und das Schloßvolk von Langenhausen. Mit letzterm

spielte sie viel in der Karte, verlor ansehnliche Summen, und foderte sie dann mit allmöglicher Derbheit aus der herrschaftlichen Kasse; fuhr mit dem Meyereygespann, wenn die Feldarbeit am dringensten war, nach Langenhausen; selbst ihr Heinrich war ihr nicht mehr so theuer als sonst, und dieser ward, was Kinder in solchen Fällen zu werden pflegen, — gleichgültig gegen seine Mutter.

Frau Liebrichinn besorgte zwar die Wirthschaft; pflegte mit zärtlicher Sorgfalt des gnädigen Herrn; nahm sich des kleinen Heinrichs mütterlich an; aber bey alle dem war das Traubenheimerschloß, in welchem sich sonst alle häuslichen Freuden versammelten, wie eine eroberte Festung. Alles gieng durch und gegen einander. Unter den Dienstbothen war nichts als Hader und Klatscherey. Die gnädige Frau hieng immer denen an, die ihr am schönsten thaten, und den Pfarrer Ehrlich und Verwalter am besten verläumdeten. In dieser Kunst war niemand geübter als ihr Kammermädchen. Moritz von Schleich oder vielmehr seine Schwester hatten diesen kleinen Hausteufel empfohlen, und sie war dafür so dankbar, ihre gnädige Gebietherinn fleißig nach Langenhausen zu begleiten, und nach der Langenhauserschloßluft zu drehen.

Es war im Oktober 1704, als beyde wieder einmal das Fräulein von Schleich oder vielmehr ihren Bruder Moritz besuchten. Frau Liebrichinn, Marie und der kleine Heinrich sind indeß allein im Zimmer bey dem gnädigen Herrn. Er sitzt, wie gewöhnlich, in seinem Lehnstuhle. Auf einmal sinkt er vor sich nieder. Marie

rie fängt ihn auf; Frau Liebrichinn ruft um Hilfe. — Schnell lauft man nach Pfarrer Ehrlich — er kömmt in den ersten Minuten mit Wulfing und Lieberich gelaufen — Gustav athmet schwer — alle Sinne sind dahin; — kalter Todtesschweiß steht ihm auf der blassen Stirne, und ehe man mit ihm das Bett erreicht, ist Gustav, der Redliche, in den Armen seiner Freunde nach einer drey und siebzigjährigen Wallfahrt verschieden. Ein Eilbothe wird nach Langenhausen geschickt. Unzählige Thränen fließen um das Sterbebett des Gerechten. Wulfing — und Ehrlich fassen und drücken unter Schluchzen seine kalten Hände. Fast in allen Hütten des Dorfs ist Heulen und Wehklagen, wie um das Sterbebett eines Vaters.

Indem kömmt Karoline vom Spielen und Scherzen zurück ins Haus des Jammers. Wie eine Rasende dringt sie durch's Gewühl der Umstehenden bis vor's Todtenbett. Die Last ihrer Verwirrung liegt schwer auf ihr. Sie stürzt sich über den Leichnam, küßt des Erblaßten kalte Wangen, und tobt vor Schmerz, wie ein Mensch, der mit Gott hadert. —

Ehrlich, der wohl wußte, wie wenig Trost oder Vorstellungen an überworfenen Menschen haften, stand bloß und schaute mit starrem Blick auf sie hin. Die Trostlosigkeit und das zügellose Jammergeschrey der gnädigen Frau schien ihn weder zu befremden, noch zu rühren. — Es war, als erwachte er aus Träumen, als ihn Wulfing auf die Seite zog.

(Beyde allein).

Wulfing. (dem Pfarrer um den Hals fallend). Ach! lieber Pfarrer! Der Tod Gustavs giebt uns unsere Karoline wieder! — sie ist heftig erschüttert, und wird umkehren von ihrer Verirrung; aber wir dürfen nun nicht säumen, den Augenblick zu benützen.

Pfarrer. An dem nichts zu verlieren seyn wird; Karoline gefiel mir nie weniger, als eben jetzt.

Wulf. Wie, was, warum?

Ehrlich. Platzregen überschwemmen nur; aber sie dringen nicht ein, und bessern das Land nicht.

So wenig auch Ehrlich, der Menschenkenner, von Karolinens Reue erwartete; so ließ er doch die Gelegenheit nicht unbenützt; aber unrathsam schien es ihm, ihr in der ersten Aufwallung des Kummers mit den Gesetztafeln in den Weg zu treten. Erst am folgenden Morgen gieng er zu ihr allein auf's Zimmer. Ihr Schmerz war nach einer durchweinten Nacht nichts weniger als gestillt; nur gemäßiget war er. Ach, Herr Pfarrer! ich bin tief gebeugt! rief sie ihm beym Eintritt entgegen. — Nach einer kurzen Unterredung sagt sie: Nichts schmerzt mich mehr, als daß ich ihm nicht noch die Hand drücken, ihn bey meinen Thränen beschwören konnte, mir seinen Segen zu geben. —

Wir erwarten ja ein zukünftiges Leben, erwiederte der Pfarrer. Wir werden uns wiedersehen, und das Lebewohl, das wir hier einander nicht sagen konnten, wird sich dort in ein ewiges Willkommen verwandeln. Wohl dem, der getrost und mit lauterm Gewissen seine Erdenfreunde dort wieder umarmen kann!

Ach, das ist Trost, der mich betrübt, schluchzte Karoline.

Warum, gnädige Frau! fragte der Pfarrer: warum liegt für Sie kein Trost im Wiedersehen? wenn mich das Schicksal von meiner Schwester Rosina trennte, die doch nicht mein Weib ist — so wüßt ich keinen kräftigern Trost als den: Liebe, gute Schwester! nur auf kurze Zeit trennen wir uns! — Dort finden wir uns wieder, wo unsre Liebe, die wir hier als Geschwisterte für einander trugen, lauterer und ewig seyn wird. Wie du für mich eine so liebende Schwester warst in dieser, so wirst du auch meine erste Freundinn seyn in jener Welt!

Diese Rede, die Ehrlich mit bebender Stimme und glühendem Angesicht sprach, fiel Karolinen schwer auf das Herz. Sie barg ihr Gesicht in's Sacktuch, und weinte fast trostlos. Ach! sprach sie endlich mit gehemmter Stimme, — mir bangt vor dem Wiedersehen, wie vor der Zusammenkunft mit einem beleidigtem Freunde.

Eben wollte der Pfarrer die Antwort ergreifen, und ihr an das Herz dringen; aber zur ungelegensten Stunde trat Fräulein von Schleich in das Zimmer. Mit der geziertesten Wendung schlug sie schon unter der Thüre beyde Hände zusammen, schlang die Finger in einander, und kehrte die Ellenbogen auswärts: Ach! meine Liebste! schrie sie in voller Bestürzung, und fiel ihr mit Schluchzen um den Hals. Dann grüßte sie den Pfarrer, über dessen Gegenwart sie eben so betroffen war, als er über ihre Ankunft, mit vornehmem Kopf-

nicken; zog das einbalsamirte Schnopftuch heraus, und schrie unaufhörlich: Ach! was haben wir erlebt! Gott stärke Sie, meine liebe Karoline! — ach, was hab ich für eine Nacht gehabt! — Mein Bruder versichert Sie des herzlichsten Mitleids. — Er ist krank vor Schrecken — Es ist übermenschlich, daß ich wieder schon aus dem Bett seyn kann rc. rc. rc. und dabey weinte sie so trillernd und schön, als ob sie's nach Noten gelernt hätte.

So gieng das Geschwätz, Geschluchz und Händeringen unablässig durch einander, ohne daß Karoline nur einmal zur Antwort kam; Ehrlich aber, der es einsah, wie wenig er in einer solchen Gesellschaft ausrichten würde, schlich sich im vollen Verdruße davon. Das ganze Beyleid der Schwätzerinn war indeß Heucheley, und das Vorgeben der Krankheit ihres Bruders eine höfliche Lüge. Der feige Wohllüstling, viel zu furchtsam, ein Haus zu betreten, worinn eine Leiche lag, saß frisch und gesund zn Langenhausen. Gustav war ihm bis ins Schlafgemach schrecklich. Jedes Geschrey der Nacht machte ihm Herzklopfen, wie eine Todtenerscheinung; desto tapferer aber war er den Tag über im Kreise seiner lustigen Brüder. Sichtbar funkelte die Freude aus seinen Augen, daß Gustav zu seinen Vätern versammelt war; denn jetzt erst hoffte er, der schönen Wittwe sich ungestört freuen zu können.

Seine Schwester war indeß so glücklich, die gnädige Frau ganz auf die vorige Bahn des Leichtsinns zurück zu plaudern. Was ließ sich auch anders erwarten? — Der elendeste Schwätzer, der uns Recht giebt,

wo

wo wir gefehlt haben, der das erwachende Gewissen durch Vorspieglungen einwiegt, ist uns immer willkommen; selten aber der ehrliche Mann, der uns die Wahrheit sagt, wenigst nicht widerspricht, wenn wir sie selbst fühlen. — So gilt in den Augen des Volks der elendeste Marktschreyer, der eingewurzelte Schäden mit der Waldsalbe geschwind zuheilt, ob er gleich den Kranken damit ermordet, meistentheils mehr, als ein verständiger Arzt, der die Ursache des Uibels erst wegschafft, und die Wunde dann langsam, aber ohne Gefahr, zufallen läßt.

Fräulein von Schleich war überdieß nun eine Zeitlang beständig um die gnädige Frau; schlief in Einem Zimmer mit ihr, und betäubte sie den langen Tag über mit ihrem Geplauder so sehr, daß Karoline selbst am Beerdigungsabend ihres Gemahls kaum zu sich selbst kam.

Nach Gustavs eigener Verordnung sollte sein Leichnam des Nachts ohne Geräusch an der Seite seiner Therese beygesetzt werden; aber unbeschreiblich war der Auflauf des Volks im Schloßhofe. Kaum war der Sarg vom Pfarrer aus dem Hause ausgesegnet und auf den Trauerwagen gestellt, als schon einige Bauern des Dorfs mit ihrem Gespann herbey kamen, und die Schloßpferde zurück drängten. Ach! riefen sie mit Schluchzen, sollen wir nicht die Ehre haben, unsern so guten Vater zu Grab zu führen? — Zurück mit den Schloßpferden! schrie Wulfing, und die Bauern führten 3 Paar Roße zum Wagen. Die Mähnen und das Geschirr waren mit Flor durchflochten, der auf beyden Seiten her-

herabhieng. Auf jedem Sattelpferde saß ein Knecht mit Flor auf dem Hut im festlichen Putz. Einige Fackeln flammten voran, und so gieng der Zug unter dem Geläute der Glocken, zu welchem das allgemeine Schreyen und Weinen des Volks fürchterlich tönte, bis zum Gottesacker außer dem Dorfe. Mehr als fünfzig junge Pursche standen mit Holzfackeln um die Todtenkapelle herum. Der Himmel war heiter und gestirnt; aber über der Begräbnißstätte hieng traurig eine schwarze Dampfwolke, die vom Feuer aufstieg.

Vor dem Eingange der Erbgruft ward der Sarg auf die Bahre gesetzt, und auf inständiges Bitten des Volks nochmal geöffnet, denn alles, alles wollte zum letztenmal noch den gnädigen Herrn sehen. — Wulfing und der Herr Pfarrer liessen es also geschehen. — Da drängte sich alles zur Bahre hin, und viele drückten ihm noch die kalten Wangen. Ach! solch einen Vater bekommen wir nicht mehr! Gott vergelt's ihm in der Ewigkeit"! der eine sagte dieß, der andere jenes zu seinem Lobe. Seine Freundlichkeit, Herablassung, Uneigennützigkeit und thätige Nächstenliebe, sein Eifer, sein Ernst, seine Freygebigkeit für's gemeine Beste, kurz, jede seiner ruhmvollen Eigenschaften wurde zum Abschied gepriesen und mit Thränen gesegnet; aber mit keinem Namen der gnädigen Frau gedacht, — zum gewißen Merkmal, wie wenig Trost das ganze Volk sich von ihr versprach.

Niemand war bey dieser Todtenfeyer betrübter, als Wulfing, Lieberich, Ortmann und der Herr Pfarrer, der vor Weinen kaum die Gebether der Kirche

spre-

sprechen konnte. Sie standen zunächst an der Bahre, und sahen mit schwimmenden Augen auf den Sarg hin, der den Uiberrest ihres edlen, ihres menschenfreundlichen Herrn umschloß.

Schon wollten die Träger die Leiche wieder zuschließen — als Pfarrer Ehrlich auf einmal, haltet! rief, und in tiefster Rührung sich gegen das Volk wendete.

†. †. †.

„So stehen arme Waisen, sprach er mit bebender Stimme — so stehen arme Waisen um das Sterbebett ihres fleißigen, treuen und liebvollen Vaters, wie ihr, liebe Traubenheimer! nun da steht um den Sarg euers menschenfreundlichen Herrn. Eure Thränen sind die besten Lobreden auf ihn! — Ach! es ist ein seliger Anblick um den Sarg eines Herrn, dessen Unterthanen Thränen des Dankes weinen zu sehen! Es wird einem dabey so wohl und weh um das Herz; aber Heil dem Menschenfreunde, der solche Thränen verdient! . . . und diese verdienst du, Vater Gustav! vor allen, der du nun ruhst von deiner Arbeit, und die Früchte der Werke genießest, die dir nachfolgen.

(Indem er ihm die kalte Hand drückt).

„Nimm diesen letzten Druck der Hand von mir, Du Menschenfreund! Zwar fühlst Du nicht mehr diesen heißen Händedruck; aber er sey doch ein Sinnbild unsers Dankes, unsrer Liebe! und die Thränen, die wir Dir nachweinen, sollen Perlen werden in Deiner Siegerkrone! — —

(Lau-

(Lautes Weinen).

„Wo ist ein Vater seiner Kinder, der ein Thränenopfer mehr verdient als Er, an dessen Sarge wir weinen? . . . Wo ist der Bedrückte, den er nicht gehört und geschützt? der unschuldig Nothleidende, dem er nicht aufgeholfen? und der Rechtschaffene, den er nicht ermuntert hat?

(Allgemeine Stille).

„Wer gab euch, was eure Väter sechzig lange Jahre vorzüglich wünschten, eine eigene Kirche? Wer entzog sich selbst so manche Herrlichkeit des Lebens, um euch beyzustehen, und eure Lage erleichtern zu können? — Wer unterstützte zum Besten euerer Jugend die Freyschule, deren Stifterinn unter jenem Rosengesträuch schlummert? — Wer veredelte die Flur unsers Dorfs durch Wald und Feld, ohne dabey auf eigenen Vortheil zu sehen? — Wer gab euern Häusern geschicktere Wirthschafterinnen, und euerm Leibe gesündere Pflege? — Wer machte euch frey von Betrügern und drückenden Schulden? Wer verschaffte dem Dorfe Kredit über alle Dörfer im Umkreis? — Wer legte den Grund zur Wiederaufnahme der Gemeindskaße? — Wem verdanken wir hauptsächlich den glücklichen Zustand unsrer Dorfspolizey? Wer half vor allem euere Sitten geschlachter und eure Herzen lenkbarer machen? (Das ganze Volk mit Schluchzen). **Gustav! Vater Gustav! Gott vergelt es ihm ewig!**

Jetzt fieng Pfarrer Ehrlich die Begräbnißzeremonien an — und ließ den Sarg verschließen. —

Als

Als Gustav in seiner Gruft und die Gebethe der Kirche vollendet waren, wandte sich der Pfarrer wieder an's Volk, und bethete laut.

„Dank dir, o Gott! du hast uns Gustav gegeben, diesen innigst geliebten Vater! du nahmst ihn auch wieder! du wirst uns nicht Waisen bleiben lassen! Dein Name sey gelobt!

Ihr aber, lieben Traubenheimer! ihr Zeugen der Wahrheit am Sarge dieses Edlen, suchet, wie Er, ehrliche Namen hinter euch zu lassen, und so zu leben, daß, wenn ihr auch einmal daliegt mit kalten, gefalteten Händen, euch fromme Christen beweinen und segnen. Laßt keine der guten Anstalten, die Vater Gustav angefangen oder schon ausgeführt hat, wieder zurückgehen! Machet vielmehr das schon ausgeführte noch vollkommner, und vollendet das angefangene. Bey Gustavs kalten Händen, die für euch so wohlthätig waren, bey seinem stockenden Herzen, das für euch so väterlich schlug — bey seinen erloschenen Augen, die für euch so sorgfältig wachten, bey seinem geschlossenen Munde, der euch so oft und so liebreich ermahnte, beschwöre ich euch! —

Mein und euer Freund Wulfing, dieser treue Mithelfer und Vertraute unsers verstorbenen gnädigen Herrn, wird seine Sorgfalt verdoppeln, um euch den Verlurst, so viel als möglich, zu ersetzen. Erkennet aber und belohnet seinen Diensteifer, seine Liebe durch verdoppelte Folgsamkeit! (das Volk). Das wollen wir! das schwören wir! Amen! — Du hast es gehört, dieß feyerliche Gelübd, guter Gott! Erhöre

nun

nun auch unsere kindliche Bitte um die Wohlfahrt unsrer verwittibten Mutter Karoline! Ihr Herz müße sich stets zu uns neigen mit Mutterhuld, und das Glück ihrer Unterhanen ihr Wunsch und Glück seyn! Ihr Sohn, unser theurer Erbherr Heinrich, wachse empor, wie ein Baum an Wasserbächen, daß wir unter seinem Schatten einst Ruhe finden und sicher wohnen! Der Geist seines Vaters ruhe siebenfältig auf ihm; der Segen seiner Unterthanen müße ihm nachfolgen in die Ewigkeit! —

Und nun, verklärter Vater Gustav! noch einmal unsern Segen — unsern Dank, unsre Thränen; — Du aber Leib des Menschenfreundes,

schlaf wohl, bis alle Welt erwacht,
schlaf wohl — zu tausend guter Nacht! —

Zwanzigstes Kapitel.

Der Tod eines ehrlichen Mannes macht einem Heuchler Platz. Heinrich erhält einen Vormund. Karoline verläßt Traubenheim.

Kurz vor Gustavs beweintem Ende hatte Ortmanns jüngste Tochter mit einem Bauern in Burrbach Vorlobniß gehalten. Nun nahte der Hochzeittag heran. Der Brautwagen stand vor der Thür, und alles war beschäftiget, ihn mit Hausgeräthen zu bepacken. Niemand

war

war aber geschäftiger als der vergnügte Vater. Der Jugend des Dorfs, die sich vor dem Hause versammelt hatte, der Braut Lore das Lebewohl zu sagen, trug er selbst Wein und Brod hinaus in den Hof, und machte den Schenkwirth. — Im Weinlande, wo der Wein wächst, trinken die Bauern Wein, wie sie bey uns Bier trinken. — „Kinder, sagte er, trinkt und seyd „vergnügt; aber unterlaßt mir das Schießen“! — „Ach ja! riefen die Pursche, das thun wir ohne dieß „nicht im Dorfe“. — „Das weiß ich, erwiederte „Ortmann; aber unterlaßt es auch außerhalb. Man „kann nicht vorsichtig genug seyn. So ein Spaß könn„te einem das Leben kosten. Die Pferde sind das „Schießen nicht gewohnt, und ihr selbst könntet ein „Unglück haben.

Der Wagen war indeß völlig gepackt. Die Pferde flatterten von rothen Bändern; der Brautrocken stand voll Flittern auf dem Gepäck, und eine geschmückte Freundinn der Braut war eben im Begriffe, hinaufzusteigen, um sich nach dem Landesbrauch vor das Spinnrad zu setzen. „Bleib mir doch, Bäslein! „sprach Ortmann. — Der Wagen ist hoch, und nicht „fest gepackt“. „Du bist doch auch gar zu sorgsam, „Alter! fiel ihm die Hausmutter in's Wort. Laß doch „den jungen Leuten den Spaß!

„Alles gern, erwiederte Ortmann; nur das nicht! „Den fröhlichen Tag möchte ich mir nicht durch ein Un„glück verderben lassen. . . Aber seht doch, ihr Leu„te! was das gepackt heißt! warum habt ihr nicht „Strohbausche zwischen die Ketten geschoben?

Ja, wir hatten kein Stroh mehr! — sagten „die Verwandten“.

„Ey dessen giebt's ja, Gott Lob! noch genug, „versetzte Ortmann, und geht geschwind in den Stadel“.

„Wo bleibt er doch so lange? fragen endlich „die Leute vor dem reisefertigen Wagen, als er mit keinem Stroh kömmt. Sein Schwiegersohn, Fritz Rudinger, der mit seiner ältesten Tochter Liese, die einst so große Lust hatte, Schulmeisterinn zu werden, seit sechs Jahren verheurathet war, lauft in den Stadel, und — welch ein Anblick! — Ausgestreckt lag der gute Mann auf der Treschdenne; das dicke Blut schoß ihm aus Mund und Ohren, und am ganzen Leib war weder Regen, noch Bewegen.

Ach Jesus! schrie der erschrockne Tochtermann, und fiel fast ohnmächtig auf ihn nieder. Alles eilte zusammen, und allgemeines Wehklagen erfüllte den ganzen Hof. Das Stangenwerk auf dem Gebälke, wovon er das Stoh nahm, war gewichen, und Ortmann elendiglich herabgestürzt. — Weib und Kinder, vorzüglich die Brautleute, waren außer sich vor Jammer. Der Herr Pfarrer wurde, während man den Verunglückten ins Haus brachte, schnell herbey gerufen; weil damals noch kein Wundarzt im Dorfe war, und er in allerley Fällen Rath wußte. Mit der Bereitwilligkeit eines Dieners eilte der redliche Volkslehrer zu Hilfe — fand aber nicht mehr so viel Leben, daß er ihm die heilige Salbung ertheilen konnte. Groß, wie seine Bestürzung und sein Mitleiden, war aber demohngeachtet seine Sorgfalt für den Verun-

unglückten. Er nahm schnell das Federmeßer aus der Tasche, ritzte ein paar Adern, ließ Eßig über den Kopf schlagen, Fußbäder machen, und noch sonst allerley vornehmen.

Der ganze Hof war indeß voll Menschen, wie ein Gerichtsplatz, und eben so voll war anfänglich das Haus; aber der Pfarrer hatte das viele Volk aus dem Zimmer geschafft, weil es für einen Kranken oder Scheintodten höchst schädlich ist, unter den Ausdünstungen so vieler Leute zu liegen, und weil auch diejenigen, die helfen und beystehen wollen, von den müßigen Zuschauern gehindert werden. Aber alle Vorsicht und Versuche waren vergebens. Pfarrer Ehrlich gab also noch einige Vorschriften wegen des Unglücklichen, tröstete die bestürzte Familie, und verließ in tiefer Wehmuth das Haus des Jammers.

„Lebt er wieder, oder ist er todt? Was macht er? rief ihm das Volk, das noch immer im Hofe war, „entgegen". „Leider! ist er todt, der ehrliche Mann! „erwiederte der Pfarrer", und die hellen Thränen liefen ihm die Backen herab. Allgemeines Schluchzen war rings um ihn. Ach Gott! das Unglück hat ihm geahndet, rief das Volk; aber er wußte nicht, daß es ihn selber bedeute, darum war er für andere so besorgt".

„Und mir ahndet's, sagte der Pfarrer, daß es „dergleichen Unglück in unserm Dorf noch mehr absetzen wird, wenn ihr die Stangen auf den Stadlgebälken nicht fest macht".

„Ja wahrhaftig! rief Wilhelm; nun sind schon „drey Menschen so verunglückt, nur weil ich denke; „und niemand ist durch Schaden klug geworden; aber „in meinem Stadel müßen mir noch diese Woche alle „Stangen mit Leistnägeln befestiget werden. Man „kann es vor Gott nicht verantworten, wenn man so „was weiß, und dem Unglück nicht vorbaut“.

„Wir alle wollen es machen wie Wilhelm“! rief das Volk in der ersten Aufwallung. Und der Pfarrer gab sich Mühe, es in diesem guten Vorsatz zu bestärken; hieß den noch angespannt stehenden Brautwagen nach Burrbach abfahren, weil die Hochzeit doch nicht mehr verschoben werden konnte, und gieng dann geraden Wegs zu Verwalter Wulfing, um auch mit ihm über beßere Vorkehre zu sprechen.

Des folgenden Tages versammelte dieser die ganze Gemeinde vor der Dorfslinde; beklagte zuerst den traurigen Vorfall, der dem Dorfe einen redlichen Vormund, und ihm seinen treuen Freund und Gehilfen geraubt habe, und machte dann öffentliche Vorstellung wegen Befestigung des Stangenwerks in den Städeln.

„Das segne Gott dem wohledlvesten Herrn Ver„walter! schrie Herrmann mitten aus der Versamm„lung hervor. Haut um Haut, und alles, was der „Mensch hat, läßt er für sein Leben. Ich bin in „Gottes Namen der erste, der die Stangen auf dem „Gebälke festnageln läßt; aber dem Herrn Verwal„ter können wir's nicht genug verdanken, daß er so „für uns besorgt ist“!

Ey! hört doch: sagten die Bauern einander ins Ohr, wie Herrmann so listig die Vögel beschleicht. Wäre durch das Unglück das Schultheißamt nicht leer geworden, dann sollt er ohne Zweifel wieder mit Prügeln darein werfen.

Wulfing hatte die nämliche Anmerkung bey sich selbst gemacht; aber er war doch froh, daß der Heuchler einmal aus Nebenabsichten ein gutes Werk unterstützte. „Seyd ihr das alle entschlossen“? rief er aus. „Ja! ja“! antworteten die Bauern. „Nun so braucht „man ja gar keinen herrschaftlichen Befehl anschlagen „zu lassen, fuhr Wulfing fort; und euch, ihr Trau„benheimer! macht eure Bereitwilligkeit Ehre“.

„Wohledlvester Herr Verwalter! sprach Herr„mann: es ist unsre Schuldigkeit zu folgen, wenn Sie „befehlen, und ich denke, wir machen gleich Anstalt; „dennn in solchen Fällen ist's beßer heut, als morgen. „Das Dorf kann ja gemeinschaftlich einen Bothen zur „Stadt schicken, um so viel Leistnägel, als nöthig sind, „abholen zu lassen“. — Das geschah auch am folgenden Tage, und ehe noch Ortmann im Grabe lag, waren die meisten Städel des Dorfs besser verwahrt.

Der traurige Vorfall mit Ortmann hatte den vortreflichen Pfarrer zugleich noch auf einen andern guten Gedanken gebracht. Auf sein Anrathen kaufte sich Herr Lieberich ein paar Lanzetten, und lernte bey einem geschickten Bader nicht nur das Aderlassen, sondern auch die Kunstgriffe, die man plötzlich Verunglückten anwenden muß, um sie, wo möglich, wieder ins Leben zu bringen, weil in Traubenheim kein Wund-

arzt

arzt war, und in solchen Fällen doch schleunig geholfen werden muß. Und so dünkt mich, sollte es in allen Dörfern eingerichtet seyn, die keinen eigenen Mann dazu haben. — Wirklich hat Herr Lieberich in der Folge mehrere Verunglückte durch seine Geschicklichkeit gerettet, die wahrscheinlich gestorben seyn würden, wenn ihnen die schleinige Hilfe gefehlt hätte.

So nimmt sich der weise Mann jedes Unglück zur Lehre. So benützt der Volkskenner die rechte Zeit, um ein gutes Werk in Gang zu bringen. —

Ich bin und bleibe der Meynung, daß jeder gute Rath seine Wirkung unfehlbar thut, wenn man ihn zur rechten Zeit giebt; aber da sitzen die Gottsobersten und schlaudern und schwatzen, bis die rechte Stunde verstrichen ist; dann befehlen sie, und niemand achtet darauf!

„**Ein Wort geredt zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen**“!

Ein paar Tage nach Ortmanns Begräbniß stand Wulfing am Fenster, sah das lange schöne Wiesenthal hinab, in welches eine Hauptaussicht des Mayerhofs geht, und ergötzte sich an dem gerade durch den Grund herabfließenden Bach, dessen Seiten schon damals mit jungen Weydenstämmen besetzt war. Vor ältern Zeiten krümmte sich der Bach in tausend Wendungen das Thal hinab. Durch die vielen Krümmungen zur Rechten und Linken nahm er ungeheuer viel Land ein, und riß bey jeder kleinen Uiberschwemmung sein Beet immer breiter, weil er an allen Ecken Widerstand fand. Glücklicher Weise floß das Wasser unter andern auch

durch eine große herrschaftliche Wiese. Wulfing ließ also das Beet bey jeder Krümmung gerade durchstechen, mit beygeführtem Kieß und mit der neu herausgehobnen Erde den Grund des alten Beets ausfüllen, und dann den Boden mit Grassaamen besprengen. Dadurch gewann er in der einzigen Wiese über ein Viertel nutzbares Land. Die Anstößer bemerkten den Vortheil, machten es nach, und besteckten auch, nach Wulfings Beyspiel, den Bach auf beyden Seiten mit jungen Weydenstämmchen, von denen sie nach der Zeit viel Vortheil zogen. Nur Herrmann ließ es beym Alten. Seine Wiese zeichnete sich vor allen andern aus; denn das war die einzige, wo der Bach zick zack lief, und mit keinen Kopfweyden besetzt war. — Nun aber stand der Gernschulz mit vier Taglöhnern, und stach drauf und drein. — Aber der Mohr ändert leichter seine Haut, und der Parder seine Flecken, als ein Heuchler seine Gemüthsart! — Wulfing war daher durch den Dienst allein vor Augen gar nicht zu blenden; denn er sah voraus, der Geist des Widerspruches würde siebenfach zurückkehren, so bald Herrmann das Schultheißamt erhalten haben würde.

Bald darauf kam der Heuchler selbst, machte Wulfing tausend Schmeicheleyen, und rückte so nach und nach mit seinem Anliegen heraus; ohne Rathsherr zu seyn, konnte man aber Wulfings kurzen Bescheid wohl abmerken, daß mit seinem guten Willen nichts aus der Sache werden würde.

Verdrüßlich über die mißlungene Mühe, beschließt also Herrmann nun den Zaum anders zu fassen. Mit ei-

einem ganzen Postzug geränderter Fuchsen trollt er nach Langenhausen zum Fräulein von Schleich. Unter vielen Scharrfüßen und Hochedldestrengen Gnaden trit er ins Zimmer, steckt die rechte Hand in die wohlgespickte Tasche, und hebt seinen Spruch an. Das dienstfertige Fräulein bemerkt bald, daß der Gernschultheiß einen wichtigern Beweggrund aus dem Beutel, als aus dem Munde hervorbringen werde; giebt alle mögliche Versprechungen, und Herrmann findet nun für gut, sich ihrer Gunst durch ein Haftgeld zu versichern. Seine Kremnitzer-Dukaten waren auf einmal lauter Schatzgeld; und dergleichen sammeln die gnädigen Herrschaften gern, sagt er mit einer Miene voll anscheinlicher Einfalt. Er bittet sich's zur Gnade aus, diese Stückchen bey den übrigen raren Schaumünzen des gnädigen Fräuleins niederlegen zu dürfen, und erhält auch wirklich, was in unsern Zeiten freylich kein Wunder mehr ist, die hohe Vergünstigung. Bruder Moritz von Schleich unterstützt seine Schwester bey der gnädigen Frau von Traubenheim, und nach etlichen Tagen wird dem wackern Herrmann folgendes Schreiben ausgefertiget:

„Nachdeme der dießherrschaftliche Unterthan, „Bauer und Gerichtsbeysitzer, Herrmann Janhagel, sich seithero durch sonderbares Wohlverhalten überhaupt, besonders durch seinen „Eifer für's gemeine Beste, zum Wohlgefallen „der gnädigen Herrschaft, ausnehmend hervorgethan; als wird anmit dem dießseitigen Verwalteramt gemessenst aufgegeben, besagten Herr-

„mann

„mann Janhagel in die durch das Ableben des
„Dorfsschulzen Ortmanns erledigte Stelle ein-
„zuweisen, in Pflicht zu nehmen, und demnächst
„der Gemeine geziemend vorzustellen. Signa-
„tum Traubenheim, den 28 Novembris 1704.

(LS) Karoline, verw. Freyfrau von
Traubenheim, geb. Freyinn von
Bollingen mppr".

Mit diesem Schreiben in der Hand lauft Herrmann spornstreichs zu Wulfing. Erst redet er außen herum, und fragt dann gerade zu wegen des Schulzenamts. — „Auf eine gerade Frage gehört auch ein gerader „Bescheid", erwiedert Wulfing, und erklärt ihm unverhollen seine Herzensmeynung, wie wohl sehr glimpflich. — „Nun so lese Er denn, sprach Herrmann „mit höhnischem Lächeln, mein Schulzenportent, drinn „wird Er auch einen geraden Bescheid finden, der „Ihm so wenig schmecken wird, als mir der seini„ge".

Rasch, wie der erwachende Löwe, fuhr Wulfing empor, und faßte die Thüre. „Marsch, Gro„bian! aus meinem Zimmer mit deinem Schulzen„patent! Meine Herrschaft kann mir zwar einen „Schulzen vorschreiben; aber keinem Amtsuntertha„nen erlauben, mich wie einen Knaben zu behan„deln"!

Dieß sagte Wulfing mit einer Stimme, die dem wohlbestellten Herrn Schultheiß durch alle Glieder fuhr. Ohne sich dagegen zu muckſen, lief er die Treppe hinab, und geraden Wegs zur gnädigen Frau. Junker

ker Moritz von Schleich war eben zugegen. Wie versteinert über des Verwalters Dreistigkeit stand er bey Herrmanns Vortrag, und rieth dann, den Vogt auf der Stelle rufen zu lassen.

Mit der Unerschrockenheit eines Mannes, der seinen Werth und sein Recht fühlt, trat Wulfing herein. Bey seinem Anblick erstarben der gnädigen Frau alle Bitterkeiten auf den Lippen. Statt ihn auszuschandieren, wie sie's vorhatte, fragte sie ganz gelassen, doch mit sichtbaren Merkmalen ihres innern Zorns, nach dem Vorfalle. Wulfing erzählt ihn nach der strengsten Wahrheit, und wiederholt wörtlich, was er dem saubern Herrmann zum Abschied gesagt hatte. „Jeden billigen Befehl von Euer Gnaden, setzt er „hinzu, werde ich respektieren; aber schlechterdings „das Ansehen meines Amts nicht vergeben. Sobald „Herrmann mir Abbitte gethan haben wird, und mit „Bescheidenheit seine Beglaubigung überreicht, werde „ich ihn für das anerkennen, was meine gnädige „Herrschaft aus ihm gemacht hat; aber lieber werde „ich die Hacke in der Hand den ersten besten Weinberg „um's Taglohn arbeiten, als mit der Feder in der „Hand ein Spott meiner Bauern zu werden.

Herrmann stand dabey wie Butter an der Sonne. Die gnädige Frau war nicht weniger betroffen, und gab daher dem frisch ernannten Schultheiß Befehl, dem Herrn Verwalter vor Ihren Augen Abbitte zu thun. Mit der unverschämtesten Unverschämtheit kroch der Heuchler heran, reichte dem Herrn Verwalter die Patschhand, und sagte: „Hab ich was nicht recht ge-

„than,

„than, ist mir's vom Herzen Leid“! Dann übergab er sogleich sein genanntes Portent, das Wulfing mit den Worten annahm: „Seyd nun auch, (wozu euch „keine Herrschaft machen kann, was ihr aus eigner „Kraft werden müßt —) ein Mann, dem man so „nachweint, wie euerm seligen Vorfahrer“!

Bey dem allen saß Moritz von Schleich mit niedergesenktem Kopf und voll verbißenen Zorns, daß der Handel so gelind ablief. Wulfings unerschrockene Freymüthigkeit war in seinen Augen unerträglicher Uibermuth, von dem sein Beamte zu Langenhausen, ein schwacher Kopf und träger Bauch, nichts wußte. Doch ließ es der Junker dabey bewenden, daß er nach Wulfings Weggehen bloß über die englische Güte der gnädigen Frau gegen einen so derben und dreißstolzen Mann in alle Verwunderung ausbrach.

Der Wildfang wird schon noch zahm werden, dachte er indeß bey sich selbst; denn eben war es im Werke, daß ihm die Vormundschaft über den kleinen Heinrich vom Ritterort übertragen werden sollte. Bald darauf erhielt er sie auch, weil er der nahen Nachbarschaft wegen von der gnädigen Frau selbst als der schicklichste Mann dazu empfohlen war. Er hatte nun nicht nur seine geliebte Karoline, sondern auch den ihm verhaßten Beamten ganz in seinen Händen. Um nichts zu versäumen, blieb er den ganzen Winter in Langenhausen. Der Weg von da aus nach Traubenheim war wie eine Poststraße. Seine Schwester lag oft Wochenlang im Traubenheimerschloß; alles aber zielte dahin ab, die gnädige Frau zu überreden, im kommenden Jahre mit an den Hof zu ziehen.

Der Frühling war auch wirklich kaum angebrochen, als Karoline schon anfieng, sich reisefertig zu machen. Ein Haus wurde in Würzburg gemiethet; verschiedene Wägen mit Geräthschaften giengen schon im Februar 1705 dahin ab, und ehe der Frühling ganz einbrach, stand die Kutsche zur Abreise bereit.

Leichtsinnig und gutes Muths, wie weiland unsre leichtglaubigen Nachbarn nach Pohlen wanderten, in der Hoffnung, da lauter goldene Berge zu finden, nahm unsre Karoline von Traubenheim Abschied. Nur ihr Heinrich, damals ein Knabe von sechs Jahren, war untröstlich. Er schlang sich um den Hals der alten Frau Liebrichinn, die gleichfalls fast in Thränen zerfloß, und schrie ohne Unterlaß: „Ach Mutter, Mutter behalt mich bey dir, ich mag nicht mit in die Stadt. O Mama! Mama, laß mich hier bey der Mutter! — Alles umstehende Volk weinte mit ihm. Wulfing hob ihn auf seinen Arm, und nahm unter herzlichen Küßen Abschied. „O lieber Verwalter! Du hast meinen Vater so lieb gehabt, sag doch der Mama, daß ich bleiben darf“ — schrie der Kleine, klammerte sich fest an Wulfing, und widerstrebte mit Gewalt, als ihn dieser gegen die Kutsche hintrug. Laß mich nur erst küßen“! rief er; gieng dann zum Herrn Pfarrer, zum Schullehrer Lieberich und seiner Marie, noch einmal zu seiner alten Pflegmutter, und dann zu den Bauersleuten, die ihm zunächst standen. Von den Thränen aller guten Menschen benetzt, taumelte er endlich wie ein Lamm zu seiner Mutter hin, welche

troß ihres Leichtsinns durch diesen Abschied so gerührt war, daß sie tief aus der Brust hob, und ihre Verwirrung nicht bergen konnte.

Voll Bestürzung bemerkt Junker Moritz, der an ihrer Seite saß, diese Veränderung. Schnell hebt er mit verstellter Freundlichkeit den kleinen Heinrich in den Wagen. Marsch! ruft er dann gegen den Kutscher, und eilt mit seiner Beute fröhlich, wie ein Wolf mit dem blutenden Lamm, durch die Reihen des weinenden Volks.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Eine gute Schwieger- und Großmutter — zum Nebenstück als Muster.

Frau Liebrichinn kehrte nun mehr zu ihrem Sohne zurück. „Nun hat auch Marie ihre besten Tage gehabt“! sagten die Nachbarinnen unter einander; wo der Teufel nicht selbst beykommen kann, schickt er eine Schwiegermutter hin. — Marien war es aber so wenig bange darauf, daß sie sich vielmehr freute, nun eine so treue Rathgeberinn und Pflegmutter für ihre Kinder zu bekommen. Mein Mann, dachte sie, wird mich nun, wo möglich, noch mehr lieben, wenn ich seiner Mutter kein Leid's thue, und Gott wird mir's auch einmal im Alter durch meine Kinder wieder ver-

gelten. Sie war deßwegen überaus freundlich und gefällig gegen ihre Schwieger, und diese nicht weniger gegen sie.

Jungen Hausmüttern, dachte die alte Frau Liebrichinn, thut's wohl, wenn sie herrschen dürfen; darnach haben sie sich als Mädchen schon gesehnt. — Sie mengte sich daher gar nichts in die Wirthschaft, wenn sie nicht ausdrücklich darum gebethen wurde.

Wenn auch zuweilen ihre Sohnsfrau einen kleinen Fehler begieng, so that sie, als wenn sie ihn gar nicht gemerkt hätte.

Mit ihren Rathschlüßen kam sie sehr selten, und allemal überaus bescheiden.

Nie kam es der braven Schwiegermutter in Sinn, ihre Söhnerinn bey dem Manne zu verkleinern; sie verdoppelte vielmehr seine Liebe dadurch, daß sie kleine Fehler des Weibs bey ihm entschuldigte, und ihn aufmerksam machte auf die vielen guten Seiten seiner Marie.

Gegen Nachbarn und Freunde klagte sie niemals über die jungen Eheleute, wie's Altmütter so gerne thun; sie lobte vielmehr, wie wohl es ihr gieng, und sagte nichts als Liebes und Gutes von ihnen. Das erfuhren die Jungen, und verdoppelten deßwegen ihre Gefälligkeit, was gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn Frau Liebrichinn über sie gelästert hätte.

Wollte sich sonst jemand in ihre Haushaltung mengen, die Zunge ziehen, und Feuer anblasen, so zeigte die alte Frau sowohl als ihre Söhnerinn ein aufrichtiges Mißfallen gegen diese Klatscherey, und niemand wagte es weiter, den Frieden zu stören.

Fiel auch zuweilen etwas vor, das der Alten nicht ganz recht war, so übersah sie die Kleinigkeit, und verhütete dadurch einen lauten Verdruß.

Durch Reinlichkeit und Ordnung machte sie sich besonders beliebt. Ihrem Sohn hatte sie schon, da er noch ein Kind war, oft gesagt: „Was du thust, Christian! sey reinlich und ordentlich, und gewöhne dich so daran, daß du nicht davon läßt, wenn du alt wirst; denn durch Reinlichkeit gefällt man allen ordentlichen Leuten, und erspart sich im Alter manchen Verdruß, den man sich durch eckelhaftes Wesen zuzieht“! Das that sie denn auch selbst in ihrem Alter.

War Marie im Kindbett: so hielt die reinliche Mutter die ganze Wirthschaft in der Ordnung, und pflegte der Kindbetterinn mit möglichster Sorgfalt. Ihrer Enkel nahm sie sich besonders an, und diese wußten nichts bessers auf der Welt, als ihre Ahnfrau. Das gefiel den beyden Eltern so wohl, daß Frau Liebrichinn von ihnen für eine besondere Wohlthat Gottes, und nie für eine Last gehalten wurde.

Vor allem war diese Ahnfrau darauf bedacht, ihre Enkel recht frühzeitig zur kindlichen Furcht Gottes zu gewöhnen. Wer sich vor Gott kindlich scheut, der hat immer und überall, auch im verborgensten Winkel, einen Wächter um sich, sagte sie; wer aber nur seine Vorgesetzten auf der Welt fürchtet, der ist immer in Versuchung, Böses zu thun, sobald er von ihnen nicht bemerkt oder entdeckt werden kann.

Vater Lieberich hatte den nämlichen Grundsatz schon mit der Muttermilch eingesogen. In seinem Hau-

se durfte deßwegen nie eine Rede fallen, durch die die Kinder geringschätzige Begriffe von Gott bekommen hätten. Wenn er mit den Seinigen bethete: so geschah's immer mit so viel Hochachtung und dankbarer Liebe, als ob man sichtbar vor Gott stünde; daher kam es denn, daß die Kinder schon ehrfurchtsvoll gegen den Namen Gottes waren, noch ehe sie wußten, was er bedeutete; während daß in andern Häusern, wo man von dem Allmächtigen mit weniger Achtung sprach, als vom Mann im Monde, keine Spur von Gottesfurcht unter den Kindern zu finden war.

Die Ahnfrau aber machte sich das, was die Kinder wußten, fleißig zu Nutzen, und gewöhnte sie, bey allem, was ihnen widerfuhr, und was sie thaten und was sie genossen, an Gott zu denken. Wenn der Mittag kam, oder das Abendbrod ausgetheilt wurde, dann ließ sie nicht etwa verstandlos einige Schulgebethlein hersagen, bey denen kein Kind an Gott denkt; sondern sie bereitete ihre Enkel auf's Gebeth vor, und dieses mußten sie dann aus dem Herzen sprechen.

„Ihr möcht' wohl wieder essen, liebe Kinder! sagte sie zum Beyspiel; aber ist's denn auch gut, daß ihr so Hunger habt“?

„Ach ja, liebe Ahnfrau! wenn wir krank wären, dann würde es uns nicht schmecken“.

„Und wenn es euch auch wohl schmeckte in der Krankheit?

„So würde es uns doch gedeihen“.

„Wer hat euch aber denn so gesund erhalten, daß es euch wohl schmeckt und gedeiht“?

„Der

„Der liebe Gott hat es gethan“.

„Wenn ihr nun eben so gesund wäret, als ihr wirklich seyd, und euer Vater hätte kein Brod, um euch zu sättigen“?

„O dann müßten wir betteln“.

„Wollt ihr das wohl, liebe Kinder“?

„Ach nein, Ahnfrau! nicht betteln“.

„Gesetzt aber, ihr wolltet es auch, und wäre aber nichts gewachsen“?

„Dann müßten wir Hungers sterben“.

„Wer läßt denn nun alles wachsen und gedeihen, daß wir nicht Hungers sterben“?

„Der liebe Gott läßt alles wachsen, läßt die Sonne scheinen, und schneyen und regnen, damit alles wächst und gedeiht“.

„Wer aber verschaft euch von dem, was der liebe Gott wachsen und gedeihen läßt, so viel, als ihr nöthig habt“?

„Der Vater verschaft es“.

„Und wodurch verdient er's für sich und uns“?

„Er versieht die Kirche, hält Schule, singt, schlägt die Orgel, schreibt und rechnet; und die liebe Mutter kocht, spinnt, wäscht und arbeitet Tag und Nacht“.

„Wenn nun aber eure guten Eltern krank wären“?

„Ach! dann könnten sie nichts arbeiten, und nichts verdienen“.

So, beyläufig, sprach Frau Liebrichinn zu den Kindern, und dann sagte sie zum ältesten: „Nun,

Walburg! danke jetzt auch dem lieben Gott für all das Gute, was er euch Kindern bescheert. Wie willst du nun sagen"?

Walburg. Ich danke dir, lieber Gott! daß du so viel Gutes hast wachsen lassen, und daß wir gesund sind, und es genießen können, und daß auch unsre lieben Eltern gesund sind, und es verschaffen können, und daß es die Ahnfrau uns giebt. Laß es uns auch wohl gedeihen.

Ahnfrau. Und was wollt ihr nun aus Dankbarkeit thun, meine Kinder? Ihr müßt dem lieben Gott was versprechen.

Walburg. Nicht gar zu viel essen, und recht folgen, recht fleißig und fromm zu seyn, damit wir auch einmal etwas verdienen, und Nutzen stiften.

Gerade so hielt es die weise Ahnfrau, wenn ihre Enkel Fehler begiengen. Hatte zum Beyspiel Eins nicht reine Wahrheit gesagt, oder dem andern Geschwister etwas zu Leide gethan, oder sich neidisch bewiesen, dann sagte sie: „Du hast wieder Böses gethan, armes Kind! und Gott weiß doch alles, was wir denken und thun. Wenn du so fortfährst: so kann es dir nicht wohl gehen! Bethe doch, und versprich es dem Vater im Himmel, daß du dich bessern wollest".

„Ach! es thut mir leid, lieber Gott! ich will es nicht wieder thun, und will besser werden"! — schluchzten die Kinder, und so ward es ihnen zur andern Natur, daß sie bey allem, was sie thaten, an Gott dachten, die bösen Folgen böser Handlungen überlegten, und fromm und glücklich wurden.

Nach vier Jahren starb diese gute Ahnfrau. Kurz vor ihrem Ende ließ sie ihre Enkel, und die Kinder des Niklas, die viel im Hause waren, vor sich kommen. „Kinder! sagte sie, mit meinem Leiden wird's bald ein Ende seyn. Ich fühle, daß mich Gott bald auflösen, und zu sich nehmen wird. Ich muß aber noch einmal meine letzten Kräfte sammeln, und euch gute Lehren zur Erbschaft zurücklassen, denn Gold und Silber hab ich nicht, das wißt ihr".

Und hiemit hielt sie den Kleinen, jedem einzeln, ihre Fehler vor, und bath sie mit tiefer Bewegung, ja davon abzulassen: dann sagte sie den Kindern noch im Kurzen, was sie ihnen schon oft weitläufig gesagt hatte, und setzte hinzu: „Daß das alles gut und bis ins Grab hinein nützlich ist, seht ihr an mir; denn ich bin eben deßwillen auch im Tode getrost, weil ich diese Regeln im Leben, so viel möglich, beobachtet habe. Was ich Unrecht that, bereu ich vom Herzen, und Gott wird mir um Christi willen vergeben. Vergebt mir auch, lieben Kinder! wenn ich euch je zu viel gethan habe".

„O liebe Ahnfrau! wir haben zu wenig gethan, wir haben nicht gefolgt! wir wollen besser werden, und zu euch in den Himmel kommen. — Gott vergelt euch alles"! schluchzten die Kinder, und so lange sie lebten, vergaßen sie die guten Lehren einer Sterbenden nicht.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Karoline auch ein Muster! — Und Wulfing und Herrmann im Zwiespalt.

Karoline war indeß wohlgemuthet und munter in Gesellschaft ihres allertheuersten Junkers, der es ihrem Herzen so wenig, als ihrem Beutel an Zerstreuungen fehlen ließ.

Die ganze Stadt sprach von ihr eben nicht mit sonderlichem Respekt; aber was kümmerte sich Karoline darum, die von ihrem Moritz gelernt hatte, das Urtheil der ganzen Welt zu verachten, und nur das zu thun, was man vor sich selbst verantworten kann. Glücklicher Weise war ihr Gewissen kein krittlicher Richter, der's bey seinen Sprüchen all zugenau nimmt, und so fehlte es ihr nie an Verantwortung und Recht. Ihr Heinrich stand indeß unter der Aufsicht einer alten Plaudertasche, die schon mehr als 20 Kinder in adelichen Häusern verdorben, oder, wie sie sich ausdrückte, erzogen hatte.

Ein geheimer Brief des alten ehrlichen Wulfings erweckte aber das Herz seines Taufpathens, des Herrn geheimen Raths zu Sippstein, daß er sich des armen Heinrichs annahm, und ihn als Edelknab an einen herzoglichen Hof brachte, wo er Unterricht und Erziehung erhielt, und vor dem Verderben bewahrt wurde.

Niemand glaubte indeß, daß Herr von Sippstein von selbst darauf verfallen sey. Die gnädige Frau hielt bis an ihr Ende den Verwalter Wulfing für den Anstifter; wußte ihm aber dafür so wenig Dank, als der gnädige Herr Vormund, der es gewaltig übel empfand, daß sich Sippstein in die Erziehung seines Mündels mengte. Inzwischen ergab er sich doch, um weitere Untersuchung der Vormundschaft zu verhüten, ganz gelassen in den Handel.

Karoline suchte sich durch Pracht und Aufwand im Kredit und Ansehen zu erhalten. Das gelang ihr denn auch bey allem, was sonst das Gericht Zweydeutiges von ihr sprach: aber in einer Zeit von 4 Jahren war auch das baare Geld, das Gustav hinterlassen hatte, versplittert, dessen ohnehin gar nicht viel war, weil der verstorbene Herr nach der Geburt seines Heinrichs einen großen Theil seiner Baarschaft darauf verwendet hatte, sein Traubenheim ganz schuldfrey zu machen. Die Gefälle, die das Dorf einbrachte, wollten nun nicht zureichen, und Wulfing erhielt den Auftrag, sich an den Herrn von Sturm zu wenden, um ihn zu überreden, daß mit seiner Einwilligung auf das Dorf Geld aufgenommen werden dürfte. Wulfing machte aber die Gegenvorstellung, daß Herr von Sturm sich schlechterdings nicht dazu verstehen würde, weil er ohnedieß die zweyte Heurath des gnädigen seligen Herrn noch nicht verschmerzt habe. Zudem sey es Pflicht, für die Aufrechthaltung des Ritterguts, so wie für den jungen Erbherrn besser zu sorgen. u. s. w.

Herr

Herr von Schleich nahm diese Rede Wulfings gewaltig übel; schrieb selbst an Herrn von Sturm als den nächsten Seitenverwandten, und erhielt, wie sich's voraussehen läßt, ein stürmisches Nein! zur Antwort.

Wulfing fuhr indeß fort, Trotz aller Verdrüßlichkeiten, die man ihm zu machen suchte, ganz unermüdet für das Beste des Dorfs zu sorgen. In der Folge werde ich Gelegenheit finden, meine Leser mit seiner Amtsführung bekannter zu machen; hier muß ich aber noch erzählen, wie er mit dem Schulz Herrmann, sage: mit dem Herrn Schultheiß Janhagel, gestellt war. Ich erkläre hiemit ein für allemal, daß, so oft ich in der Folge schlechtweg den Namen Herrmann gebrauchen werde, der Herr Schultheiß Janhagel seligen Andenkens gemeynt seyn soll; daß ich damit seiner Ehre keineswegs zu nahe treten, und nur für die Leser sorgen will, denen er einmal unter keinem andern Namen bekannt ist. Bey seinen Lebzeiten durfte sich niemand unterstehen, ihn Herrmann zu nennen; denn von dem Augenblicke an, da er das Schulzenpatent überreicht hatte, war ihm sein Vorname verhaßt, wie dem Hund das R.: daher ihn niemand mehr dabey nannte, als wer Lust hatte, ihn marren zu machen. Nur Wulfing konnte sich an Herrn Janhagels neuen Namen so wenig gewöhnen, als an seine Person.

Wulfings erste Bemühung gieng also dahin, dem neuen Schulzen nichts als den Titel zu lassen; übrigens aber ihn zum fünften Rade am Wagen zu machen, weil er voraus sah, daß der knarrende Schuft

nie ins Geleis zu bringen seyn würde. So oft demnach ein Fall vorkam, der sonst durch die Hand des Schultheiß gieng, übernahm er das Geschäft selbst; ließ das Gericht nebst dem Schultheiß in der Amtsstube versammeln, trug das Nöthige vor, und Herrmann war, wie gewöhnlich, überstimmt, ehe er zum Worte kam; denn im Dorfe war ihm kein Hund günstig; seine Mitbrüder im Gerichte thaten ihm alles zum Widerspiel, und hiengen mit Leib und Leben dem Beamten an.

„Ach Herr! wie sind meiner Feinde so viele! schrie er oft in Ohnmacht seines Herzens, wenn er nach so einem Vorfalle nach Hause kam. Aber es müßen noch alle meine Feinde zu Schanden werden, und sehr erschrecken, sich zurückekehren, und zu Schanden werden plötzlich! — Ja, ja, die Schrift hat wohl Recht, wenn sie sagt: „Der Gerechte muß viel leiden“.

„Aber um Gottes willen! sprach sein Weib, bedenke doch, daß es auch heißt: „Der Gottlose hat viel Plage, und werde doch in Gottes Namen einmal anders“!

Schick dich in die Welt hinein;
denn dein Kopf ist viel zu klein,
daß sich schickt die Welt hinein.

„Du Hiobsweib! du Delila, schrie er dagegen; dir wird's noch gehen, wie der Jezabel; das hast du ganz allein an mir verschuldet, du böses Stück Fleisch! Kinder! Kinder! ihr habt eine Rabenmutter, die euern leiblichen Vater ins Grab bringt! Gott soll sich

er-

erbarmen, wenn man mit einem Hausübel gestraft ist, die es mit andern Schlingeln gegen ihren Mann hält! Gelt Niklas, Wilhelm und das andere Gezücht sind dir immer lieber, als dein leiblicher Ehemann; aber nur Geduld! du sollst mir das: „Und Er soll dein Herr seyn“! noch lernen, du alte Schlange! Schick du dich in deinen Mann, und laß ihn dafür sorgen, wie er sich in die Welt schickt“.

„Ich meyne ja nur, daß du dich zum Schulzenamte nicht schickst — schrie das Weib. Du hast dem Verwalter immer Widerpart gehalten, und nun . . .

„Hast Recht, ich schick mich nicht dazu, fiel ihr Herrmann mit verbißener Wuth ins Wort. Schlingel sollte man nur zu Schulzen machen, die mit dem Beamten in Ein Horn blasen; ein ehrlicher Mann, wie ich bin, taugt nicht dazu“.

So tobte Herrmann vor Zorn. — Eines Morgens sattelt er hastig seinen Fahlben. Der darauf saß, hieß Herrmann, und die Hölle folgte ihm nach. So trappt er dem Junker und der gnädigen Frau zu. Den ganzen Weg lang sinnt und sinnt er auf Verläumdungen und Rache. Den Verwalter will er anschwärzen, wie den Teufel, und auch den Schwanz nicht vergessen. Mit dieser Post ist er dem Herrn Vormund Schleich zur Hand, wie dem Jäger der Spürhund. Er wird äußerst gnädig aufgenommen, und bringt den Befehl an das Amt mit, daß Wulfing, bey vorbehaltener Strafe, sich nicht mehr unterfangen soll, den Schultheiß Janhagel an seinen Vorrechten und Herrlichkeiten ferner zu kränken. Wulfing erwiedert

darauf, daß das noch nie geschehen sey, und daß er sich jeden Schritt zu verantworten getraut, sobald man ihm die Klagen des Schulzen namentlich vortragen würde.

Herrmann war's also nicht besser, als vorhin. Voll Verdruß setzt er sich, nimmt einen Bogen Papier, und schreibt:

„Actum Traubenheim ud suppra“.

Hochetelgestrenger, Hochetelvester und gnädiger Herr Kammerjunkher und Herr Vormunt bey der gnädigen Frau, von wegen des Herrn junkhers. ꝛc. ꝛc.

Weiter aber kann er's nicht bringen, so viel Federn er auch darüber zerbeißt, und was er auch nachsinnt und buchstabiert.

Der Schulmeister von Langenhausen ist ein prizipalischer Schreiber, und haßt den Vogt, wie der Teufel die frommen Seelen, — denkt er endlich bey sich selbst: zu dem will ich gehen; er schreibt schon alles, wie's hängt und liegt, und wie ich's ihm sage. Flugs wirft er sein Actum ud suppra zu seinen übrigen Briefschaften, die er seine Briefilegia nannte, geht nach Langenhausen, und klagt dem Herrn Schlaghart seine Noth. Gerne hätte dieser dem Herrn Schultheiß Janhagel den Schöppenstädter Wahltag unter die Nase gerieben, aber er war sich selbst nichts Gutes bewußt, und sein Weib war zugegen; — er sagt also nichts, als: „Nun, es ist mir lieb, daß man den Schulmeister Schlaghart doch auch einmal wieder brauchen kann“. . . „Laß er das gut seyn, fiel ihm Herrmann

mann ins Wort. Er wird das Geld auch brauchen können, denk ich, und an unserm Verwalter hat er ohnedieß noch eine Schuld abzurechnen".

Schlaghart nahm eine Priese Taback, und ließ sich dann noch einmal alles haarklein erzählen. „Alles nichts! — alles nichts! hob er endlich an. Ihr habt den Esel beym Schwanz gezäumt"!

„Freylich weiß er besser als wir, wie man einen Beamten schindt, sprach Herrmann; aber wetz er das Messer nur scharf; mir kommt's auf einen dicken Thaler Schleiferlohn nicht an; wiewohl, Gott sey für! daß ich jemand Unrecht thue! Recht muß aber Recht bleiben, und dem müssen alle fromme Herzen zufallen".

Schlaghart versicherte darauf, daß er sich gleichfalls in der Sache nicht würde brauchen lassen, wenn es sein Gewissen (damit meynte er den Beutel) nicht foderte. — „Der Hauptfehler, fuhr er fort, liegt darinn, daß ihr den Verwalter nicht auf der rechten Seiten gepackt habt. **Wulfing hängt in seiner Amtsrechnung.** — Bey Lebzeiten des alten Herrn gieng's bunt über Ecks, und Gelegenheit macht Diebe. Bald war der Herr, bald Wulfing Kassameister. — Summa Summarum, Wulfing kann seine Rechnung nicht erweisen; dafür bin ich Mann! Potz Stern und kein End, wenn unser einer solche Wirthschaft in der Gemeindsrechnung machte! Da darf in Langenhausen keine Nuß ohne Schein berechnet werden; — aber die Großen — läßt man laufen, und die Kleinen hängt man auf". —

Hier sind zwey dicke Thaler, sprach Herrmann: schreib er mir das an den Herrn Vormund, und beweis er mir's gleich"!

„Possen! erwiedert Schlaghart. Beweisen läßt sich das nicht aus freyer Hand; aber beym Nachsuchen der Rechnung wird sich's finden". „Nun so schreib er mir's nur, und mach er's recht tüchtig und deutsch. Es soll sein Schade nicht seyn, wenn's gut ausgeht — sagt Herrmann, und nimmt den einen Thaler wieder zurück".

„Dafür laßt mich sorgen, erwiedert Schlaghart und trägt sogleich auf genaue Revision der Amtsrechnung an. Den Handel mit dem Schulzen erwähnt er am Schluße nur im Vorbeygehen. Herrmann meynt freylich, daß deren als der Hauptsache weitläufiger gedacht werden sollte; schreibt aber doch die Klag- und Schmähschrift von Wort zu Wort ab; befördert sie in des Junkers Hände, und erhält bald darauf geheimen Befehl, an dem und dem Tage sich an einem bestimmten dritten Ort einzufinden, um durch einen Kommissarius das Weitere mit ihm verabreden zu können.

Drey

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Reiter auf dem Fahlben reitet einen ehrlichen Mann nieder!

Mit allen möglichen Rathschlüssen des Herrn Schulmeisters Schlaghart ausstafirt, trabt Herrmann Nachmittags vor dem Thermintag, (es war im August 1709, am Begräbnißtage der alten Frau Liberichinn) aus dem Dorfe. Man nahm es ihm sehr übel, daß er nicht bey der Leiche blieb, zu der man ihn doch ausdrücklich gebethen hatte. Marks, mit dem er kurz zuvor in Zwiespalt gerathen war; denn Freundschaften, die mit Teufelsstricken geknüpft sind, dauern selten lange, — schöpfte zuerst Argwohn. „Gebt Acht, sagte er zu den Leuten im Sterbhause vor der Leiche; der Bett'schlingel hat einen Tuck vor, weil er eben heute nicht zu Hause bleibt, und auch keiner Seele sagt, wo aus, wo an. — Gestern erst war er wieder in Langenhausen beym Schlaghart, und wer mit dem Windmacher umgeht, ist selten auf rechtem Weg.

Am folgenden Tage gegen Abend trottirt Herrmann mit triumphirender Miene das Dorf wieder herein, und hinter ihm rollt eine Kutsche daher. Der Fahlbe muß Parade machen, und der darauf sitzt, hat nicht Zeit, einen Menschen zu grüßen. So geht's bis zur Wohnung des Verwalters. Schnell schwingt sich Herrmann vom schwitzenden Roß, reißt das große Hofthor fast aus der Angel, und die Kutsche fährt herrisch hinein. Wulfing sieht aus dem Fenster, und

erwartet zum allerwenigsten den Herrn von Schleich; aber eine dicke, tiefäugige Mannsfigur kriecht aus dem Kasten heraus, und watschelt hinter dem Schultheiß die Stiege hinauf. Kaum aber sieht dieser den ehrlichen Wulfing entgegen kommen, als er schon links um macht vor Verlegenheit, und den dicken Schlauch allein im Stiche läßt, welcher jedoch, ohne nur im geringsten betreten zu seyn, die Absicht seiner Gegenwart eröfnet, und dem Herrn Verwalter folgendes Schreiben übergiebt:

„Vorzeiger dieß, Herr Benedikt Blasius Schlacker, wird hiemit Kraft dieses, von Seiten der gnädigen Frau Karoline, verwittibten Freyfrau von Traubenheim, gebohrnen Freyinn von Bollingen, und dann des Herrn Kammerjunkers, Freyherrn von Schleich, Erbherrn auf Langenhausen, und respective Herr Vormund rc. bevollmächtiget, dem Verwalter Wulfing zu Traubenheim, Angesicht dieses die Schlüssel abzunehmen, die sämmtlichen Amtsrechnungen, und was sich in Amtssachen vorfinden wird, kommissarisch zu untersuchen, und den Befund zur weitern Verfügung anhero zu berichten. . . rc.

Nach Durchlesung dieser Vollmacht übergiebt Wulfing dem Herrn Kommissär Benedikt Blasius Schlacker ohne Widerrede die Schlüssel, zeigt ihm mit der Bereitwilligkeit eines Kaufmanns, der einen einträglichen Kundsmann im ganzen Waarenlager herum führt, und ihm jeden Kasten und Ballen eröffnet, die sämmtlichen Akten, Rechnungen und Papiere vor, läßt sogleich die

von der gnädigen Frau stets leicht erhaltene Kassa stürzen, und erwartet ruhig den Ausgang; denn er war sich keiner Treulosigkeit bewußt, hatte weder Weib noch Kind, und fühlte sich stark genug, auch amtlos sein Brod zu verdienen.

Bey seiner Thätigkeit und Ordnung ließ sich nicht einmal eine Verwahrlosung, und noch viel weniger eine Treulosigkeit denken; denn Wulfing war der eingezogenste Mann, der ohne Geräusche und überflüßigen Aufwand mit einer Stiefschwester wirthschaftete, die die Stelle der Magd, Köchinn und Ehrendame zugleich versah. Jeder ehrsame Stadtbürger übertraf ihn im Anzug, und an all seinem Hausgeräthe fiel nichts in die Augen, als die pünktlichste Reinlichkeit. Seine Baarschaft war äußerst geringe. Aus Gutmüthigkeit erließ er nicht nur den Armen fast alle Gebühren, sondern zahlte gar oft die herrschaftlichen Gefälle für sie. Wer großen Mangel litt, gieng zu ihm; denn man that selten eine Fehlbitte. Sein Korn lieh er den Armen um den billigsten Preis, und erhielt erst oft nach Jahren die Zahlung. Durch die Strenge seiner Polizey, durch verbesserte Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens, besonders durch Abtreibung der jüdischen Wucherer, fielen seine Sporteln immer weiter herab. Bey kleinen Klaghändeln rieth er zur Nachgiebigkeit und zum Vergleich, die Streiter behielten ihre Klag- und Protokolliergebühren, und Wulfing — gieng leer aus. Unmöglich konnte er unter solchen Umständen sich Schätze sammeln. Sein Schatz war ein gutes Gewissen, und die Liebe seiner Amts-

un-

unterthanen, die mit jedem Tage mehr zunahm, und sich auch der Herzen seiner ehemaligen Feinde bemächtigte.

Herr Benedikt Blasius Schlacker fieng indeß gleich am andern Morgen sein Untersuchungsgeschäft an; aber ehe wir davon reden, müßen wir den Mann, der künftig seinem Namen noch Ehre machen wird, erst kennen lernen. Seiner Profeßion war er ein Rechenmeister; konnte das große und kleine Einmal Eins nüchtern und trunken, träumend und wachend, und wußte viele hundert achtzehntels und sechs und dreyßigtheils Pfenige in ein paar Minuten zusamm zu zählen, und alle Brüche mit etlichen Federstrichen ins Ganze zu bringen; aber bodenleer war sein Hirnkasten, wenn von was andern, als von Zahlen, die Rede war. Schon in zehn Schreibstuben hat er servirt, und eine Menge Bücher voll Buchstaben und Zahlen gemacht; aber die undankbare Welt vergalt ihm allenthalben seine treuen Dienste mit dem Abschied. Wenn er z. B. das Schlüßelloch nicht mehr finden konnte, bey stockfinsterer Nacht die Küche für die Schreibstube hielt, oder zuweilen aus menschlicher Schwachheit in den Koth fiel, so mußte er besoffen seyn, er mochte wollen oder nicht: obgleich, wie er versicherte, nichts als ein Augenfluß daran Schuld war, der ihm ohne Zweifel noch gar an einer guten Heurath hinderlich würde gewesen seyn, hätte er nicht an der Jungfer Beschließerinn des Herrn von Schleich eine Person gefunden, die solche Kleinigkeiten zu übersehen, und seine Vorzüge zu schätzen wußte. Dieser Bekanntschaft verdankte

te Herr Schlacker unter andern das Glück, gegen Wulfing als Kommissär angestellet zu werden, und hatte noch überdieß die gnädige Versicherung, die Verwaltung nebst der Jungfer Beschließerinn zu erhalten, wenn Wulfing sich zum Absetzen qualifiziren würde.

Es versteht sich, daß Herr Blasius unter solchen Umständen alles mögliche that, dem ehrlichen Wulfing ein Bein unterzuschlagen. Um ja nichts zu übersehen, blieb er drey volle Wochen, (denn so lange währte das Untersuchungsgeschäft), vollkommen nüchtern; — eine Selbstverläugnung, zu der ihn nur die Liebe zu Brod und Amt bewegen konnte.

Gleich Anfangs ließ er die Gemeinde versammeln, und las ihr den herrschaftlichen Befehl vor, daß jedermann, der etwas gegen den Herrn Verwalter anzubringen hätte, nun seine Klage dem niedergesetzten Kommissarius eröffnen, und sich aller Rechtshilfe getrösten solle.

Seine Stimme, seine Triefaugen, sein Bauchwerk, das einem Schmalzfaß glich, und die sichtbare Henkersfreude, mit der er sein Werk vorbrachte, verdarb aber der ganzen Gemeinde die Lust; obgleich einige darunter sich vom Wulfing mißhandelt glaubten. Mit dumpfem Gemurmel gieng das Volk aus einander, und Herr Schultheiß Janhagel war acht Tage lang der einzige Kläger. Nur der weiland reiche Hans und Ludwig liessen sich auf Herrmanns Anstiften gegen den ehrlichen Wulfing brauchen. Bey allem, wo es an Beweisen gebrach, beriefen sie sich auf den verstorbenen Schultheiß Ortman, der sich nun nicht mehr ver-

ant-

worfen konnte. Selbst Schlacker aber war mit ihren Anbringen so wenig zufrieden, daß er verschiedenes sogleich von der Hand wies, und seine einzige Hoffnung auf eine Anklage baute, welche die Schuldaustheilungssache Hans Großmanns betraf.

Jud Schomel von Schekenau hatte nämlich dem sogenannten reichen Hans etwas Geld geliehen, welches er auf simple Handschrift so lange stehen ließ, bis Hansens Sachen anfiengen, mißlich zu werden. Itzt machte er eine Foderung von 400 fl. und drohte mit Klagen und Beschimpfungen, wofern ihm nicht Hans einen amtlichen Konsens darüber ausstellen ließe. Bey dieser Gelegenheit drang Wulfing sehr in den armen Tropfen, um noch zu rechter Zeit zu entdecken, wie sich's mit der Foderung verhielte. Hans aber, der allen Lärmen und Aufstand vermeiden wollte, um die übrigen Gläubiger nicht in Allarm zu bringen, bestand darauf, daß er wirklich so viel erhalten, und dem Jud Schomel zu verzinsen habe. Wulfing sah sich also genöthiget, dem jüdischen Gläubiger die verlangte Schuldversicherung zu geben. Nach zwey Jahren erst, als Hansens Güter auf die Gant kamen, fieng der Schuldenmacher an, gegen diese 400 fl. sowohl, als gegen andere Posten Einwendungen zu machen. Von Schomel wollte er schlechterdings nur 164 fl. erhalten, und an diesen sogar schon einiges mit Getreid bezahlt haben. Der Jude berief sich aber auf Schwarz und Weiß; Hans, der alles geheim mit den Israeliten abgehandelt hatte, war nicht im Stande, einen Zeugen aufzubringen; der Jude erboth sich aber, deren

drey zu stellen. Zum Schwur konnte Schomel nicht gezwungen werden, weil schon hinreichender Beweis in der eignen Aussage Großmanns und in dem darauf ausgestellten Konsens vorhanden war, und so bekam er denn sein Geld, welches ihm, in Gegenwart des verstorbenen Schulzen Ortmann und Ludwigs, in der Amtsstube von Wulfing ausbezahlt wurde.

Nun aber wurde die Sache so gekartet: Ludwig mußte läugnen, etwas von der Rückzahlung gesehen zu haben. Schomel hingegen behauptete, daß er, in Beyseyn des verstorbenen Schultheiß, nicht mehr als 250 fl. empfangen, und nur deßwillen über die ganze Summe von 400 fl. quittirt habe, weil ihm Wulfing mit langen Untersuchungen gedrohet und versichert habe, daß er in diesem Falle gar nichts bekommen würde. Indeß habe Wulfing die ihm widerrechtlich entzogenen 150 fl. in den eignen Beutel fallen lassen. Zum Beweis seiner Aussage berief er sich auf seine Handlungsbücher und auf Hansen und Ludwig, denen er noch am nämlichen Tage seine Noth geklagt haben wollte. Beyde waren erböthig, dieses sogar durch einen Eidschwur zu bekräftigen; dafür aber sollte Schomel die hundert Thaler, die Wulfing nachzahlen mußte, mit ihnen theilen.

So stand das Werk, als Wulfing darüber, in Beyseyn des Juden, Herrmanns, Ludwigs und des armen Hans vernommen wurde. Wulfing war bey der ganzen Klage voll scheinbarer Verlegenheit, und berief sich ganz schüchtern auf Ludwig, als einen Mitzeugen; dieser aber läugnete rein weg, daß er einen

Hel-

Heller von dem Gelde gesehen habe. Nun stieg die Dreistigkeit des Hebräers auf's höchste. Hans begann dem guten Wulfing mehr als grob zu begegnen, und Schlacker fieng mit allem Uibermuth einer schadenfrohen Seele das Protokoll an.

„Noch einen Augenblick Geduld“! rief Wulfing; nahm einen Stuhl, und setzte sich vor seinen Klägern nieder, Trotz der furchtbaren Nase, die Schlacker ihm zuwarf. Er zog einen Brief aus der Tasche, und las:

Raptim Langenhausen, den 16 Sept. 1709.
„Unter höflicher Salutation“!

Als Herrmann das Raptim und die höfliche Salutation hörte, war er verblaßt bis in den Hals hinein.

„Nehmt euch vor der Zugluft in Acht; ihr werdet wahrscheinlich schwitzen“ — sagte Wulfing, und las weiter:

„Dem Herrn Schultheiß Jannhagel wird anmit zu wissen gethan, daß ich mit dem Schekenauer Juden Issaschar Schomel in der bewußten Sache noch einmal gesprochen, und „das weitere verabredet habe. Künftigen „Dienstag, als den 20sten hujus, wird er „vor der niedergesetzten Kommißion erscheinen; „muß aber NB. Vorkehr getroffen werden, „daß es nicht zur Eides-Deferirung kommt; „Schomel ist, Gott weiß, durch wen, wieder „irre gemacht worden, und will die Sache nur „so weit zu treiben suchen, als sie sich ohne Schwur

„treiben läßt. Er fürchtet den Landrabiner, der
„in solchen Fällen gewaltig einheizt. Indeß hat
„er in seinen Handlungsbüchern die Summe von
„400 fl. in 250 verwandelt. Nun muß nur
„auf Ludwig gesehen werden, daß er beym Wort
„bleibt: ich kenne den Bursch aus andern Strei-
„chen, bitte nochmals, daß man meinen Na-
„men aus dem Spiele läßt. Actum ut supra.

Des Herrn Schultheißen
Dienstbereitwilliger Gregorius Schlaghart,
Schulmeister.

Wie von Gott verlassen stand das Kleeblatt, Herrmann, Ludwig und Schomel vor Wulfing. Herrmann suchte sich zu erholen; aber was er vorbrachte, war unzusammhängendes Gestammel. Isaschar wollte den Brief als unterschoben erklären, und Ludwig den Kopf aus der Schlinge ziehen; aber alle scheuten sich vor einer weitläufigen Untersuchung.

Schlacker, dem durch diesen Brief die schönste Hoffnung zu Grunde gieng, war darüber wie aus den Wolken gefallen. „Auf welche Art und Weise kommt man aber zu diesem Schreiben"? fragt er endlich ganz ungehalten.

„Das läßt sich kurz zusammfassen, erwiederte Wulfing. Der Both, der den Brief hier an den ehrlichen Mann, (er deutete auf Herrmann) bestellen sollte, begieng die Unvorsichtigkeit, das Siegel zu erbrechen, und fand also nicht für gut, ihn selbst zu bestellen, sondern übergab ihn dem hiesigen Tochtermann des verstorbenen Schultheiß auf dem Langen-

hän-

häuserweg, wahrscheinlich in der Absicht, um auf ihn die Schuld der Verwahrlosung des Siegels schieben zu können. Fritz konnte der Versuchung den offnen Brief zu lesen nicht widerstehen, und weil dieser mich mehr angieng, als den Schultheiß: so hielt er für gut, ihn mir einzuliefern; ich aber hielt ihn absichtlich zurück, um seiner Zeit davon Gebrauch zu machen.

Schlacker mußte nun den ganzen Vorfall zu Protokoll nehmen; die drey Schurken mußten es unterschreiben, und Wulfing ließ sich eine beglaubigte Abschrift davon ausfertigen.

„Dieß ist die einzige Genugthuung, die ich von der hier stehenden Bande verlange, sprach er; aber zur Ehre des Herrn Schultheiß Janhagel und seiner Gesellen, werde ich überall von dem Schurkenpatent Gebrauch machen". — Dieß sagte er, gieng aus dem Zimmer, und ließ das Gesindel in Bestürzung zurück. Schlacker fegte indeß die Bösewichte nicht so fast ihrer Bosheit, als vielmehr ihrer Dummheit wegen durch, und wandte nun seinen ganzen Fleiß auf die Rechnungen.

Man muß es ihm lassen, daß er überhaupt ein perfekter Rechenmeister, nie aber, ohngeachtet seiner Triefaugen, so scharfsichtig war, als eben dießmal, da es darauf ankam, einen redlichen Mann zu stürzen. Bald fand er auch, was er suchte. Das Rechnungswesen jener Zeit war überhaupts so genau nicht genommen. Dazu kam Gustavs unumschränktes Zutrauen in die Ehrlichkeit seines Beamten, und Wul-

fings

fings Zutrauen in die Gerechtigkeit seines Herrn. Das einemal nahm der gnädige Herr, das anderemal Wulfing die Gelder in Empfang. Jeder hielt sich seine besondere Rechnung, und trug nur das ein, was er empfangen hatte. Gustav aber war in diesem Punkte so nachläßig, daß er über vier Jahre seinem Verwalter keine Rechnung abnahm, und gleichwohl auch seine Privatrechnung nicht ordentlich hielt. Da nun Schlacker anfieng zu vergleichen, fanden sich beträchtliche Reste, von denen man eben so wenig etwas in Gustavs Manual als in Wulfings Rechnungen fand. Die Zahler konnten sich zum Theil nicht mehr erinnern, wem sie das Geld gegeben hatten, und unserm Wulfing fehlte es an Beweis. Mit vieler Mühe brachte er's aber doch so weit, daß er nur mit 400 fl. hängen blieb. Gleichwohl machte Schlacker die fürchterlichste Schilderung von der vorgefundenen Unordnung, von der gewissenlosesten Behandlung der herrschaftlichen Güter ꝛc. und Wulfing erhielt in den ungnädigsten Ausdrücken seinen Abschied, doch mit dem gnädigen Beysatz: daß ihm 200 fl. am Reste geschenkt seyn sollen.

Unglücklicher Weise war kurz vor diesem Vorfalle der Herr geheime Rath von Sippstein, Wulfings eifriger Gönner gestorben, und vom Herrn von Sturm durfte er sich keines Beystandes getrösten, weil dieser es ihm nicht verzeihen konnte, daß er dem gnädigen Herrn zu einer zweyten Ehe gerathen hatte. Die ritterschaftlichen und kaiserlichen Gerichte waren nicht betriebsam genug, daß Wulfing einen schnellen

Aus-

Ausgang der Sache von ihnen hätte erwarten können; überdieß lag aller Beweis, den er gegen Schlackern führen konnte, bloß in seiner eignen Uiberzeugung, mit der man vor Gerichten nicht auslangt. Er schlug also den kürzesten Weg ein, und nahm mit aller Gelassenheit eines auch im Unglücke standhaften Mannes seine Verabschiedung an. „Nur soll meine bisherige Herrschaft auch nicht einmal vermeyntlich einen Heller durch mich verlieren, setzte er hinzu; denn ich würde mich entehrt fühlen durch ein angebliches Geschenk, dessen ich nicht bedärfen würde, wenn der einzige Zeuge meiner Redlichkeit noch lebte. — Sogleich verwechselte er seine wenigen Schuldscheine gegen baares Geld, und übergab die im Rest gebliebenen vierhundert Gulden dem Herrn Benedikt Blasius Schlacker, mit den Worten: „Hier ist der angebliche Rest. Ich bezahle damit nicht den zehnten Theil des Glücks, das ich bey dem mir unvergeßlichen gnädigen Herrn genoßen habe. Nichts als die Liebe und den Dank meiner Amtsunterthanen nehme ich mit mir; aber die Schmähschrift, womit man mich des Amtes entläßt, gebe ich voll Verachtung zurück“! Hiemit warf er das Absetzungsdekret auf den Tisch, und gieng aus dem Zimmer.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Reiter auf dem Falben versteigert sich zu Tode, und Wulfing nimmt Abschied.

Wie ein Lauffeuer war indeß das Gericht von Herrmanns schändlichem Betruge herumgegangen, und allgemeines Jubiliren hatte das Dorf erfüllt, daß der Bösewicht selbst in die Grube gefallen war, die er einem ehrlichen Mann gegraben hatte. Das Kränkendste für Janhagel war aber, daß von dem Augenblick an kein ehrlicher Mann mehr ihm den Gruß gab; denn jedermann hielt ihn schon für ehr- und dienstverlurstig. Niemand erschien mehr auf sein Geheiß, und Fritz sagte ihm in öffentlicher Schenke: „Ist's wahr, Herrmann! daß dein Weib, seit du mit unserm Verwalter vorgestanden bist, den Hund füttern muß; man sagt: er nimmt keinen Brocken Brod mehr von dir".

Welch ein Schrecken überfiel aber das Volk, als es auf einmal hieß: „Nicht Herrmann, sondern Wulfing ist abgesetzt"! Heulen und Schreyen war in den Hütten der Armen, und Aufstand in den Häusern der Reichen. Ein Wolf, der auf öffentlicher Strasse die Kinder würgt, macht weniger Auflauf. Mehr als dreyßig Mann liefen vor die Wohnung des Beamten. Herr Blasius Schlacker fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken; denn er glaubte mit Heugabeln gespisset zu werden; aber die Bauern begehrten nur ihren

ren Wulfing zu sprechen. Wie sie standen, wollten sie stehenden Fußes nach Würzburg.

Nein, liebe Kinder! sprach Wulfing. Ergebt euch in euer Schicksal, wie ich mich in das meinige. Das können wir nicht — das wollen wir nicht! — schrie die Versammlung unter einander. Gott sey dem Kommißär gnädig, wenn er bey uns bleibt! Wir gedulden ihn nicht, Herr Wulfing, und sollte Mord und Todtschlag daraus entstehen.

Was? rief Wulfing mit edlem Ernste, wollt ihr euch gegen die Obrigkeit setzen, die Gewalt über euch hat? Wollt ihr einen Bauernkrieg anfangen?

So gehen wir doch wenigst zur gnädigen Frau, schrie das Volk.

Auch das ist umsonst! erwiederte Wulfing. Oder glaubet ihr, daß es mir nur um euer Brod zu thun ist? Oder daß ich unter solchen Umständen glücklich seyn würde, wenn ich auch länger bey euch bleiben dürfte? — Nein, ihr lieben Traubenheimer! nur euer freundschaftliches Andenken — das ist alles, was ich von euch verlange. Gott wird für euch und für mich sorgen, und alles zum Besten kehren.

Da weinte das Volk, und drang in Wulfing. Dieser aber blieb unbeweglich auf seinem Vorsatze.

Laßt uns zum Pfarrer gehen, sagten die Bauern unter einander, und liefen gerades Wegs zu ihm. Er sollte nun als sein Freund dem Herrn Verwalter einreden, ihn wenigstens bewegen, daß er länger bliebe, wenn sie bey der Herrschaft es auswirkten.

Aber

Aber Pfarrer Ehrlich verzweifelte daran, ob er etwas ausrichten werde; denn gleich nach der Ankunft des Weinschlauches von einem Kommißär war er schon zu Wulfing gegangen, um seinen Beystand ihm anzubiethen; dieser aber hatte ihn dringend gebethen, nicht nur bey der ganzen Sache ruhig zu seyn, sondern ihn auch nicht einmal während der Kommißion zu besuchen, um allen Verdacht zu vermeiden.

Itzt glaubt er indeß doch wieder gehen zu müßen. Er macht alle nur möglichen Vorstellungen. Ein braver Mann soll ohne dringende Noth keinem Schurken Platz machen! sagt er; aber Wulfing hält eben diesen Fall für dringende Noth, und der Pfarrer kann seinen Gründen nicht widerstehen.

Wie steht's, was sagt er? rief ihm seine Schwester Rosina weinend entgegen, die gar viel auf Wulfing hielt, und sich bey seinem Anblicke jedesmal ihres seligen Gatten erinnerte, als Pfarrer Ehrlich von ihm zurückkam. Er will lieber verhungern, als Barmherzigkeit erflehen, wo er nur Recht bedarf! antwortet Ehrlich, und wirft sich vor Unmuth aufs Bett. Rosine und ihr Konrad stehen vor ihm, und weinen wie am Sterbebett ihres Vaters. Ach mein Firmpathe! schreyt Konrad (denn Wulfing hatte ihm erst vor Kurzem die heilige Firmung umgebunden). Lieber, hochwürdiger Herr Vetter! — der Herr Verwalter soll nicht fort! Ehrlich aber scheint ihn gar nicht zu hören; er vergießt keine Thräne, er antwortet auf keine Frage; wie ein Starrsüchtiger liegt er, und schaut gerade vor sich hin. Rosine, sagte er endlich,

gute,

gute, liebe Schwester! nun wird mir meine Pfarrey zur Last. Ich möchte auswandern, und den Staub von meinen Füssen schütteln, und hingehen, wohin mich meine Füsse trügen, denn meine besten Tage sind nun in Traubenheim gelebt. Der Weitzen, den ich säe, wird künftig unter Dornen fallen, mein Amt wird unfruchtbar, und meine Ruhe verloren seyn. Ich werde streiten, und nichts gewinnen, meine Pfarrkinder werden seyn, wie herrnloses Gesindel unter der Hand des Bettelvogts.

Wulfing machte nun Anstalt zum Abzug. Er schrieb in sein Geburtsort, in der obern Pfalz, um eine Hausmiethe, wo er sich, bis zu einer andern Versorgung, als Advokat niederlassen wollte. Sein bischen Geld, das ihm noch übrig geblieben war, und sich auf keine hundert Thaler belief, zog er zusammen, und ließ sein entbehrliches Hausgeräth versteigern.

Anfänglich war er Willens seine Sachen durch einen Bauersmann ausrufen zu lassen; aber Herrmann setzte sich ritterlich dagegen, weil das Geschäft dem jeweiligen Dorfsschultheiß zukäme. Besonders war es ihm dießmal darum zu thun, weil er dem Dorfe dadurch zeigen wollte, wie fest er noch stehe. Wulfing gab nach, und Herrmann hatte den Triumph, das Hausgeräth auf öffentlichen Strich zu bringen.

Er schrie wie ein Zahnarzt, und kühlte dazwischen immer seine Lunge mit Most. Zehn Batzen zum erstenmal! Zehn Batzen zum andernmal. Beßer, beßer! macht doch, daß der arme Schelm noch ein Stückchen Geld mit fortbringt! Eilf Batzen zum er-

stenmal — eilf Batzen zum andernmal! schrie er unaufhörlich, hob die kleinen Geräthschaften hochmächtig empor, und schlug dann endlich mit dem Schlüßel zum dritten- und letztenmale auf den Tisch, daß die Gläser klangen. Die wohlhabenden Bauern des Ortes strichen indeß ihrem Herrn Wulfing zu lieb die Waaren ganz ungebührlich theuer, und den meisten standen dabey die hellen Thränen in den Augen. Auch Herrmann wollte wieder christlich thun. Er steigerte selbst zuweilen die Nachbarn herab, und wiederholte wohl zehnmal: So thut doch was aus christlicher Liebe!

Das verdroß die ganze Versammlung. Ja, ja, Nachbarn! schrien einige: Thut doch was aus christlicher Liebe, und laßt euch nicht vom Schomel und Janhagel zu Schanden machen! — wofern du noch einmal von christlicher Liebe sprichst, die du gar nicht kennst, rief endlich der ganze Haufe: so werfen wir dich zum Tempel hinaus, du elender Verläumder!

Herrmann schmähte dagegen in Bibelsprüchen und Bauernflüchen. Ein allgemeiner Lärm entstand, und würde bis aufs äußerste gestiegen seyn, wäre nicht Wulfing selbst dazu gekommen, um die erbitterten Gemüther zu besänftigen. — Der Zorn war indeß bey Herrmann einmal so im Brand, daß er unabläßig Most in sich hineingoß; denn vor innerer Glut klebt ihm die Zunge am Gaumen.

Gegen das Ende war er so heischer, daß er kaum mehr reden konnte; dabey sah er aus wie ein Schürer am Schmelzofen. Er gieng nach Hause, warf sich aufs Bett, und rief ganz unvernehmlich: Weib, einen

nen Schluck Branntwein! Hitze muß Hitze vertreiben! Gott, ach Gott! thu doch das nicht, sagt sein Weib. Herrmann aber giebt nicht nach. Er trinkt ein Glas Branntwein, und eh' eine Viertelstunde vergeht, liegt er schon in völliger Verwirrung. Die Nacht über redet er irre, und allerley Dinge mit unter, die nicht gut waren. Der Ochs von einem Schulmeister! — Dem Teufel will ich was geben, und nicht ihm! — mir den Brief so dumm zu schicken! — Aber warte, Fritz, warte Fritz! du sollst mir büßen! — wartet Schurken, ich will euch den Jud Schomel eintränken! — Zehn Batzen zum dritten . und — und — und — und zum letztenmal, und dabey schlug er aufs Bett, daß die Federn staubten.

Nach einer so fürchterlich durchfabelten Nacht war Herrmann sehr entkräftet, hob schwer aus der Brust, und seufzte beständig nach Wasser. Ums Himmels willen! sagte er, laßt mir nur niemand in die Kammer, bis ich wieder gesund bin; denn das ganze Dorf lacht und gönnt mir das Unglück. Ich will darum auch manchmal aus dem Fenster sehen, und den Leuten einen Gruß biethen.

So trieb er's einige Tage, nun aber konnte er nicht mehr Versteckens spielen. Man mußte den Arzt aus der Stadt rufen, und dieser erkannte sogleich die Krankheit für den Lungenbrand. Er gab kühlende Mittel, und ließ eine Ader öffnen; aber nichts wollte verfangen, denn Herrmann war voll Seelenunruhe. Der Groll über die jüngst erlittene Schmach, und sein Sündenregister liessen ihm weder die Ruhe der

Nacht,

Nacht, noch die Freuden des Tages. Sein Geblüt kochte wie heißer Wein in den Adern, und mehrte zusehends den Brand.

Wulfing war indeß fertig zum Abzug, und eben bey seinem lieben Pfarrer, um Abschied zu nehmen. Vor dem Schloßbauhof schien Jahrmarkt gehalten zu werden, so groß war der Auflauf des Volkes, als Wulfing mit seinem kleinen Firmpathen an der Hand in Gesellschaft des Pfarrers zurückkam. Der kleine Konrad schrie trostlos die Gaße herauf, und Ehrlich und Wulfing giengen in stummer Rührung und Wehmuth. Aber auch ihr Schmerz brach in lautes Schluchzen aus, als sie um den Wagen her die Menge Volkes erblickten, das sich mit Ungestüm drängte, den ehrlichen Wulfing noch einmal zu sehen. Väter hoben ihre Kinder aus dem Getümmel empor und sagten: Da schaut ihn noch einmal an, den Bauernfreund, und vergeßt ihn nicht.

Wulfing aber konnte es nicht länger aushalten; er riß sich schnell aus den Umarmungen des Pfarrers und Schullehrers, und aus dem Gedränge seiner übrigen Freunde; gab durch einen Wink allen das Lebewohl, und warf sich ganz betrübt zu seiner Schwester in den Wagen.

Beym Einsteigen übergab ihm Wilhelm im Namen des Dorfes ein Päckchen, das ihm aber Wulfing, da er bemerkte, daß Geld darinn sey, mit den Worten zurückschob: O Kinder, eure Liebe ist mir genug!

Ach, lieber Herr Wulfing! so will er uns zum Abschied verschmähen? schrie das Volk, und drang so

sehr

sehr in ihn, daß er endlich das Geschenk annahm. Ich kann unmöglich danken, sagt er, aber Gott sey mit euch! und mit den Worten verließ er den Ort, wo ihm so viel Liebes und Leides begegnet war.

Zu seinem Erstaunen fand er in dem Päckchen nicht nur hundert Gulden, die einige dreyßig wohlhabende Männer des Orts im Stillen zusammgeschossen hatten, sondern auch ein von Lieberichs Hand aufgesetztes und von den Gerichtsältesten unterschriebenes Danksagungsschreiben, das mit dem Gemeinsiegel, worauf Kaleb und Josue die große Traube trugen, bekräftiget war.

Wulfing mußte, nachdem er das Belobungs- und Danksagungsschreiben in der Kutsche gelesen hatte, noch einmal herzlich weinen; aber es waren Thränen einer süßen Wehmuth. Aus seiner Heimath schrieb er dagegen einen sehr verbindlichen und ehrenvollen Brief an die Gemeine, der noch heut zu Tage in Traubenheim als ein Heiligthum aufbewahret wird.

Fünf-

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ein Sterbebett zum Spiegel für alle Sünder.

Pfarrer Ehrlich an Wulfing.

Traubenheim, am 4. Oktob. 1709.

Ich entledige mich durch diesen Brief, herzlieber und unvergeßlicher Freund! eines Auftrages, den mir ein Sterbender gegeben hat, und nehme zugleich Veranlaßung, dir das Lebewohl schriftlich nachzusenden, das wir dir, du Redlicher! mündlich zu sagen nicht vermochten.

Zu spät für dich und für das Glück unsers Dorfes; aber leider zu früh für sein eigenes Wohl ist Herrmann, vier Tage nach deiner Abreise, am Lungenbrande gestorben, den er sich bey der Versteigerung deiner Habseligkeiten durch sein entsetzliches Geschrey, durch eingenommenen Zorn und übermäßiges Trinken, mit welchem er die Glut löschen wollte, zugezogen hatte. Schaden zu stiften war seine Lust, so lange er lebte, und Schadenfreude war der Nagel zu seinem Sarge. — Anfänglich hielt er die Gefahr möglichst geheim, weil er den Spott des Dorfes, und meinen Zuspruch fürchtete, den er in gesunden Tagen so oftmals verschmäht hatte; als er aber am Tage deiner Abreise den allgemeinen Jammer des Volkes hörte, fieng er an wie im Fieber zu zittern. Die Trostsprüche, mit denen er bisher sein Gewissen eingeschläfert

hat-

hatte, wollten nicht mehr verfangen. Er fühlte Sehnsucht nach meinem Besuch, und ließ mich nach einem harten Kampf endlich zu sich bitten.

Soll's ja so seyn,
daß Straf und Pein
auf Sünden folgen müssen:
So fahr hier fort,
nur schone dort,
und laß mich hier noch büßen"!

So rief er mir, voll Seelenangst, entgegen. Sein Keuchen verrieth sogleich die Gefahr; aber vergebens war mein und seines Weibes Flehen, daß er sich des vielen Redens enthalten möchte. — „Reden muß ich, oder mir zerspringt das Herz! sagte er. Ach! ruft mir Wulfing zurück! Ich will zum Letztenmal heraus aus dem Bette, und auf meinen zitternden Knien ihn um Jesu willen bitten, daß er mir nicht fluche". — Ich schwur ihm, daß es zu spät sey, dich einzuholen, daß du ihm schon verziehen habest; daß dein liebvolles Herz unfähig sey, irgend einer Seele zu fluchen; daß ich doch aber zum Uiberfluß noch an dich schreiben, dich an seiner Statt um Vergebung bitten, und ihm deinen Segen erflehen wolle. —

Bald fand ich aber, daß ich den Balsam zu früh in die Wunde gegossen hatte; denn Herrmann war nicht unruhig über sein an dir begangenes Unrecht, sondern nur allein darüber, daß du ihm fluchen, und ihn, (wie er aus Aberglauben fürchtete), zur Hölle befördern würdest. — „Nur noch die heilige Abso-

lution und Wegzehrung! rief er, und dann will ich getrost sterben“.

Ach! lieber Wulfing! das war wieder einer der Fälle, die mich in meinem Berufe schon so oft beunruhiget haben. Auf der einen Seite belebte mich die Hoffnung, den Sünder vielleicht, mit Nathans Freymüthigkeit, zu einer Reue zu bringen, die Gott gefällt; und auf der andern Seite schlug mich die Furcht danieder, durch Erschütterung einen Mann frühzeitiger zu Grabe zu befördern, der noch sehr des Raums zur Buße bedürfe. — Krebsschaden, dachte ich endlich, lassen sich nicht mit Rosenwasser heilen, und rief ihm, zwar ernstlich, aber doch mit der Stimme eines Freundes, aus Salomo's Sittensprüchen zu: „Laure nicht als ein Gottloser auf das Haus der Gerechten; verstöre seine Ruhe nicht; denn ein Gerechter fällt siebenmal, und steht wieder auf. Aber die Gottlosen versinken im Unglück. Als ich anfieng, diesen Spruch auf ihn anzuwenden, und ihn besonders verständigte, daß ich ihm nur deinen Segen, nur deine Verzeihung, nicht aber gänzliche Befreyung von den bösen Folgen böser Handlungen versprochen habe; daß der gerechte Richter nicht nach den letzten Augenblicken des Lebens, nicht nach der herausgewürgten Galgenbuße, sondern nach unserm ganzen Thun und Lassen richten werde, da kam plötzlich die verschwundene Bangigkeit wieder, und mir war es, wie einem Arzte, der ein zu früh vertriebenes Fieber, von dem er Abledigung verdorbener Säfte hofft, wieder kommen sieht. „Ach Gott!

rief

rief Herrmann mit aufgehobenen Händen, was soll ich thun, was fang ich an"?

„In einer herzlich reumüthigen Beicht eure Sünden alle bekennen;

wieder gut machen, was sich noch gut machen läßt.

Erstatten, was ihr geraubt habt;

für Lügen Wahrheit sagen;

abbitten den Beleidigten;

verzeihen den Beleidigern, und

die Verführer sowohl, als die Verführten von ihrem nahen Verderben warnen"!

war meine Antwort. Er lag darauf eine Weile tief in Gedanken. Endlich befahl er mit verzagter Stimme, seinen Gevatter Ludwig nebst dem weiland reichen Hans rufen zu lassen. Ersterer ließ sich verläugnen, als er vom Pfarrer hörte; letzterer aber erschien. So zittern Sünder am Hochgerichte, als er, den Hut in der Hand, in diesen Wohnplatz der Verzweiflung trat. Herrmann baumte sich empor, und gab ihm die Hand, mit den Worten: „Vergieb mir um Christi willen; ich habe dich verführt. Sorge, daß du nicht auch kommst an diesen Ort der Quaal"!

Der elende Tropf, der wenig Wochen zuvor bereit war, des Allmächtigen durch einen falschen Eid zu spotten, stand dabey wie verblutet; fieng endlich an zu weinen, als ich ihm näher an das Herz drang, und begehrte, mit mir unter vier Augen zu sprechen. „Wer vor Aller Augen schändlich gehandelt hat, war

meine Antwort, dem gebührt auch Schande vor Aller Augen"! Und nun fieng er an, den ganzen Handel, wie er war, öffentlich zu erzählen. „Du hast mir zu Lieb verschwiegen, keuchte Herrmann, daß ich dich überredt, und dir einen Gemeindedienst versprochen habe". — Die Umstehenden bebten bey diesem Auftritt, und mir that es nun Leid, daß ich aus Schonung gegen den Sterbenden den Eindruck nicht so verstärken durfte, als ich wohl gewünscht hätte.

Herrmann beichtete mir darauf mit sichtbarer Rührung, und ich versprach, ihm am andern Tag nach meiner Messe die letzte Wegzehrung zu bringen, weil ich für diese Nacht noch keine Gefahr sah.

Er schlief auch wirklich diese Nacht ganz sanft; aber ein rauschendes Blatt schreckt den Bösewicht; er lauft, wo ihn niemand jagt. So war es bey Herrmann. — Zur Mitternacht hebt sein Hund an, fürchterlich in den kalten Nachtwind zu heulen, und ist weder durch Schläge, noch durch Locken und Futter zum Schweigen zu bringen. Herrmann deutet das Heulen des Hundes auf sein nahes Ende, verfällt in unbeschreibliche Angst, und läßt mich endlich aus dem Bette rufen. Bey seinem Anblicke fiel mir die Schriftstelle bey: daß einer so verzagt ist, das macht seine eigene Bosheit, die ihn überzeugt und verdammt, und ein erschrockenes Gewissen versieht sich immer des Aergsten. Buch der Weish.: 17, 10, 11. Ich konnte mich nicht entbrechen, ihm mit diesen Worten seine Klagen über Angst und Bangigkeit zu erwiedern. „Ach Gott! so ist es auch — gab er zur Antwort.

Mir liegt noch viel auf dem Herzen! damit deutete er auf die Umstehenden". Ich hieß sie aus dem Zimmer gehen, und Herrmann begann vom neuen zu beichten. Er fand in seiner Aufrichtigkeit und Reue, dann in dem Vollziehen meiner Forderungen die gewünschte Gewissensruhe. Am Morgen reichte ich ihm die heiligen Sterbsakramente. Des Nachmittags fand ich ihn ungemein heiter und um ein merkliches besser. Er dankte mir sehr gerührt, daß ich ihm zur Seelenruhe verholfen hätte, und bath jedermann, der ihn besuchte, um Verzeihung. Die Neugierde, (denn an Freundschaft war hier nicht zu denken), trieb mehr Menschen in das Zimmer, als mir lieb war.

Noch zwey Tage lag Herrmann zwischen Furcht und Hoffnung. Am vergangenen Donnerstag, in der Abenddämmerung, starb er endlich unter meinem Gebethe, und wurde Sonntags darauf begraben.

Ich habe dir weitläufig den Tod deines Feindes geschildert. Nicht als ob ich glaubte, dir damit eine fröhliche Post zu bringen, sondern weil ich weiß, daß du dem Sünder eine Thräne des Mitleids und dein Gebeth in die Ewigkeit schenkst.

Schlacker, der schon am Tage vor der Versteigerung deiner Waaren von hier abgereist ist, hält sich noch immer in Würzburg auf; wird aber täglich erwartet. Ein Wagen mit Betten und dem nöthigsten Hausgeräth ist schon angelangt. Ich enthalte mich, dir zu sagen, wie mir zu Muthe ist; — aber meine besten Tage sind gelebt. Du bist mir unersetzlich, und

Schla-

Schlacker wird nur kommen, um mir und dem ganzen Dorf deinen Verlurst noch schmerzlicher zu machen.

Meine Schwester Rosina und Konrad, dein Pathe, grüßen dich mit der innigsten Liebe. Beyde weinen noch täglich um dich, und ich stimme dann gewöhnlich mit ein. Uns bangt vor der Zukunft; aber wenn gleich der Rath des Herrn wunderbar ist; so führt er doch alles herrlich hinaus, und lenkt auch unser Leiden zum Besten.

Schreib uns bald, Liebster! wie es dir geht, und grüße deine Schwester von uns allen. Lebe wohl.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der das Dorf aufrichten soll, richtet es zu Grunde.

Niklas an Wulfing.

Traubenheim, den 5ten Aug. 1710.

Gott zum Gruß; lieber Herr Verwalter!

Der Krämer Sebastian glaubt, daß er nur ein Paar Stunden von seinem Dorfe hausiren, oder vielleicht selbst zu ihm kommen wird, und will den Brief mitnehmen. Ich muß ihm doch nur schreiben, lieber Herr Wulfing! wie's uns armen Teufeln geht. Er hat doch Mitleid mit uns, und wir thun noch immer

mer uns betrüben, daß er fort ist, und alles läßt ihn schön grüßen.

Der neue Verwalter schreibt sich Amtmann, und so muß man auch zu ihm sagen, und er hat seine Beschließerinn gleich als Frau mitgebracht. Ludwig hat zum Willkomm aus dem Fenster geschossen, und ist ihm das Pistol zersprungen, und hat ihm die Hand garstig zugericht, und das rechte Aug ausgeschlagen. Gott verzeih's uns, daß wir's ihm vergönnt haben! —

Wie Herr Schlacker eingezogen ist, war's, wie wenn der Klaubauf zu Martini kömmt, da sich die Kinder verstecken. — Seine Frau sieht so mager aus, wie die Hungersnoth; dafür aber hat sie auch ihr stammdicker Amtmann nur als Zuwage gekriegt, und wenn's Glück gut ist, wird sie sich doch schwer genug machen. Sie sieht auch ganz abgeschossen aus. An Feyertagen trägt sie einen Rock von Fischbeinen, der ist so weit wie ein Wagenrad, aber breiter, und strotzt gerade aus, wie bey den Nürnbergerdocken, die auf dem papiernen Rock stehen, und keine Füsse haben. Sie geht allemal nach der Zwerch in die Kirche, und bleibt doch fast zwischen Thür und Angel stecken, und ihr Haar ist abgeschnitten und kraus wie ein Merzenlamm. Vorne sind ein Paar Schopfen wie Hörner herausgedreht, und oben darauf sitzt ein Ding von gelben Bändern. Da loben wir uns die Frau Schwester unsers Herrn Pfarrers, die sieht so schlecht und dörflich aus, und redet mit allen Leuten von Acker und Stall; ob ihr verstorbener seliger Mann gleich

mehr noch als ein Amtmann war; aber unsre Amtmänninn weiß von nichts zu reden, als vom Junker, von dem sie lieber gar schweigen sollte; aber sie macht sich groß mit, daß sie so viel gilt, damit sich die Leute fürchten sollen. Aber wenn sie so groß thut, ist's einem immer, als hörte man die Schlüssel klappern.

Was Herrmann, Gott tröste ihn! für ein Ende genommen, und wie er sich zu Tode geblöckt, hat ihm vermuthlich der Herr Pfarrer schon geschrieben. Ich habe dabey auch noch ein Stück zu thun bekommen. Herrmann ließ mich drey Tage vor seinem Ende rufen. Den Kranken zu schonen, übernahm es sein Weib, mir einen Streich von Herrmann zu erzählen, worüber ich staunte. Voll Scham und Bestürzung erklärte sie mir die Sache also:

Mein Mann unterschlug beym Tode seines alten, schwachen Vaters, der bekanntermassen noch vor Verfertigung des neuen Schnldbuchs gestorben ist, zum Nachtheil seiner verwaisten Schwesterkinder, deren Haus jetzt der Pfarrer bewohnt, nicht nur achtzig Gulden baares Geld, sondern auch den Schuldbrief über ein Kapital von zweyhundert Gulden fränkisch, das Ludwig von dem alten Janhagel aufgenommen hatte. Herrmann läuft also mit der Schuldversicherung zu ihm. „Wenn du mir das Geld binnen vierzehn Tagen auflegst, und reinen Mund hältst, sagt er, so will ich dir zwanzig Gulden vom Kapital erlassen. Das ergreift Ludwig mit beyden Händen, borgt 180 Gulden, zahlt sie dem Herrmann zurück, und betrügt

um den armseligen Schurkenlohn drey vater- und mutterlose Waisen um hundert fränkische Gulden. —

Lieber Niklas! fuhr das Weib unter vielen Thränen fort, ich will ein Geld nicht, das mir und meinen Kindern nicht gehört, und keinen Segen bringt. Schande und Verlurst will ich gern tragen, wenn nur Gott meinem Mann gnädig ist". Darauf übergab sie mir eine Handschrift über 150 fl. fränkisch, die ich als Vormund für die Waisenkinder zu übernehmen hätte. Ich stellte ungesäumt einen Empfangsschein darüber aus, den ich und die drey Kinder unterschrieben, und überbrachte ihn dem Herrmann selbst. Vor Freuden küßte dieser das Papier. „Es ist hart herausgegangen, lieber Niklas! — ich habe das bischen Ruhe zu guter Letzt theuer erkauft, sagte er; aber Gott Lob! daß das Höllengeld heraus ist, es hat mich hart gebrennt auf meiner armen Seele. Du und die Waisen werden's mir ja verziehen haben"! „Vom Herzen"! war meine Antwort. Ich gieng mit dem stillen Wunsche fort: Herr! laß mich redlich leben, damit ich ruhig sterbe.

Ludwig hat wollen Schultheiß werden, und obendrein Schmieralien gebothen, aber er war dem Amtmann zu schlau. Besser, denkt er, ein Hund, der gar keine Haasen hetzt, als der sie selber frißt! — und nun ist's Block geworden, an den kein Mensch gedacht hat, weil er ein Block ist, nichts schreiben kann, und sich um dieß Amt gar nicht gemeldet hat. Aber Schlacker hat mit Fleiß den dümmsten zum Schultheiß gemacht. Nun scheert man uns in der

Nach-

Nachbarschaft, und sagt, daß es uns gieng wie jenen Fröschen, die einen Block zum König bekommen hatten. — Der liederliche Maurersrulli muß für ihn schreiben, weil er nichts kann, als seinen Namen zur Noth; und Rulli hilft ihn an der Nase führen, und hält's mit dem Amtmann, und spielt mit ihm Trumpf aus, und Block muß Haare lassen. Er muß nämlich wissen, lieber Herr Wulfing! daß der Amtmann sich ins Wirthshaus setzt, und mit den Bauern trischakt; aber nun geht's nicht mehr um eine Kanne Most, sondern den Stoß um einen Batzen, und die Leute verspielen erschrecklich Geld. Der Amtmann hält auch nichts auf Polizey, und bleibt selber über die Zeit sitzen, bis ihn Romel an's Fortgehen erinnert. Zum Pfarrer kommt er gar nicht, weil's ihm da nicht gefällt, und der Pfarrer keine Musikantenspäß macht wie Rulli, und nicht mit ihm spielt und zecht, und weil er den Abendsegen singt und nicht trinkt. Und sonst wird ihm auch die Zeit zu lang; denn bey seiner Petronelle findet er auch keine Freude, wenn sie ihm vom Junker erzählt, und sonst weiß sie von nichts; darum geht er ins Wirthshaus. Aber die Bauern haben auch keinen Respekt mehr vor ihm, und gucken in der Amtsstube mit dem Hut zum Fenster hinaus. — Nun soll auch Marks den Schild aushängen, und dann wird's schön werden.

Das neue Pfarrhaus, zu dem er noch das Holz hat führen lassen, ist bald fertig, und der Pfarrer ist darüber mit dem Amtmann zerfallen, weil er über den Bau mehr als fünfzig Gulden hat verkaufen lassen,

und weil Nulli, der sein Brod lieber mit der Geige und Harfe, als mit der Zwiespitz verdient, das Mauerwerk auf's Taglohn bekommen hat, und die Gemeine so heimschickt, daß man das Geld nicht erschwingen kann, und die Arbeit doch nichts taugt. Die Handlanger haben sich auch wieder auf's Bauholz gesetzt, wie die Juden am Schabes, und kein Mensch hat sie getrieben.

Und nun Gott befohlen, lieber Herr Wulfing! Er wird's dem langen Brief ansehen, daß es heute Sonntag ist. Gott verzeih mir nur, daß ich ihm lauter Böses schreiben thue, aber es ist nichts als pure Wahrheit, und wenn Sebastian selbst kommt, wird er noch mehr erzählen, wie's bey uns hergeht, und immer schlimmer wird". rc. rc.

So gieng's auch! — Sonst war strenge Polizey im Dorfe. Punkt zehn war Feyerabend in der Schenke. Niemand wußte mehr anders, und jeder ließ sich's willig gefallen. Dadurch wurde dem Laster der Trunkenheit ziemlich vorgebaut; denn gegen Mitternacht schmeckt der Trunk gewöhnlich am besten; aber schon Hochstein war damit noch nicht zufrieden. Er hatte bemerkt, daß die meisten Säufer, wenn sie einmal anfangen, sich 6 - 8 Tage nach einander bezechen, und den Blutegeln gleichen, die des Ziehens nicht satt werden. Er wußte, daß die Zechbrüder gewöhnlich Brandwein zur Kur trinken, wenn ihnen des andern Morgens nicht am besten ist, und dadurch den Anfang zu einem neuen Rausch machen. Diesem abzuhelfen ließ er ein mit eisernen Gittern und einer

Pritsche versehenes Zimmer für die Gäste zurichten, die bey dem Amtsknecht die Wasserkur gebrauchen sollten. Fieng einer nun in der Trunkenheit Händel an, oder war sonst seine Trunkenheit recht offenbar am Tage: so ließ ihn Hochstein in die Wasserschenke (so nannten die Traubenheimer das Säufergefängniß) auf die Pritsche bringen, und bey einer Kanne Wasser ausnüchtern. Am andern Tage gab es eitel Wasser und Brod, so sehr auch die Herren Urians nach einem Glas Schnapps züngelten. Des Abends gieng's zum Verhör; der Kurgast bekam eine derbe Lekzion zur Nachkur; zahlte drey Landmünz für die Herberge, und trollte dann ganz demüthig nach Hause. Wollte das nicht verfangen, dann suchte der Beamte durch Leibesübungen zu helfen. Er stellte den Säufer hinter dem Schanzkarren, ließ ihn nach Erforderniß drey auch wohl acht Tage bey Wasser und Brod arbeiten, und auf der Pritsche kampiren. — Auf die Weise konnte sich kein Säufer in Traubenheim auspichen. Wulfing hielt eben so streng als Hochstein über dieser ersprießlichen Anstalt, und Romel, der unter Wulfing das Wirthshaus bezog, fieng schon in seiner Schenke die Wasserkur an, sobald einer des Weins genug hatte. „Sieh Nachbar, sagte er, trink anstatt des Mostes ein Glas Wasser bey mir, so ersparst du dir die Kur in der Wasserschenke". — Das verdroß freylich manchen durstigen Kundsmann; aber was war zu machen? Romel blieb unbeweglich, man mochte bitten oder zanken, und sonst gab es keine Niederlage im Dorfe.

Jetzt

Jetzt aber kamen in Markſens Schenke goldene Tage für die Zechbrüder. Beym Amtmann Schlacker hieß es: Keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Er war ſelbſt der bravſte Trinker im Dorfe; ſpielte mit der Polizey wie mit Würfeln, und war wohl manchmal recht darauf bedacht, das Volk rauſchig zu machen, um ihm beſſer das Fell ſcheeren zu können. Wurde z. B. herrſchaftliches Getreid, oder Zehendſtroh oder ſonſt etwas verſteigert, dann ſetzte Schlacker den Zahlungstermin auf 4 — 6 Monate hinaus; (denn in 6 Monaten glaubte jeder Geld genug zu bekommen) und Marks mußte nun auf Koſten der Amtskaſſe ſtark geſchwefelten Moſt in Vollauf geben, daß die Strichkunden halb trunken wurden, ehe noch ein Angeboth geſchah. Jetzt ſtellte Block den Dreyer an's Licht, und das Uiberbiethen gieng an, wie wenn alles verſchenkt würde. Binnen 3 — 4 Minuten war dann die Steigerung gewöhnlich weit über den Werth, und Schlacker machte ſich groß damit, daß die Strichprotokolle und die Umgeldszettel vom ausgeſchenkten Wein um die Hälfte höher als unter Wulfing ſtanden; denn ſein einziges Streben gieng dahin, die herrſchaftlichen Einkünfte, ſey's auch durch den Untergang des ganzen Dorfs, höher zu treiben, um dadurch die Gunſt ſeiner geldſüchtigen Herrſchaft zu gewinnen.

Durch das Wirthshausſitzen ergab ſich noch extra ein dummer Streich, der Geld eintrug, um den andern. Der verkaufte ſeinen Acker, jener ſein Haus in der Trunkenheit, und Schlacker war immer bey

der

der Hand zu protokolliren und sogleich unterschreiben zu lassen. Des folgenden Tags aber kam die Reue gehinkt. Der zu kurz gekommene both Reukauf und der andere Theil nahm ihn nicht an. Die Weiber liefen vor Amt, und Schlacker sagte sein Sprüchwort: „Wer im Rausche mordet, wird nüchtern aufgehenkt“! — Einer oder der andere mußte Handlohn und Gerichtssporteln bezahlen, und wären Weib und Kinder darüber verhungert.

Die Sitzlinge wurden oft überdrüßig auf der Weinbank, schandirten und schlugen sich wacker herum, und Schlacker strich sich den Bauch, wieder eine Gelegenheit zu finden, der gnädigen Frau durch Strafgelder zu helfen.

War irgend jemand durch Schlägerey, dumme Händel, Ehebruch, Hurerey straffällig geworden: dann scherzte Schlacker mit den Lasterhaften. „Kommt bald wieder so! sagte er, ihr seyd meiner Herrschaft kein schlechter Kundsmann“.

Sonst scheute das Volk mehr die Strafpredigt des Beamten, als die Strafe selbst; — man schämte sich vor Gott und vor der Welt; — Hochstein und Wulfing nahmen die Strafgelder nie anders als mit Widerwillen an. Jetzt hielt man das größte Laster für Spaß; taxirte die Sünde nur nach der Geldbuße, und Schlacker glaubte, daß ein ehrlicher Beamte seine Pflicht schon gethan habe, wenn er nur Geld einstreicht. — Ermahnen, warnen, eifern gegen das Laster und das Gewissen schärfen gehörte seiner Meynung nach allein für den Pfarrer, der, wie er sagte,

nicht

nicht für's herrschaftliche Beste zu sorgen und sonst nichts bessers zu thun hätte.

Für Schand - und Schanzstrafen war er gar nicht. Jeder reichste Schlingel konnte thun, was er wollte. „Mit Geld lassen sich Berge eben machen, und Flüsse sich austrocknen — sagten die Schlemmer". — Und Schlacker: „Hätten wir den Teufel von der Wasserschenk und von dem lumpichten Schanzkarren! Vom Rücken schlägt man keine Dukaten herab". — Fehlte der Sohn, dann zahlten die Eltern; — fehlte der Mann, dann mußten Weib und Kinder büssen und hungern.

Wenn sonst ein Schlemmer von der Wasserschenke zurückkam, oder ein liederlicher Wirthschafter vom Schanzkarren, oder ein Schläger vom Stock des Amtsknechts: dann hatte sein Haus Mitleiden mit ihm, gab ihm gute Wörtchen, daß er sich besserte, und der Gezüchtigte wurde durch Schaden klug; nun aber war gewöhnlich Uibel ärger gemacht. „Du Sauflump! du Verschwender! du Ehebrecher! hieß es; du bringst uns doch noch an Bettelstab". Man verargte dem Uibelthäter nicht sowohl seinen dummen, oder boshaften oder liederlichen Streich, als vielmehr, daß er sein Haus um die Strafgelder brachte. Durch solche Vorwürfe noch mehr erboßt, schalt und lärmte der Bestrafte wie unsinnig, lief zu Markſen, um unter seines Gleichen den Zorn zu vertrinken: oder schaarte und knickte am ehrlichen Handwerker und am hungrigen Bettelmann; betrog und log im Handel und Wandel; übertrieb sein Gesind, und gab elende Kost, um das verlorne Geld wieder herauszuschlagen.

Das Unglück zu mehren brachte Schlacker das verderbliche Trischaken auf die Bahn. Sonst spielte man einen ganzen Abend lang hundert und Eins um eine Kanne Most; jetzt aber trischakte man den Stoß um einen Batzen. Das dünkte die Bauern vornehm. „Warum nicht gar um Bohnen, wie Kinder"? sagten sie, wenn jemand um eine Kanne Wein spielen wollte; denn sie hielten es für einen großen Ruhm, daß man in der Gegend sagte: „Die Jauner zu Traubenheim trischaken den Stoß um einen Batzen, und lassen nicht eher ab, bis das zweyte Licht auf dem Stecker ist".

Wenn so ein Sitzling gewann, dann dacht er: Wie gewonnen, so zerronnen! und brachte das Geld lumpenhaft durch, in der Hoffnung, mit nächstem wieder so viel zu gewinnen. Hatte er verloren, dann wollte er den Verlurst nicht entbehren: lief täglich wieder zum Spiel, und setzte den letzten Heller daran. Vor Angst, den hohen Einsatz zu verlieren, oder vor Begierde ihn zu gewinnen, oder vor Zorn ihn verloren zu haben, brannten die Bursche gewöhnlich, betranken sich, machten einander Vorwürfe, schandirten sich herum, hatten ihren Spott über den ausgesäckelten Trischakbruder, und Zwiespalt kam zwischen sonst friedliche Nachbarn. — Niemand aber war dabey schlimmer am Brett, als Block. Ehren halber saß er gewöhnlich beym Amtmann, der sich, so lange er noch halb nüchtern war, mit Nulli treflich darauf verstand, den dummen Block herüberzuziehen.

Warf

Wärf irgend ein Spielratz aus Zorn über den Verlurst, und weil er ausgebeutelt war, die Karte zwischen die Gläser, um heimzugehen: dann zog ihn Marks, wofern auch Hoffnung zur Wiederbezahlung da war, ganz freundlich auf die Seite. „Dieß wär' noch das Gescheid'ste, sagt er, wenn du jetzt aufhörtest! Verspielt ist nur auf Wucher geliehen. — Wie viel brauchst du? Ich will dir geben". — Und hiemit gieng das Trischaken und Trinken von neuem an. — Durch diese Spielwuth, die unter den Gästen herrschte, war jedes gescheide Gespräch aus Marksens Schenke verbannt. Da hörte man nichts als Teufel Mantel und Gukes, drey und vierzger Fluß und Wenzel, und dergleichen Ausdrücke, die zur edlen Trischakkunst gehören.

Hatte der Spielkameraden einer sein Geld durchgebracht, und noch obendrein Schulden gemacht, dann sollte das Weib nicht wissen, wo ihn der Schuh drückt. Sagt sie nur ein Wörtchen vom Kaufen oder Zahlen: so ist's, als wenn der Teufel ihn regiere: „Was scheert dich das Geld! Sorg du für was anders, und nicht für's Zahlen"! Er trägt beständig den Schlüßel zum leeren Geldkasten im Sack, damit das Weib nicht merken soll, daß der Schmalhans Kassameister ist. Diese denkt sich indeß im Kästchen einen Schatz, bis sie's nach und nach ausgeht, daß die Spinnen drinn nisten. Und nun hebt ein Sturm an, der zuletzt gewöhnlich recht im eigentlichsten Verstand abgeschlagen wird. Braucht das Weib Geld, so will der Mann nicht hören, weil er kein's hat. Sie fängt also an

zu fuckern und zu mauscheln, verkauft heimlich Eyer, Mehl, Schmalz, Butter, Getreid und was sich erwischen läßt, an ihre Hehlweiber um einen Spottpreis, um sich aus der Noth zu helfen, indeß der Mann mit Borgen und Sorgen die eine Lucken auf, die andere zumacht. — Das Hauswesen kömmt darüber in Verfall; das Gesind arbeitet faul und liederlich; die Kinder werden verwahrlost; sie hören den ewigen Zank zwischen den Eltern; vergessen den Respekt, und werden durch das böse Beyspiel vollends verdorben. — Noch ärger geht es bey den Armen. Diese spielen und saufen das liebe lange Jahr auf den Herbst los; Marks borgt sauern Wein, und faßt ihnen dann den süßen Most von der Kelter weg. Noch zehn andere Gläubiger sind indeß darauf vertröstet; Weib und Kinder, die das Jahr über in dem Weinberg hart gearbeitet haben, heulen und schreyen, und die Gläubiger schelten und dringen auf Zahlung. Das ganze Haus verliert Lust und Muth; alles geht den Krebsgang, und vor Sorgen und Streiten bethet man kein andächtiges Vater unser mehr.

Nur wenige retten sich wieder aus den Stricken; die andern fallen immer wieder hinein, so oft sie's auch versuchen, die Niederlage der Jauner zu meiden. „Du bist doch ein braver Weibermann! heißt es, wenn einer zurückbleibt. — Bleib fein zu Haus! Du mußt ja deinem Weib Kurzweil machen. Weibergeboth geht über Gottes Geboth! und mit der Ruthe ist kein Spaß zu treiben". Das fängt gewöhnlich Feuer. Die Männer halten es für Schande,

den auch vernünftigsten Vorstellungen ihrer Weiber Gehör zu geben. „Ein rechter Mann, denken sie, muß lieber nach eigenem Gefallen ein Narr, als auf Anrathen seines Weibs gescheid seyn“! — zu zeigen, daß das ihr voller Ernst sey, laufen sie geraden Wegs wieder ins Wirthshaus, fangen ihr Jaunerleben von neuem an, und sinken mit jedem Tage tiefer ins Elend. Sind sie nun wieder einmal betrunken, dann geht's schon eine Weile fort. Des andern Tags ist ihnen der Kopf schwer, und jedes Glied wie abgeschlagen. Den Eckel im Magen, das Spannen auf der Brust, und die lange Weile zu vertreiben, sitzen sie gleich wieder bey Marks, und schwemmen sich mit Wein und Brandwein die Grillen vom Herzen.

Um nichts zu versäumen, was das Unheil des Dorfs auf's höchste bringen könnte, nahm Schlacker, des elenden Schutzgeldes willen, eine Menge armer Leute, und darunter viel liederliches Gesindel auf. Mit einem Schutzbrief fieng dann gewöhnlich die Haushaltung an, und mit einem Bettelbrief hörte sie auf. In einer Zeit von 8 bis 10 Jahren waren der Taglöhner und Insassen zu Traubenheim so viel, daß einer dem andern das Brod aus den Zähnen riß. Schlacker aber tröstete sich damit, daß er ihnen nur Schutz, aber nicht Brod versprochen habe. Sonst vergieng fast kein Tag im Jahr, da ein Taglöhner keine Arbeit hatte. Die meisten waren auf halbe Monate verstellt; nun aber wollte jeder Bauersmann seine Arbeit auf dem Punkt. Erst ließ er's auf Spitz und Knopf anstehen, dann lief er Abends einem der

armen Tropfen an's Fenster: „Kannst du mir Morgen nicht dieß und das thun“? „Morgen, Nachbar! kann's nicht seyn, hieß es; ich bin schon auf morgen verstellt; aber auf übermorgen bin ich zu Diensten“. „Ich brauche keinen Taglöhner auf übermorgen, sondern auf morgen“, sagte der Bauer, und gieng zum andern, dritten und vierten, bis er einen antraf, der nicht verstellt war. — Und übermorgen lief der nämliche müßig herum, der auf morgen den Verdienst ausschlagen mußte.

Um nur Brod und Wasser zu gewinnen, versprach jeder wohlfeiler zu arbeiten, als der andere, und konnte dann mit dem Taglohn nicht zureichen. Durch elende Lebensart kamen die Leute von Kräften. Die Arbeit wollte nicht mehr gehen, und war auch oft keine zu haben. Was that man also? Statt auf andere redliche Mittel und Wege zu sinnen, fieng man an zu stehlen wie der Marder. Keine Garbe, kein Weinstock, kein Obst, kein Grasflecken, kein Zaun war von der Raubsucht des armen Gesindels sicher. Kinder wurden schon in der frühesten Jugend zum Raub abgerichtet. Der Mangel an Arbeit machte das Volk faul, und der Mangel an Brod trübsinnig und unachtsam. Wie Unkraut wuchsen die Kinder empor, und gewöhnten sich, wenn das Stehlen nicht zureichte, an den Bettelsack. Schlackers Name wurde durch seine Bettelbriefe auf zwanzig Meilen im Umkreise bekannt, und niemand schämte sich mehr, seine Briefe hausiren zu tragen.

Die

Die Zahl der Armen vermehrte sich überdieß noch alljährlich durch etliche sonst wohlhabende Bauern, und Schlacker lief mit seinen Triefaugen täglich das allgemeine Schuldbuch durch, um zeitig genug den Sack zuzuschnüren; aber keinen warnte er vor der Hand; keinen suchte er, so lange es Zeit war, zu retten. Ihm war es nicht um das Wohl der Amtsunterthanen, sondern um Schuldtheilungssporteln, um Strich- und Anweisgelder, um Ab- und Zuschreibgebühren, um Zählgelder und Heurathsbriefe, und in Rücksicht auf die Herrschaft, um frisches Handlohn zu thun, und das waren die Späne, die gewöhnlich von Ausschätzungen abfielen. Kam etwas zur Klage, das sonst Wulfing mit etlichen Worten abthat, dann fieng er an zu schreiben, zu verhören, Termine zu setzen, und der Weitläufigkeiten so viele zu machen, daß die Versäumniß allein mehr betrug, als der Streit, der doch am End auf einen Vergleich ausfiel, wenn Schlacker der Sporteln genug herabgerissen hatte. Das Volk lief nach Anspach, der Herr von Schleich hörte nicht, wenn vom Amtmanne die Rede war, und Karoline erfuhr selten von seinen Streichen etwas. Ihr war es genug, daß Schlacker den Dorfsertrag höher trieb. Traubenheim kam indeß durch solche Wirthschaft in den tiefsten Verfall.

Niemand hatte den geringsten Respekt gegen Herrn Benedikt Blasius Schlacker; in der Amtsstube zankten und schandirten sich die Partheyen herum wie in einer Bierschenke. Wenn sie sich satt gestritten hat-

hatten, dann machte Schlacker die Zech, und dann war das Lied am Ende. So riß Ungehorsam und Grobheit in dem Dorfe so sehr ein, daß man in der Gegend herum, wenn von einem unhöflichen Menschen die Rede war, nur sagte: „Er ist grob, wie ein Traubenheimerbauer“.

Nur wenig rechtschaffne Männer lebten unter dem Gesindel, wie Loth in Sodoma: aber sie waren eben so wenig im Stande, dem allgemeinen Verderben zu steuern. Niklas, Wilhelm, Rommel, Fritz und noch einige wackere Männer des Dorfs hielten zusammen, ihre Wirthschaften standen auf's Beste, mit ihren Weibern lebten sie friedlich, erzogen ihre Kinder zu guten Leuten, und sahen mit Sehnsucht einer bessern Regierung entgegen, die sie von ihrem Erbherrn Heinrich erwarteten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der Pfarrer des Orts in seiner Trübsal.

Was Pfarrer Ehrlich sich selbst geweissaget hatte, traf unter Schlackers Regierung alles ein. Sein Bemühen, Gutes zu wirken, war größtentheils verloren, und sein verdoppelter Fleiß nur ein Damm gegen das gänzliche Verderben. Nicht zufrieden, daß er mit jedem Sonn- und Feyertage nachdrücklicher

gegen die einreissenden Laster eifert, besucht er auch die liederlichen Wirthschafter besonders, oder läßt sie zu sich rufen, und spricht unter vier Augen mit ihnen. So lang er Vorstellungen macht, ihnen die häßlichen Folgen ihres Unwesens vor Augen mahlt, sie der vorigen goldenen Zeit erinnert und Mittel vorschlägt, wieder zum verlornen Frieden zu gelangen, sind fast alle gerührt, gestehen ihr Unrecht, und versprechen mit Hand und Mund abzulassen; biethen auch ihren Weibern zu Hause die Hand, bitten um Verzeihung, und wollen wieder gut und glücklich werden. Sie weinen in der Kirche, und wischen sich heimlich die Thränen vom Auge, sagen: „Der Pfarrer hat doch Recht! Wie gut war es in Traubenheim, als wir noch dem seligen gnädigen Herrn, und dem Verwalter Wulfing und dem Pfarrer folgten? So gut meynt es doch kein Mensch mit uns auf Gottes Erdboden, und Schlacker sinnt nur auf unser Verderben". Aber mit hundert Stricken waren sie an's Elend gefesselt. So stark ihr Wille war, so schwach war ihre Kraft.

Indeß bemühte sich Schlacker, das Volk von dem Pfarrer abzuziehen, und gegen seine Bitten und Ermahnungen taub zu machen. Er sprach daher immer geringschätzig vom geistlichen Stande, und gieng vierteljahr lang nicht einmal in die Kirche. Wenn ihm dann Marks, Rulli, oder sonst einer erzählte, wie der Pfarrer über Säufer, Spieler, liederliche Wirthschafter losgezogen und öffentlich gesagt habe, daß alle Polizey aus ihrem Dorfe verbannt wäre, — so sagte Schlacker gewöhnlich: „Das müßt ein rares

Wort

Wort seyn, das noch kein Pfaff geredet hat! Laßt ihn schwätzen; umsonst hat man keine zwey Ohren. Wißt ihr das Räthsel nicht: „Es schreyt und schreyt ein Männlein im Holz; aber niemand giebt Antwort darauf“? — — —

Deß lachten die Zechbrüder zum Theil, und hatten am Ende nur ihren Scherz, wenn sie der Pfarrer, wie sie sagten, von der Kanzel warf. Andere schämten sich, lästerten den Pfarrer und sagten: „Es „ist nicht recht, daß er auf die Leute mit Fingern „zeigt“.

Einmal aber, als er in Beyseyn des Amtmanns über das Evangelium vom guten Hirten am zweyten Sonntage nach Ostern predigte, gerieth er so sehr in Eifer, daß er ausrief: „Auch unter meine Heerde sehe ich den Wolf kommen! Ich habe lange, lange meine Heerde gewarnt, und in Sicherheit zu bringen gesucht; aber sie stürzt sich selbst in die Zähne des Würgers“! Und hielt nun eine Strafpredigt, daß man in Schlackers grimmigen Augen offenbar sah, wer der Wolf war. Endlich aber, als die ganze Gemeine zu zittern anfieng, schlug der Wolf die rothen Augen nieder, und verfluchte seinen Vorfahrer, daß er den Beamtensstuhl ohne Gitter gelassen habe.

Die darauf folgende Nacht gieng der Pfarrer selbst in Markſens Wirthshaus. Der Zecher waren nur wenige, denn die Predigt hatte sichtbar gewirkt. Die elenden Bursche aber, die ihrer nicht geachtet hatten, warfen, wie betäubt, die Karte unter den Tisch, als der Pfarrer hereintrat. „Ich muß endlich im

Wirths-

Wirthshaus predigen, fieng er an, weil meine Predigten in der Kirche fruchtlos sind. Wißt also, daß ich bereitet bin, mein Leben für euch zu lassen, und dieß Höllennest zu zerstören, das bisher all meine Arbeiten zerstört hat.

Betroffen über der unerwarteten Strafpredigt, liefen die Zecher sämmtlich davon, wie die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, und Pfarrer Ehrlich wandte sich nun gegen den Wirth, den er so sehr zu Boden donnerte, daß ihm die Vertheidigung auf der Zunge erstarb. Die Worte der Pfarrers: „Wehe dem Menschen, durch den Aegerniß kömmt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde“! war ihm und seinem Weibe ins Herz gedrungen. Das Weib heulte wie in Verzweiflung, und Marks versprach mit Thränen, von nun an abzulassen, und selbst auf Ordnung und Polizey zu sehen, weil es der Amtmann nicht thäte.

Schlacker saß indeß, uud schrieb einen Bericht, in welchem er fürchterlich gegen den Pfarrer loszog, und die Sache so vorstellte, als ob dieser in jeder Predigt den derzeitigen Amtmann mit Schmähungen verfolgte, sich in alle Amtsangelegenheiten einzudrängen, das Volk gegen die Obrigkeit zu empören und sich bey jeder Gelegenheit wegen der Absetzung Wulfings zu rächen suchte. Herr von Schleich forderte sogleich in den härtesten Ausdrücken dem Pfarrer Verantwortung ab. Ehrlich folgte dem Befehl, und legte die so sehr aufgefallene Predigt in Abschrift bey. „Die

Aus-

Ausdrücke sind hart, sagt er in seiner Verantwortung, aber bey harten Krankheiten nützt wohlschmeckender Zucker nicht! — Ich will kein Eli für meine Pfarrkinder werden“! Unter andern dringt er auf Wiederherstellung der Ordnung und Polizey, mit dem Beysatz: „Ich bin fest überzeugt, das mich der Wohllöbliche Ritterort als respective Obervormund, nicht ungehört verdammen wird, wofern es Euer Gnaden gefallen sollte, meine Streitsache höhern Orts vorzulegen.

Moritz von Schleich verstand den Wink. Er fürchtete, von dem Pfarrer bey der Obervormundschaft verklagt zu werden, wofern er ihm ablegte. Nothgedrungen gab er also dem Amtmanne strenge Weisung, künftig besser über Polizey zu wachen; dem Pfarrer aber ließ er sehr heuchlerisch für die Nachrichten vom Zustande des Orts danken, damit es scheinen sollte, als hätte er erst durch das gedachte Verantwortungsschreiben die gerechten Beschwerden des Dorfs erfahren, ob er sie gleich vorlängst gewußt, und deßwillen, seit er Vormund war, Langenhausen gemieden hatte, um nicht von den Traubenheimern überlaufen zu werden.

Indeß lauerte Marks auf den Ausgang des Klaghandels zwischen dem Pfarrer und Beamten, um dann, wenn es zu Gunsten des letztern ausfiele, sein Unwesen von vorne zu beginnen; denn er bereute schon wieder sein gegebenes Versprechen.

Schlacker aber posaunte sogleich nach Absendung seiner Klagschrift allenthalben aus, daß er von Vor-

mund-

mundschafts wegen dem bellenden Pfaffen Einhalt werde thun lassen. — Alles war in Erwartung, als unverhoft die Resolution zum Nachtheil des Amtmanns eintraf. Niemand hatte bisher etwas gegen ihn ausgerichtet, und auf einmal war der Pfarrer sein Meister! . . . Marks kroch nun zum Kreuz, und viele von den übrigen, die den Prediger nur verlassen hatten, weil sie ihn für den schwächern Theil hielten, kehrten zu ihm zurück, und lachten des Amtmanns.

Leider aber hatte Ehrlich durch Schlackers Schuld seine Gesundheit verloren. — Bey seinem ohnedieß schwächlichen Körper und bey der Reizbarkeit seiner Nerven war es ein Leichtes, durch Kummer und Verdruß ihn aufzureiben. Seit geraumer Zeit war er beständig müde, seine Farbe verbleichte ganz, und täglich verlor er an Stärke. Die neue Wohnung, die er im Jahre 1711 bezogen hatte, trug vielleicht auch nicht wenig zur Zerstörung seiner Gesundheit bey. — Ich will ihn selbst erzählen lassen. Hier ist sein

Brief an Wulfing.

Traubenheim, den 10 Nov. 1713.

Der Brief, herzlieber Freund! in welchem ich dir die Krankheit meiner geliebten Schwester Rosine berichtete, aber zugleich auch sagen konnte, daß sie wieder etwas besser sey, konnte kaum in deinen Händen seyn, als mich der Herr über Leben und Tod heimsuchte. Die hellen Thränen fallen mir auf's Bett herab, indem ich dir melde, daß mir Gott meine un-

ver-

vergeßliche Schwester, meine fromme Rosina, heute vor acht Tagen entrissen hat.

Von einem unvermutheten Blutsturz wurde sie 5 Tage vor ihrem Ende so sehr mitgenommen, daß keine Hilfe des Arztes sie retten konnte. Ach! ich darf nicht an ihr Leiden denken. — — Sie war, starb wie ein Held und Christ, sprach mir und ihrem Konrad, (der dich herzlich grüßt) bis an den letzten Athemzug Trost ein, und befahl mir ausdrücklich, Dir, du Redlicher! ihren Dank und ihr letztes Lebewohl zu sagen.

Eine treue Magd, die meine selige Schwester selbst abgerichtet hat, versieht meine Wirthschaft; ich aber bin so sehr von der Welt abgezogen, daß ich lieber sterben, als leben möchte. Nur Konrad bindet mich an die Zeitlichkeit. Um seinetwegen möchte ich gerne noch einige Jahre hier seyn; aber es neigt mit mir merklich zum Grabe. Des Morgens lieg ich noch im Schweiße; der trockne, steckende Husten läßt noch nicht nach; mein Leib zehrt immer mehr ab, und die Kräfte mangeln täglich mehr. Auf der Kanzel wird mir der Athem zu kurz, und zu Ende bin ich meist heiser. Der Arzt rathet mir einen Kaplan zu nehmen, um meiner schonen, und die Kur abwarten zu können. Das ist das härteste, was mir bevorsteht. — Vielleicht aber macht Gott meiner Leiden bald ein Ende! Des Herrn Wille geschehe! — Schlacker hat indeß die Lust, auch über mich zu triumphiren. Der Verdruß, den er mir täglich zugezogen, hat mehr an meinem Leben genagt, als der Kummer über häusli-

che

che Leiden. O! wie glücklich lebten wir, als du noch um uns warst.

Für mein Schwesterkind will ich vorläufig sorgen. Meine Schwägerinn soll ihn so lang aufnehmen, bis er sich unter den vielen Handthierungen, die er da sieht, eine erwählt hat. Studieren soll Konrad nicht, wenn auch das Schärflein, daß ich vielleicht zurücklasse, zureicht.

Gott mach es mit uns allen nach seinem heiligen Rath! Er erhalte nur dich gesund, weil du nun zu deinen Arbeiten in Ermanglung eines festen Soldes der Gesundheit so sehr bedarfst. Ich bin auf alles gefaßt, und freue mich des Lebens im voraus, wo kein Leid und Geschrey mehr seyn wird, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen.

Dein

bis ins Grab getreuer Freund
Anton Ehrlich.

N. Sch.
Heute vor drey Wochen ist auch mein Bruder gestorben. Vater und Mutter, Schwester und Bruder — alles, was mir lieb ist, geht mir voran — — in die Ewigkeit!

Seine Gesundheitsumstände wurden nun täglich wankender, und der Arzt drang ernstlich auf Ablassung von allen Geschäften. Ehrlich nahm also einen jungen Priester als Kaplan zu sich. Schlacker aber, der dem guten frommen Pfarrer immer feind blieb, schrieb

nach

nach Würzburg, und stellte der Herrschaft vor, wie dringend die Noth sey, einen gesetzten und verständigen Pfarrverweser dem Pfarrer an die Seiten zu geben, da das ganze Dorf unter einem jungen Priester, den Ehrlich eigenmächtig angenommen, verwildern müßte; zumal da die Krankheit langwierig zu werden scheine. — Herr von Schleich schrieb an den Bischof, und sein Konsistorium schickte, von der Sache falsch unterichtet, den Priester Rohling als Pfarrvikar nach Traubenheim.

Unverhoft erschien also Herr Rohling im Pfarrhause zu Traubenheim. Pfarrer Ehrlich machte Schwierigkeiten. Allein, was war zu thun? — Der gute Ehrlich gab seinen Feinden nach; — und der brave Kaplan, der schon seit einigen Wochen da war, und alles mögliche gethan hatte, mußte weichen. — Und der Herr Pfarrvikar nahm im Anfang des J. 1714 Besitz von seiner Stelle.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Pfarrer Ehrlich stirbt. Segen seiner Asche.

Niklas an Wulsing.

Traubenheim, den 26 Dez. 1714.

Gott zum Gruß; lieber Herr Verwalter!

Der Herr Pfarrer hat mir seinen Brief gleich zugestellt, und ich habe mich recht gefreut, daß er mir die Ehre anthut, und an mich schreibt, und daß er fein gesund ist, und ihm nichts abgeht. Mit dem Herrn Pfarrer wird es immer schlechter. Wenn man meynt, es geht wieder: so kömmt ein neuer Anfall, und der Herr Vikarius macht ihm das Leben noch obenhinein blutsauer, und hält's mit dem Pfarrer von Langenhausen.

Der Langenhäuser ist dem Herrn Pfarrer immer nicht gut gewesen, weil sonst unser Ort nach Langenhausen gepfarrt war, und hat gegen uns Bauern immer nach dem Herrn Pfarrer geforschelt, und die Zunge gezogen, und hat sich vornehmlich recht dreingelegt, wie's mit dem Amtmann Händel gegeben hat; aber Fritz, der sich immer kein Blatt vor's Maul nimmt, hat's ihm einmal recht gesagt, daß wir einen Pfarrer für uns haben, und daß es andere nichts angeht, und daß es sich nicht schickt, wenn man Pfarrkindern die Zunge über ihren Seelsorger lösen will; aber böse Leute lassen sich doch manchmal eins an das Ohr setzen, und werden spornstachlicht. Jetzt geht

es

es aber recht drauf und drein, und Herr Rohling will unser Pfarrer werden; wir bethen aber recht fleißig, daß Gott unsern Herrn Pfarrer wieder soll gesund werden lassen. — Seine Haushaltung geht auch schlecht. Die treue Haushalterinn, die er gehabt, hat geheurathet, und ist nach Langenhausen gezogen, und nun hat er eine Köchinn, die nichts versteht, und wacker abträgt und fuckert. Meine Schwester geht fleißig ab und zu bey dem Herrn Pfarrer, und sieht der Köchinn auf die Finger. Sie sagt aber, daß nichts zureichen kann, weil der Herr Vikarius zu viel aufgehen läßt, und die Arzneyen und der Doktor viel kosten.

Der Herr Pfarrer kann seit langer Zeit nichts thun, als daß er seinen Schwestersohn Konrad lernen läßt, alle Wochen einmal zu meinem Schwager in die Schule geht, und manchmal zum Zeitvertreib Harfe spielt. Der kleine Konrad spielt dazu auf der Zitter und singt; aber der Herr Pfarrer kann nicht mehr singen, so schwach ist er auf der Brust. Des Abends besuche ich ihn manchmal mit meinem Schwager. Es ist ein Jammer, wenn man ihn so ansieht, und doch ist er noch immer freundlich und liebreich; aber seine Schwester kann er nicht vergessen. Fast allemal redet er von ihr und freut sich, daß er vielleicht auch bald ihr nachkommt in die Ewigkeit, und wir weinen dazu wie Kinder.

Der Herr Amtmann treibt's noch immer fort, und plagt den Herrn Pfarrer. Auch mit dem Herrn Vikarius steht er nicht am besten. Das Haushalten

im

im Dorfe aber ist doch nicht mehr so arg, seit der Herr Pfarrer an die Herrschaft geschrieben hat, wie er schon wissen wird. Deßwegen aber steht der Amtmann doch gut bey der Herrschaft, weil er ihr brav Hasen in die Küche jagt. Da hört man nichts als von Nachsteuern, Handlohn und Pachtgeldern. Am Ende muß man auch seine arme Seele vernachsteuern. Wo sonst die Nachsteuer ganz aufgehoben, oder auf 5 Prozent gestanden war, da muß man jetzt zehn zahlen, und selbst das, was man auf dem Heurathstag verzehrt hat, wird mit angesetzt. Alles, bis auf Luft und Wasser, ist verpacht. Pfannerflicker und Scheerschleifer, Salz- Aschen- Häfen- und Lumpenhändler, Musikanten und Fallmeister zahlen Pacht, und reissen's wieder an uns herab. Hat man Hochzeit: so darf man nicht einmal durch seine eigne Leute kochen lassen, weil auch die Kocherey verpachtet ist. Sieht er, so geht's uns, seit er fort ist. — Und hiemit Gott befohlen, lieber Herr Wulfing! wir grüßen ihn recht schön und seine Schwester.

Ich habe noch eine Reihe Briefe vor mir, in welchen Ehrlich selbst seinem geliebten Wulfing Nachricht von seinem Zustande giebt. Bald glaubte er beßer zu werden, bald klagt er von neuem. Uiber den Vorfall seines Hauswesens jamert er verschiedenemal: „Wenn ich noch länger so fortserbe, so hinterlaß ich Konraden nichts, als meinen Segen; aber ich verzage darum nicht. Gott hat es mir auch, da ich von meinen Eltern fast nichts hatte, als mein Leben, nie an Nothdurft mangeln lassen, und die Schrift

selbst hat den Nachkommen der Gerechten Brod verheißen".

Von seinem Vikarius Rohling sagt er: „Er ist ein Mensch von rauher Gemüthsart; mein Herz kann ich vor ihm nicht ausschütten, und an meinen Leiden nimmt er keinen andern Antheil, als den, daß er sich täglich erkundiget, ob's schlimmer wird, weil er meine Pfarrey zu erhalten hofft. Vom Mangel weiß er noch nichts. Bisher hat sein älterliches Vermögen ausgereicht, und wie er's bisher trieb, soll es fortgehen. Er ist daher gewöhnlich unbeschreiblich derb, wenn es irgendwo fehlt, und ich bin doch zu arm, ihm alles zu verschaffen, was ich selbst Zeit Lebens entbehrt und nie gewünscht habe, weil ich von Kindheit an an Genügsamkeit gewöhnt war. Am tiefsten kränkt's mich, daß er bey meinen Lebzeiten schon alles geringschätzig behandelt, was ich gethan und geleistet habe. Die Kinder sind nicht gehörig unterrichtet, und die Erwachsenen haben keine Begriffe. Das sagt er mir sogar ins Angesicht. Mit meinem treuen Schullehrer Lieberich, dessen Marie mir mit unbeschreiblicher Liebe beyspringt, hat er über den Kinderunterricht schon hart gestritten; aber ich suche ihn aus der Schule, so lang als möglich, entfernt zu halten, und besuche sie selbst alle Wochen noch ein paarmal. Aber die Lebhaftigkeit mangelt mir, mit der ich sonst immer unter meinen Kindern war, und das viele Reden ermattet mich sehr. Der Verdruß, mit welchem Rohling alles ansieht, was ich gethan habe, rührt wohl auch am meisten daher, weil meine Pfarr-

kin-

kinder ihn weniger, als mich lieben, und mich Angesichts seiner oft mehr loben, als mir und ihm lieb ist. Die Leiden, die mich seit anderthalb Jahren fast nieder drücken, haben auch meine Feinde versöhnt: nur Schlacker bleibt, wie er war. Mein Vikarius ist mir neidig, daß mich meine Gemeinde bemitleidet und denkt nicht, daß es ein Unglück ist, wenn man zum Mitleid reizt.

An Kenntnissen fehlt es ihm indessen nicht. Er weiß mancherley; aber alles liegt rauh und ungeschlacht in seinem Hirn untereinander, und die Gabe, sich andern deutlich zu machen, und Zutrauen zu erwerben, besitzt er eben so wenig, als die Kunst, nur solche Sachen zu wählen, die für den Landmann angenehm und nützlich sind. Dazu kömmt eine donnernde Stimme, die er nicht mäßigen kann; ein aufbrausender Eifer, der ihn zu harten Reden verleitet, und eine Art von Hochmuth und Verachtung des Landmanns. Das alles zieht die Herzen von ihm ab, und sein tägliches Laufen nach Langenhausen, wovon er oft in später Nacht zurückkömmt, wird auch nicht zu seiner Ehre gedeutet.

Ich übergehe kleine häusliche Begebenheiten und Schicksale, die Pfarrer Ehrlich seinem Freund Wulfing berichtet, da sie nicht eigentlich mit der Geschichte des Dorfs zusammhängen. Genug! die Briefe des guten Mannes wurden immer kläglicher. In dem letzten vom 8ten Februar 1716 nimmt er noch eigenhändig rührenden Abschied. Am zehnten des folgenden Monats giebt schon Lieberich folgende Nachricht

An Wulfing.

Tit. Tit.

Mit der ersten Post muß ich Euer rc. die betrübte Nachricht von dem Ableben unsers Wohlsel. Herrn Pfarrers ertheilen, welches am letzt vergangenen Montage Nachts gegen 12 Uhr erfolgt ist, und uns sämmtlich in herzlichen Kummer versetzt hat, und Euer rc. nicht weniger nahe gehen wird.

Ich weiß, daß Ihnen eine umständliche Beschreibung von seinen letzten Tagen willkommen seyn wird, da Sie als Freund, seit wir den vortreflichen Mann kennen, so brüderlichen Antheil an ihm genommen haben. Sein letztes Schreiben an Euer rc. war meines Wissens vom Anfang des verflossenen Monats. Es sind die letzten Zeilen von seiner Hand. — Wenig Tage darauf war er ganz bettlägerig; mußte aber die meiste Zeit im Bette sitzen, weil ihm beym Liegen der Athem entgieng. Meine Marie, die sich ehrbiethig empfiehlt, war von dieser Zeit an täglich mehrere Stunden um ihn, weil Niemand da war, der des Wohlseligen recht gepflegt hätte. Wilhelm Rode, Fritz Rudinger, mein Schwager und ich haben die letzten zwey Wochen nebst unsern Weibern wechselweise bey ihm gewacht; den Herrn Vikarius aber sah man nur selten, der überhaupt wenig Theilnahme für anderer Leiden zu haben scheint. Der Abgelebte trug auch wenig Verlangen nach ihm, weil es einem Sterbenden doch immer nahe geht, so einen kalten Hausgenossen und Brodlaurer um sich zu sehen. Von sei-

nem Freund, Herrn Wulfing, hat er oft geredet, und gesagt: daß es ihm noch der letzte Trost seyn wird, wenn Euer ꝛc. nur noch eine Viertel Stunde zugegen seyn könnten, und wir haben es nicht weniger sehnlich gewünscht, weil der Selige manchmal so gar sehr wegen der gnädigen Frau beklemmt war, und sich allerley Vorwürfe machte, die wir ihm ohnmöglich ausreden konnten. Er glaubte nämlich, daß er ihr als Seelsorger und Beichtvater mehr hätte thun sollen, um sie von Langenhausen und von dem Wohnen in der Stadt abzuhalten. Meine Frau und ich stellten ihm dagegen vor, daß er ohnedieß, so lange der wohlselige gnädige Herr lebte, viel hundertmal alles versucht, und nichts ausgerichtet habe, daß es nach dem Tode des Herrn wegen des Fräuleins von Schleich noch vergeblicher gewesen seyn würde, und daß er nichts würde zuwegen gebracht haben, als die bitterste Feindschaft gegen sich selbst. Auf solche Vorstellungen wurde er gewöhnlich ruhig, aber nur so lang, bis die Stunden der Anfechtung wieder kamen. — So nimmt sich ein frommer Mann auf dem Sterbebette oft kleine Versehen, (wenn das anders ein Versehen war,) zu Herzen. Wie muß es erst einem bösen Menschen seyn, wenn ihm das Gewissen erwacht? — Wir alle hielten ihn schuldfrey; er allein konnte nicht mit sich zufrieden werden.

Auch wegen seiner häuslichen Umstände war er einmal sehr betrübt, weil er in Sorgen war, daß jemand durch ihn verlieren könnte. Sein Gedächtniß war zu schwach, alles genau zu überschlagen; ich fieng al-

so

so an, ihm vorzurechnen und zu zeigen, daß so gar noch etwas für Konrad, der fast nicht zu trösten war, übrig bleiben müßte. Das war ihm ein unbeschreiblicher Trost. „Nun Gott Lob! rief er aus, daß niemand über mich seufzen darf! Sorg er ja dafür, daß jedermann, der etwas zu fordern hat, befriediget wird.

Die letzten vier Tage war er ganz heiter, und ermahnte seinen Konrad auf das rührendste zur Rechtschaffenheit, und stellte ihm seinen Herrn Pathen zum Muster vor; aber der Athem war ihm so kurz und die Stimme so heiser, daß man ihn kaum verstehen konnte. Verschiedene seiner Pfarrkinder ließ er in den letzten vierzehn Tagen noch zu sich kommen, und sprach mit ihnen geheim über ihre Fehler. Sie waren alle sehr gerührt, und gaben ihm die Hand darauf, sich zu bessern. Ludwig und Rulli aber sagten, daß sie beym Pfarrer nichts zu thun hätten, welches wir ihm aber nicht gesagt, sondern andere Ausreden erdichtet haben.

Außer seinem Beichtvater, dem Herrn Pfarrer von Purrbach, hat ihn niemand auf seinem Sterbebette besucht, als der Herr Pfarrer von Langenhausen ein einzigesmal; er gieng sehr bestürzt weg, denn es schien, als ob ihm das Gewissen erwacht wäre, bey dem Anblick des Elends und Jammers. — Der alte Herr Pfarrer von Purrbach aber hat uns allemal recht erbauet, und ist die letzte Zeit alle Wochen auch zwey - dreymal gekommen. Man heißt ihn gewöhnlich nur den Gesetzprediger, und es mag auch wahr

seyn,

seyn, daß er oft zu hitzig wird; aber er meynt es doch so herzlich, und ich habe bey seinen Zusprüchen gehört, daß er auch Trost geben kann. — Seinen letzten Zuspruch, als der Herr Pfarrer die heiligen Sterbsakramente empfieng, werde ich Zeit Lebens nicht vergessen.

Am dritten dieses Monats gegen Mitternacht glaubten wir schon unsern lieben Herrn Pfarrer zu verlieren, indem ihn eine harte Ohnmacht befiel; aber er erholte sich noch einmal, und schmachtete so fort bis auf den vergangenen Mondtag. Da konnte er nichts mehr als wenig Wasser und Saft hinunter bringen. Im Bette konnte er auch nicht bleiben. Wir mußten ihn an das Fenster führen, oder vielmehr tragen, weil er nach frischer Luft verlangte. Der Tag war sehr heiter, und die laue Luft that ihm ungemein wohl. „O Gott! ich habe dir noch nie herzlich genug gedankt für die sanfte, laue Luft, mit der du mich schon so oft erquickt hast"! sprach er mit schwerem, abgesetztem Athem. — Als gegen Abend die Luft zu kalt wurde, wollten wir ihn mit Betten einbauen; aber das konnte er nicht leiden. Wir schlugen Tücher um ihn, und diese waren ihm wieder beschwerlich, und doch konnte er auch das gestreifte Hauskleid, das er sonst trug, nicht mehr wohl anziehen, weil ihm alles zu enge schien. „Gebt mir meinen Priesterrock! — hob er endlich aus der Brust. Ich habe manchen darinn sterben gesehen; laßt mich nun selbst darinn sterben"! — Auf sein Verlangen holte mein Weib seinen Talar; aber helle Jammerthränen liefen uns über

die Backen herab, daß er, der weise, gute, eifrige Mann, bey all seinen vielen Arbeiten nicht einmal zu seiner letzten Bequemlichkeit einen Schlafrock erübriget hatte. Nur er allein, der alles zu entbehren gewohnt war, blieb gelassen, nahm den Priesterrock um, und saß so auf seinem Lehnstuhl am Fenster. Meine Marie hielt ihn. — Der Mond schien hell auf sein abgezehrtes Gesicht und auf die tief eingefallenen Augen, mit denen er sehnlich zum Himmel auffsah, das schwarze, lange Gewand machte den Anblick so schaurig, daß mein Weib vor Entsetzen fast blasser ward, als der Sterbende. Nie, weil ich lebe, werde ich diesen Anblick und den Ausruf Konrads vergessen: „Ach lieber hochwürdiger Herr Vetter! wie gerne wollte ich betteln, wenn Sie nur einen Schlafrock hätten"! Mit einer tröstenden Miene sah ihn der Sterbende hierauf an. Er konnte nicht mehr sprechen; aber er legte ihm die Hand auf die Stirne und schien ihn in seinem Herzen zu segnen.

Bis nach eilf Uhr saß er am Fenster, und athmete mit jeder Minute schwerer. Ich bethete mit ihm. Er faltete die Hände mit Innbrunst, und wollte die Schlafhaube vom Kopf nehmen; aber der Arm war ihm zu schwach. Gegen halb zwölf Uhr wies er gegen das Bett. Wir brachten ihn dahin zurück. Das Deckbett mußten wir auf seinen Wink wegnehmen; den Priesterrock ließ er sich abziehen. Wir legten ihn also nieder, wie er am Fenster gesessen war. Darauf both er uns noch einmal die abgezehrte Hand. Der gute Konrad, Wilhelm, Fritz, mein Schwager und

die Weiber waren untröstlich. Ich wollte dem Sterbenden noch einmal Saft reichen; aber er konnte ihn nicht mehr nehmen. Die Köchinn rief den Herrn Vikar aus dem Bett. Er kam und fand den Herrn Pfarrer schon sinnlos. — Gab ihm noch einmal die heilige Absolution — bethete mit ihm, und ehe es zwölf schlug, war der Leidende sanft erloschen, wie eine Lampe, der es an Oel gebricht.

Am darauf folgenden Mittwoch gieng die Beerdigung vor sich. — Ich wollte selbst für alles sorgen — aber Herr Rohling nahm sich der Sache selbst an, und machte viele unnöthige Ausgaben. — Es war viel Weinens um den Verstorbenen, und manche hiengen die Köpfe nieder, und waren voll Scham und Reue.

Den armen Konrad, Ihren Firmpathen, habe ich zu mir genommen, und nach Ellingen an die Schwägerinn des seligen Herrn Pfarrers geschrieben. Er soll nach der letzten Willensmeynung des Seligen dorthin reisen, und sich ein Geschäft auserwählen. Er hat mancherley gelernt, ist ein ungemein fähiger Kopf, und dabey ohne Falschheit, wie die Unschuld selbst.

Ich erwarte nun von Ellingen aus Nachricht, ob die Geräthschaften des Herrn Pfarrers verkauft werden sollen, oder nicht. Ein Theil davon muß auf jeden Fall verkauft werden, wenn man die kleinen Schulden tilgen will; denn an baarem Vermögen ist nichts mehr vorhanden. Bis zur weitern Verfügung habe ich und der Herr Vikar im Namen des Lande-

dechants das Vorräthige sogleich in eine Kammer gebracht und versiegelt.

Um nicht auch den dritten Bogen anzufangen, muß ich hier schließen. — Nur die tausend ehrbiethigen Grüße des jungen Konrads, der Sie noch von seiner frühesten Kindheit unbeschreiblich liebt, und die Gunstempfehlungen meines Weibs und meines Schwagers darf ich nicht vergessen noch beyzufügen.

Euer ꝛc.

Lieberich.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Eine Harfe bekehrt einen Sünder!

Noch ehe Wulfings Antwort einlief, in welcher er seinem Firmpathen Konrad alle Jahre 15 fl. von seiner Armuth bestimmte, erhielt Liebrich den Auftrag, die sämmtlichen Geräthschaften des Verstorbenen versteigern zu lassen, die vorhandenen Schulden zu bezahlen, und den jungen Konrad der Schwägerinn des seligen Herrn Pfarrers zu schicken.

Bey der Auktion mußte man alles genau suchen, um nur noch etwas weniges für den jungen Konrad herauszubringen. Herr Vikarius Rohling, der sich schon vorläufig einzurichten suchte, war sehr böse, daß ihm

ihm die Bauern, wenn er ein Angeboth that, so wacker herabstrichen. Als Block endlich die Harfe empor hob, und in den Saiten krappelte, um den Strichkunden Lust zu machen, entstand allgemeines Weinen unter der Versammlung. Die Gemeine dachte noch einmal lebhaft jene glückliche Zeit, als Pfarrer Ehrlich an der Seite seines Herrn an Sommerabenden vor der Schloßthüre saß, und die müden Schnitter und Schnitterinnen mit seinem Spiele ergötzte. Rulli als Meistbiethender erhielt die Harfe, und zog mit ihr nach wenig Wochen auf Hochzeiten und Jahrmärkten herum.

Ich erwähne deßwegen dieses kleinfügigen Umstandes, weil ich hier einen besondern Auftritt erzählen muß, den die Harfe des guten Pfarrers in der Folge veranlaßt hat.

Nicht lange hernach war eine Hochzeit in Traubenheim. Franz, der älteste Sohn des Niklas, war Brautführer. Rulli machte seine Spielmannsspäßchen, und gab den Gästen, welche die nämlichen Einfälle schon hundertmal gehört hatten, wie gewöhnlich, sehr viel zu lachen. In der Nacht, als die Tänzer einmal eine Viertelstunde ruhten, fieng Rulli an, eines seiner Leibstückchen zu spielen und zu singen. Es war ein schändlich verändertes Kirchenlied, voll abscheulicher Zotten und Possen. Alles stand um ihn her, und lachte herzinnig darüber: nur Franz sah mit traurigem Blicke auf die Harfe. „Denkst du wohl dran, Rulli! unterbrach er ihn endlich, daß du die Harfe spielst, zu der ein frommer Mann so manches Trostlied

lied gesungen hat“? — Rulli erstaunte vor Schrecken über diese Rede. „Sing doch fort! Das gehört nicht hieher“! sagten einige. „Franz hat Recht! Halt's Maul, Spielmann! wir wollen deine Possen nicht mehr, sagten die anderen. — Rulli wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne, und konnte nicht zu sich selbst kommen. „Du hast mir die Rede recht zur Unzeit gethan! sagt er endlich. Ich kann nicht mehr singen und spielen“. — „Das wär' noch schöner! riefen einige. Bleiben, und singen und spielen mußt du, und wenn du des Teufels wirst“! — — „Das bin ich schon, und hoffe an euch Kammeradschaft, erwiedert Rulli; singen aber und spielen werde ich nicht. Mit Mühe brachten sie's endlich dahin, daß er dießmal noch blieb; aber er nahm statt der Harfe die Geige zur Hand, war die ganze Nacht über niedergeschlagen, und sein Musikantenwitz war ganz weg. — Von der Zeit an begann er ehrlich und fleißig auf seinem Handwerke zu arbeiten. Trotz alles Zuredens, gieng er nie wieder in Markſens Schenke, nie wieder als Spielmann zu Tänzen; blieb fleißig zu Hause, sang mit den Seinigen manches Morgen- und Abendlied zu der heiligen Harfe, verabscheute die Zotten und Possen, ward ein guter Vater und liebreicher Ehemann, ein fleißiger Wirthschafter, und, wie die Folge dieses Buches zeigen wird, der eifrigste Unterstützer alles Guten.

Ich komme auf die Versteigerung zurück. Nach Abzug der vorhandenen Schulden, die sich durch die Begräbnißkosten sehr gehäuft hatten, blieben Konrad

nicht

nicht mehr als 30 fl., einige Kleider und seine geliebte Zitter zum Erbtheil. — Mit diesem sollte er nun zu seiner Mutterschwester wandern, die in Ellingen an einen Kammerdiener des dortigen Deutschmeisters verheurathet und eben auch nicht in den besten Glücksumständen war.

Herr Lieberich suchte die Reise, so wohlfeil als möglich, zu veranstalten. Bergfelder Fuhrleute hatten eben Kaufmannsgüter bis Hornberg übernommen. Mit diesen sollte der 15jährige Konrad gehen, und von dort aus mit andern Fuhrleuten, welche die Fracht bis Ellingen akkordirt haben, die Reise vollenden. Die Bauern zu Traubenheim beschenkten ihn fast alle zum Abschied, so, daß sein bischen Geld sich bis auf 50 fl. belief. Konrad nahm wehmüthigen Abschied von seinem Wohlthäter, dem Herrn Schullehrer, und von den übrigen Freunden im Dorfe. „Du gehst, guter Konrad! sagte Lieberich, so arm von hier aus, als dein hochwürdiger Herr Vetter hier angekommen ist. Vertraue auf Gott, er wird für dich sorgen und nimm den Abschied mit, den mir mein Vater hinterlassen hatte, als er starb, und mich und meine Mutter auch im Mangel verließ: „Wir sind wohl arm, mein Sohn! aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun“. Von solchen Lehren und Tröstungen und von den Segenswünschen aller guten Menschen begleitet, zog Konrad mit einem Bothen nach Bergfelden, und von da aus mit den Fuhrleuten nach Hornberg.

Am letztgedachten Orte lag er etliche Tage stille, bis die Fracht umgepackt war, und die Reise weiter gieng.

Im Wirthshause schlief eben ein junger Savojarde mit einem Murmelthierchen. Konrad vergaß über den Jungen fast seinen Kummer, und ergötzte sich an dem Geschrey: „Schune Murmelthier, schun tanz! A ha! geh si raus aus die Kast, du schüne Murmelthier! schun tanz — aha tralla“! . . . Konrad nahm selbst den Stock, und schwang das Thierchen herum. Dann mußte das Thierchen tanzen, und Konrad spielte die Zitter dazu. Er und der Savojarde schliefen auf Einer Streu, und waren herzlich vertraut. Eines Morgens erwacht Konrad. Sein Tanzmeister lag ihm nicht mehr an der Seite; das Kästchen mit dem schune Murmelthier war nicht mehr vorhanden, und der kleine Jauner über Berg und Thal. Der Wirth verzieh die wenigen Kreuzer Schlafgeld, um die er geprellt war, und Konrad wurde weidlich bespöttelt, daß ihn sein Kumpan so treulos verlassen hatte.

Welch ein Schrecken aber, als Konrad sich wieder Kurzweil machen wollte mit seinem Gelde. Noch nie war er so reich gewesen, und zog daher täglich sein Beutelchen heraus, um die schönen Goldstückchen, die ihm Lieberich eingewechselt hatte, zu beschauen — und o weh! das Beutelchen und sein Päckchen Kleider war mit einander verloren. Die Bergfelder-Fuhrleute, die ihm vielleicht auf Rechnung Lieberichs aus der Noth geholfen hätten, waren heimgefahren; im

Wirths-

Wirthshause sollt' er Kost und Schlafgeld bezahlen, die fremden Fuhrleute hatten nicht Lust, ihm etwas vorzustrecken, weil sie seines Vetters Schwester nicht kannten, uud doch war dem armen Jungen nichts übrig, als seine liebe Zither, auf die niemand was borgte.

Verlassen von seinen Bekannten und ohne Heller und Pfenning fieng er an herzlich zu weinen. Seine Wanderschaften waren bisher nie weiter gegangen, als in Gesellschaft seines seligen Herrn Vetters zu den nächsten Bekannten in der Gegend. Er hatte viel aus Büchern gelernt; aber die Welt war ihm so unbekannt, wie der Mann im Monde. Er konnte sich daher aus seinem Erstaunen nicht erholen, als er sah, daß nun die Fuhrleute gar nicht einmal mehr Lust hätten, ihn mitzunehmen, viel weniger für ihn zu zahlen, weil ihnen die arme Zither nicht Versatzes genug war. Nun sollten Bothen nach dem jungen Diebe laufen; aber niemand hatte Lust dazu, weil er schwerlich einzuholen war. „Wer bezahlt uns denn, wenn wir den jungen Schlingel nicht finden“? sagten die einen. — „Da muß man Verhaftsbefehle vom Amte haben, und die machen wieder Verzug“, sagten die andern. „Ich werde die Auslage nicht machen — sagte der Wirth. Schlafgeld und Zöhrung muß ich ohnedieß hinter den Ofen schreiben.

Konrad gerieth ganz in Verzweiflung. „O lieber Gott! schrie er, was giebt es für Menschen! Als ich mein Geld hatte, war mir alles zu Diensten! und nun kennt mich kein Mensch mehr! o das schöne Geld — die guten Kleider“! —

In

In dieser Kümmerniß fand ihn ein reisender Handwerker, eben als die Fuhrleute nach Hornberg abfahren wollten. „Du hast einen großen Fehler gemacht, daß du dein Geld hast sehen lassen vor einem Landstreicher, und daß du vertraut mit ihm warst; aber tröste dich mit mir. Vor acht Jahren gieng es mir eben so, als ich von meiner Heumath den ersten Ausflug machte. Sey gutes Muths: du bist doch noch reicher, als ich war; du hast noch eine Zither übrig. Geh mit den Fuhrleuten zu Fuß, und sing auf dem Weg vor guten Häusern und schlage die Zither dazu". — In der äußersten Noth entschließt sich Konrad, gleich an Ort und Stelle sein Heil zu versuchen. Erst weint er sich noch einmal satt, und nimmt dann die Zither. Mit Herzklopfen geht er vor die Wohnung des Beamten, stellt sich in tiefster Beschämung vor die Thüre, und singt:

Ich bin vergnügt, wie's Gott mit mir will fügen,
Ihm soll mein Herz und Sinn ganz eigen seyn;
denn er läßt mich nicht stets im Unfall liegen,
und giebt mir auch nach Regen Sonnenschein.

Die weiche, rührende Stimme, mit der Konrad dieß sang, lockte den Amtmann vor die Thüre. Wo bist du her, Kleiner! fragte er ihn, und sieht ihm starr ins Gesicht. „Aus Franken", erwiedert Konrad, und schlägt die Augen nieder. „Wer sind deine Eltern"? — „Sie leben nicht mehr — ich war bisher

her bey einem geistlichen Herrn Vetter, der nun auch gestorben ist"; sagt der Zitherspieler, und fängt herzlich zu weinen an. Ich dürfte nicht so elend da stehen, schluchzt er, wenn ich nicht wäre bestohlen worden — und erzählt die ganze Geschichte. Fast zweifelt der Amtmann an der Möglichkeit derselben, so ganz unbegreiflich ist ihm die Lieblosigkeit des Wirths und der Fuhrleute. Das treuherzige Gesicht des Jungen läßt ihn jedoch nicht länger zweifeln. „Wer war denn dein geistlicher Herr Vetter, fragt er ihn, und langt nach einer guten Wegzehrung in die Tasche. Mein Herr Vetter war Pfarrer in Traubenheim, und hieß Ehrlich, erwiedert Konrad.

„O du Herzensjunge! Verwandter meines Wohlthäters"! rief der Amtmann bey diesem Namen aus, und umarmt den verlassenen Waisen. Sey mir willkommen in deiner Armuth, und laß mich an dir, seinem Schwestersohne, vergelten, was dein frommer Herr Vetter an mir gethan hat"!

Voll Entzücken führt er den Knaben zu seiner Gattinn ins Zimmer. Auch sie umarmt ihn, als sie seinen Namen und sein Schicksal hört. Aber Konrad weiß nicht, wie ihm geschieht, bis ihm endlich erklärt wird, daß sein seliger Herr Vetter den Amtmann als einen armen Studenten in Bamberg unentgeldlich unterrichtet habe.

Die Leser dieses Buches erinnern sich vielleicht noch zweyer armen Jünglinge, die einst den Pfarrer Ehrlich eine Strecke Wegs begleitet hatten. Einer

von ihnen war der dankbare Amtmann, der sich noch mit so vieler L:ebe seines alten Lehrers erinnerte.

Sein erstes Geschäft war nun, dem diebischen Savojarden nachsetzen zu lassen; aber vergeblich. Der Wirth mußte Strafe zahlen, weil er den Vorfall nicht bey Amte angezeigt hatte; Konrad aber wurde wieder mit Wäsche, Kleidern, und was ihm sonst nöthig war, väterlich versorgt, in die Schreibstube genommen, und in allem unterrichtet, was sein künftiges Glück befördern konnte.

Dreyßigstes Kapitel.

Allerley Vorfälle und allerley Veränderungen.

Gleich nach dem Tode des guten Pfarrer Ehrlichs bestürmte Herr Vikarius Rohling den Herrn Kammerjunker und die gnädige Frau mit de - und wehmüthigen Bitten um die erledigte Pfarre. Schlacker aber brachte einen Vetter von ihm und alten Kaplan Athanasius Glauber in Vorschlag. Der Herr Kammerjunker aber hatten den allerweisesten Gedanken, die Pfarrey in der Stille zu verkaufen; da aber Herr Athanasius ärmer als eine Kirchenmaus war, so sah Schlacker im

vor-

voraus, daß hier nichts zu machen wäre; unwillig darüber beschloß er nun, der gnädigen Frau auch einen Streich zu spielen, und stellte zu dem Ende der Herrschaft vor, daß durch den Pfarrhofsbau der Bauschilling bey der Pfarrey Traubenheim so stark geworden, daß ohnmöglich ein Pfarrer mehr bestehen könne; es sollte also die Pfarr einige Zeit durch einen Vikar versehen, und jährlich ein gewisses Geld zur Verminderung des Bauschillings verwendet werden. „Dieß, setzte er hinzu, verlange das ganze Dorf", weil es einsieht, daß ins künftige kein Pfarrer mehr bestehen könne. Moritz von Schleich, der sich, wie alle Tyrannen, vor den Unterthanen fürchtete, willigte ein. Es wurde an den Bischof geschrieben, und Vikarius Rohling erhielt von selbem ein Bestättigungsdekret als Pfarrverweser, zugleich wurde ihm ein sehr sparsamer Gehalt von den Pfarrerträgnissen ausgeworfen, und das übrige zu den Bauschulden verwendet.

Unter diesen armseligen Bedingnissen trat Rohling seine Pfarrverwesung an. Der Amtmann war ihm aber von der Zeit an ein Dorn in den Augen. Auf Anrathen des Pfarrers von Langenhausen, zu dem er anverwandt war, steckte er sich hinter das Volk, und suchte eine Fürbitte bey der Herrschaft auszuwirken; aber niemand wollte sich rühren. Es vergieng ein Vierteljahr um's andere, ohne daß jemand Anstalt zur Bittschrift gemacht hätte.

Herr Pfarrer Schor von Langenhausen schrieb nun selbst an den gnädigen Herrn Vormund, und empfahl den Herrn Vikarius, seinen Verwandten, auf's beste. Allein, er bekam kahle Vertröstungen, und konnte sich gar nicht darein finden, warum sein so viel geltendes Vorwort dießmal so schlechte Wirkung that.

Niemand war, seiner Vermuthung nach, daran Schuld, als Schlacker. Er gieng also mit dem Herrn Vikar zu Rathe, und beyde waren unentschlossen, wie man die Zügel faßen sollte. Rohling hielt für's beste, die Schandthaten des Amtmanns aufzudecken vor der Herrschaft; Pfarrer Schor aber war der Meynung nicht. „Vor der Hand, sagte er, müssen wir uns um die Freundschaft des Schmeerbauchs bewerben; hat er uns diese geleistet, dann kann man immer sehen, was zu thun ist.

So geschah's auch. Pfarrer von Langenhausen bath dringend den Amtmann Schlacker zu sich zum Tische, ließ überschwenglich auftragen, und vom besten Weine vorsetzen. Schlacker hängte sich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen an's volle Glas, und zog dem betrogenen Pfarrer ein Hälmchen um's andere durch's Maul; denn seine Freundschaft gieng nur den Wein, nicht den Wirth an. Nach aufgehobener Mittagstafel giengen nun beyde Geistliche den Amtmann mit dringender Bitte an, da jetzt schon durch 3 Jahre lang beynahe die Helfte der Pfarreyerträgnisse zur Verminderung der Bauschulden verwendet worden, auf Wiederbesetzung der Pfarrey anzutra-

gen, und den Vikarius zu empfehlen. Schlacker versprach's; aber that's nicht. Denn er trug sich noch immer mit der Hoffnung, seinen Vetter an diesen Platz zu bringen; aber aus Furcht, von dem Pfarrvikar seiner Dorfsverwüstung wegen verklagt zu werden, suchte er ihn immer von einem Monate zum andern zu vertrösten. „Nur noch ein Jährchen Geduld, sagte er, dann kann ich mit gutem Vorwande das Werk anbringen! Bis dahin ist so viel an dem Hausbau bezahlt, als unumgänglich nothwendig ist". Uiberdieß, meynte er, könne es ja dem Herrn Vikar gar nicht fehlen, und er getraue sich, ihm die Pfarrey gleichsam zu verbürgen.

Eben war Herr Vikar Rohling im Begriff, seiner Edelvest, dem Herrn Amtmann ernstlicher zu Leibe zu gehen, als im Januar 1720 die unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Tode der gnädigen Frau einlief.

Nach einem rasenden Tanz hatte sie Schwindel empfunden, und sich in einem kalten Saale zu erhollen gesucht. Das that, wie natürlich, gerade entgegengesetzte Wirkung. Kaum war sie an's Fenster getreten, als ihr alle Sinne verschwanden. Ein Bedienter kam die Stiege herauf, sah sie niedersinken, lief ihr entgegen, und ehe eine Seele zu Hilfe kam, war sie in seinen Armen verschieden.

Die Bestürzung des Herrn Kammerjunkers und der ganzen Gesellschaft übergehe ich, so wie alles, was Karolinens Beerdigung betrift, sie ward in aller Stille nach Traubenheim in die Familiengruft abgeführt,

führt, weil es Umstände sind, die keinen besondern Bezug auf das Dorf haben, und nicht einmal im Orte alle vorgefallen sind.

Heinrich von Traubenheim war indeß an seinem Hofe Jagdjunker geworden. Schon gegen 12 Jahre von seiner Mutter entfernt, hatte er sich fest entschlossen, sie mit dem anbrechenden Frühlinge zu besuchen, als er die Nachricht ihres Todes erhielt. Ihm that es nun doppelt weh, daß ihn seine Mutter sowohl, als der Vormund bisher immer von einem vorgehabten Besuche zurückgehalten hatten; aber beyden war es darum zu thun gewesen, ihn nicht zur Einsicht in ihre Händel kommen zu lassen. Moritz von Schleich hatte daher immer gesorgt, daß Heinrich seine Wechsel richtig erhielt, damit er nicht vom Ausbleiben derselben auf schlechte Wirthschaft schließen möchte, so wie er ihm auch über alle Dorfsangelegenheiten nur einen blauen Dunst zu machen wußte. Nun aber war nicht länger Versteckens zu spielen.

Schon in den letzten Tagen des Januars traf Heinrich mit Gottfried, seinem Hausjäger, bey dem Herrn Vormund ein. Moritz von Schleich war äußerst betreten, als er die Ankunft seines Mündels erfuhr; doch tröstete er sich damit, daß die Verstorbene nicht mehr reden könne, und hoffte, sich mit seinen gewöhnlichen Winkelzügen durchzuflicken. Heinrich besuchte ihn sogleich, und der Herr Vormund fieng in der ersten Viertelstunde schon an vorzubauen. Erst lobt er die Verstorbene, und setzt dann hinzu: „Ihr ein-

einziger Fehler war der, daß sie den Werth des Geldes nicht kannte. Sie hat ziemlich Schulden zurückgelassen, die größtentheils ohne mein Vorwissen gemacht worden sind, weil ich es für Pflicht hielt, ihr bey jedem Anlaß Vorstellungen zu machen. Wäre nicht der gegenwärtige Amtmann so sehr für das herrschäftliche Interesse gewesen: so würden die Einkünfte von Traubenheim noch weniger ausgereicht haben". — Auf die Weise gieng es in Einem Athem fort, und dabey erstickte er fast seinen Mündel mit Schmeicheleyen und Freundschafts-Versicherungen. Heinrich antwortete auf alles ganz kurz, und endete damit, daß sich das Weitere seiner Zeit, bey Abnahme der Vormundschaft, von selbst zeigen werde.

Nach weiterm Umfragen aber erfuhr er zu seinem größten Schrecken und Leidwesen die bisherige Verwaltung und Verwüstung seines Dorfs umständlich, und die Gläubiger seiner Mutter brachten eine fast unglaubige Summe bey ihm an, weil sie der Vermittlung des Herrn Vormunds nicht mehr trauten. Heinrich versprach allen baare Befriedigung, und ritt, nachdem er das nöthige besorgt hatte, ohne von seinem schändlichen Vormund Abschied zu nehmen, geraden Wegs auf Traubenheim zu.

Gottfried, ein gescheider Pursche, der mit Leib und Seel an seinem Herrn hieng, hatte indeß noch hundert Nebenumstände, die den Amtmann, den Pfarrverweser und dergleichen Leute betrafen, erfahren. Auf dem Wege trabte er neben seinem Herrn, und erzählte, wie ein Spion, alles, was er ausgebuscht

buscht hatte. Uiber dem Gespräch aber waren beyde ganz unvermerkt vom Wege gerathen, und konnten sich bey dem Schnee nicht mehr zu recht finden. — Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler des nämlichen Gangs, und sprach die Reiter um eine Wegzehrung an. Heinrich fragte nach dem nächsten Dorfe, und erfuhr, daß er seitab geritten sey. — „Geh mit uns, Alter! sagte er, bis wir wieder auf der Straße sind; du sollst ein Trinkgeld haben". — Freudig ergriff der arme Mann die Gelegenheit zum Verdienste, stieg im hohen Schnee über Querrfeld neben den Pferden her, und Heinrich verkürzte sich die Zeit durch folgendes Gespräch:

Heinrich von Traubenheim. Woher, Alter!

Bettler. Da unten aus Franken herauf.

Heinrich. Wie heißt der Ort?

Bettler. Traubenheim.

Gottfried. (zu seinem Herrn). Holla! Glück auf! (gegen den Bettler). Das heißt mir ein Name, der guten Wein bedeutet! — Ist kein Bürgerrecht vakant?

Bettler. Warum nicht? In Traubenheim stehen des guten Weins wegen immer Häuser und Güter zum Kauf. Zieh er nur hin, wenn er einen guten Schluck führt.

Heinrich. So? Ist also Traubenheim das Vaterland der Schlucker?

Bettler. Herr! nicht viel besser! Und unser Amtmann heißt Schlacker.

Hein=

Heinrich. Da taugt ihr ja zusamm! Wem gehört das Dorf?

Bettler. Einem Herrn, der gerade so heißt; aber bald nichts mehr davon haben wird, als den Namen.

Heinrich. Das ist nicht viel, Alter!

Bettler. Wohl freylich! es möchte einen Stein erbarmen, wie der Herr um sein Gut kommt.

Heinrich. Wie er sich bettet, mag er liegen.

Bettler. Ja, bettet! Kinder können sich nicht selber betten. Sein Vormund bringt ihn von den Federn auf's Stroh.

Heinrich. Wie heißt der?

Bettler. Moritz von Schleich, und ist Kammerjunker zu Würzburg.

Gottfried. So ist wohl euer junger Erbherr auch dort?

Bettler. Nein! der ist beym Fürstbischof zu Eichstädt seit 2 Jahren Jagdjunker.

Heinrich. So kann er ja kein Kind mehr seyn, wenn er schon Jagdjunker ist. — Warum nimmt er sich seines Guts nicht selbst an?

Bettler. Ja! nehme sich einer an, wenn man nicht weiß, wie's hängt und liegt, und wenn die Mutter mit dem Vormund in Ein Horn bläst.

Heinrich. So lebt seine Mutter noch?

Bettler. Seit drey Wochen nicht mehr, Gott tröste sie! — Nun aber, hoffen wir, soll's besser werden.

Heinr. Ja! wenn der junge Herr besser ist als der Vormund.

Bettl. Schlimmer kann er nicht seyn, und der junge Herr hat gar einen ehrenbraven Vater gehabt. Wir haben uns fast die Augen aus dem Kopf geweint, wie man ihn begraben hat, und alles Volk hat geschrien: „So einen Vater bekommen wir nicht mehr“! — Und so wird's freylich auch seyn. . . .

Gottfried. Das könnt ihr nicht wissen, Alter!

Bettl. Herr! dazu gehört schon viel, bis es einer so gut meynt. Die gnädige Frau war zwar auch gut; aber der gottlose Vormund hat sie verführt, und das halbe Dorf zu Grund gerichtet.

Gottfried. Warum geht ihr nicht zum jungen Herrn, daß er sich euer annimmt?

Heinr. Was ist denn euer Amtmann für ein Mann?

Bettl. Ja, das ist ein Mann, daß Gott verdrießt. Meynt er denn, daß ich betteln würde, wenn der nicht wäre?

Heinr. Wie so?

Bettl. Wenn zehn Hunde an Einem Beine nagen, dann wird keiner satt.

Heinr. Wie ist das gemeynt?

Bettler. Ich meyne so: Wenn man um des Schutzgulden wegen alles Gesindel aufnimmt, dann werden der armen Leute so viel, daß keiner mehr Brod hat, weil's an der Arbeit fehlt. Wenn ein Kerl im ganzen römischen Reich nicht mehr unterkömmt, so lauft er nach Traubenheim, führt ein Mädel an,

und

und bekommt den Schutz- und Bettelbrief zugleich. Unsrer vierzig Seelen laufen zuverläßig alle Winter im Bettel herum.

Gottf. Warum arbeitet und treibt ihr nichts; könnt ihr denn keine Stubenarbeit?

Bettl. Ja Stubenarbeit! für's erste muß man eine gelernt haben, und dann auch was daran setzen können. Uiberhaupts hat man keine Lust mehr sich zu schwingen, wenn alles so haarschlechtig geht, wie bey uns.

Heinr. Greift euch denn euer Amtmann nicht unter die Arme?

Bettler. Nein, Herr Patron! der macht's noch besser: er kniet uns auf den Hals.

Heinr. Was thut er euch denn?

Bettl. Die Frag ist kurz, aber die Antwort geht auf keine Eselhaut. —

So sagt der Bettler, und erzählt nun nach seiner Art recht kräftig alle Streiche, die wir im 26sten Kapitel schon gehört haben. Gelegenheitlich gedenkt er auch des vorigen Beamten Wulfings, und preist ihn über die Maßen. Nach Bettlermanier sagte er: „Herr! ich und Herr Wulfing waren Spezial mit einander. Kein Tag vergieng, daß ich nicht in seinem Hause war, so gut konnten's wir, und wäre der noch da, trüg' ich den Querrsack, meiner Seele! nicht herum.

Heinrich erkundigte sich ferner um den guten Wulfing, und der Bettler erzählt ihm, wie folgt:

„Vo-

„Voriges Jahr war ich erst bey ihm in der Oberpfalz. Ich war krank auf dem Wege geworden, und vom nächsten Flecken führte man mich dem Dorfe zu, wo er wohnt. Der verwünschte Brauch, arme Leute, wenn sie krank sind, von Ort zu Ort auf einem Karren fortzuschleppen, hätte mich das Leben schier gekostet, so todt — sterbens — krank wurde ich.

(Ehe ich ihn weiter erzählen lasse, muß ich ihn mit etlichen Worten unterbrechen. . . . Vollkommen Recht hat der arme Mann, wenn er die Gewohnheit, kranke Bettler fast noch in den letzten Zügen auf einen hölzernen Karren weiter zu schleppen, verwünscht nennt. Es ist höchst grausam, einen elenden und todtschwachen Menschen so zu behandeln. Viele tausende sind dadurch schon um's Leben gekommen, denen wieder zu helfen gewesen wäre, wenn man ihrer gepflegt und sie an Ort und Stelle bis zur Wiedergenesung gelassen hätte. Bettlerleben scheint aber den wenigsten auch Menschenleben zu seyn, und die Worte Jesu: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder thut, das habt ihr mir gethan, stehen meist nur in den Bettelbriefen und nicht in den Herzen derer, die sich ihrer Brüder, sie mögen durch eigne oder fremde Schuld unglücklich seyn, erbarmen sollten. — Doch, ich laß den Bettler weiter erzählen). —

Kaum hatte der Herr Wulfing erfahren, daß ich da war, so kam er selbst, und sagte dem Hirten, daß er ja meiner wahrnehmen, und mich nicht in den kalten Stall legen soll. Seine Schwester brachte mir

alle Tage zweymal zu essen, und gleich Anfangs ein gutes Kopfkißen, und Wulfing schickte den Bader, und kam wohl zehnmal, mich zu besuchen, bis ich wieder gesund war. Zum Abschied gab er mir noch 6 Batzen, und ich kann wohl sagen, daß ich krepirt wåre, wie ein armer Hund, wenn er mir nicht geholfen håtte; denn der verdammte Karren war schon wieder angespannt, mich weiter zu schleppen, als er's erfuhr, und es dahin brachte, daß man mich liegen ließ".

Heinrich erkundigte sich nun auch um den Herrn Pfarrverweser und nach hundert Dingen, die das Dorf betrafen, bis er wieder auf dem rechten Wege war, wo er den ihm so gelegen gekommenen Wegweiser mit einem stattlichen Trinkgeld entließ.

„Hier ist auch was von mir, rief Gottfried; aber sagt mir nun auch euern Namen, Alter!"

„Ich heiße Hans Kleinmann, erwiederte der Bettler", und setzte den Bettelstab wieder die Strasse zurück. Hans Kleinmann war inzwischen niemand anderer, als Hans Großmann oder der weiland reiche Hans. Was er dem Herrn erzåhlt hatte, war, bis auf den kleinen Umstand, daß er sich fůr einen Spezial des vorigen Beamten ausgab, buchståblich richtig. Vor Jahr und Tag hatte man ihn wirklich auf der sogenannten Bettelfuhr in Wulfings Wohnort gebracht, welches er bisher, seiner schlechten Streiche wegen, die er Wulfing einst spielen wollte, sorgfåltig vermieden hatte. Nun war aber die Wahl nicht mehr bey ihm gestanden, und wider Dank und Willen

len brachten ihn die Bauern in Wulfings Wohnort, mit welchem sie den Bettelverkehr hatten. Durch Zufall war sein Bettelbrief in Wulfings Hände gekommen, und dieser war froh, ein Wohlthäter seines Feindes werden zu können.

Heinrich und Gottfried setzten indeß ihre Reise mit doppelter Begierde fort, um mit eigenen Augen die Verwüstung eines sonst so glücklichen Dorfes zu sehen. Zwey Stunden vor demselben packte Gottfried den Mantelsack aus. Heinrich zog einen Rock von seinem Hausjäger an, um desto weniger erkannt zu werden, und beyde treffen mit Einbruch der Nacht in Traubenheim an.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Schlacker macht unglücklicher Weise Bekanntschaft mit seinem Herrn, und Herr Vikarius Rohling muß Platz machen.

Bey ihrer Ankunft im Romlischen Wirthshause fanden sie niemand, als Fritzen und den Maurer Rulli. Die beyden Jäger machten sich gleich zu den Gästen, und forschten nach der Gegend, wie wenn ihnen alles so fremd wäre, wie böhmische Dörfer.

„Woher denn, meine Herren! und wohin zu Land“? fragt endlich Rulli. — „Als von Bamberg her,

her, und auf Würzburg zu", erwiedert Heinrich. — „Wer sind denn die Herren zu Bamberg, und was schafft man in Würzburg"? fragte Rulli weiter. — „Wir sind Forstmeister, und haben beym Fürsten zu thun", erwiedert Gottfried. —

Fritz, Rulli und der Wirth fangen jetzt an, wie gelernte Holzförster, vom Waldwesen und von ihrem neuen Anflug zu erzählen, und bald kommt das Gespräch auf die Dorfsherrschaft, auf den Tod der gnädigen Frau und auf den jungen Herrn. „Wenn's Gott will, so sehen wir ihn bald! sagten sie. Seit seinem sechsten Jahre ist er von uns weg; aber er war ein Herzenskind"! Sie erzählten nun seinen Abschied und gelegenheitlich auch nun von der gnädigen Frau, vom Verwalter Wulfing, Pfarrer Ehrlich und noch ein Langes und Breites vom alten gnädigen Herrn. Romel wischt sich Thränen aus den Augen, da von der Beerdigung des redlichen Herrn gesprochen wird. Heinrich kann sich auch nicht mehr halten, und die hellen Thränen rinnen ihm die Backen herab. — „Ach, bey Gott! sagt Fritz, das gefällt mir, daß ihm unser selige gnädige Herr so nahe geht! Jäger und Forstmeister sind sonst harte Leute, zu denen gehört er aber nicht". „Meynt ihr denn, erwiedert Heinrich, daß es nicht auch mitleidige Jäger giebt"? „Das will Fritz nicht widersprechen, fällt Romel ins Wort, er redt nur davon, daß die meisten Jäger nicht so sind". — „Ich bin nun einmal so, versetzte Heinrich, ich verehre jeden Mann", und die Gesellschaft wird von dem Augenblick an herzlich vertraut.

traut. Jetzt kommt das Gespräch auf Schlackern und den Herrn Pfarrvikar. Heinrich und Gottfried forschen aus, aber sie erfahren nur wenig. „Es schickt sich nicht, daß man die Leute auf der Weinbank austrägt, und am wenigsten seine Vorgesetzten" — sagt der Wirth, und die beyden Gäste stimmen mit ein. „Unser selige Herr Pfarrer hatte ein Sprüchlein; das hieß:

Rühme gern, was rühmlich scheint,
Tadeln macht dir keinen Freund" —

sagen sie, und fangen wieder an, von ihrem jungen Herrn zu reden, und daß dieser schon helfen werde, wo zu helfen ist.

Das gefällt den Reisenden. „Ich lob euch darum, daß ihr so rechtschaffen denkt, sagt Heinrich. Ein Dorf, in welchem auf der Bierbank über Groß und Klein Gericht gehalten wird, ist immer ein verdorbenes Nest. Auch gefällt's mir, daß ich so wenig Gäste hier finde. Wirthshaussitzer sind immer schlechte Wirthschafter". — „Ja, so leer ist's nicht überall, sagt Romel. Seit dem jetzigen Herrn Amtmann haben wir noch ein Wirthshaus hier". „So, erwiedert Heinrich, also haben die Zechbrüder nicht in Einem Platz"? „Jetzt nicht immer, antwortet Rulli. Bey Marksen fehlt's oft daran". — Je Kamerad! sagt Heinrich zu Gottfried, laß uns doch einmal sehen, wie's in dem andern aussieht", bestellt sich bey Romel Quartier, und geht mit seinem Hausjäger zu Marks.

Er war der Meynung, daß man den Geist eines Volks nirgends besser kennen lerne, als beym Wein und Bierkruge. In Marksens Schenke traf er bey zwanzig Gäste, und unter diesen auch Schlackern an, und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was Hans ihm gesagt hatte. Schlacker saß mit seinen Spielgesellen, und trischakte voll Seelenwohllust. Sein Gesicht glänzte vom Weine; die gewinnende Karte schlug er mit größter Ungezogenheit auf den Tisch, und bey jedem Verlurst stieß er einen Fluch aus. Um ihn her war ein Getümmel von liederlichen Zechbrüdern, welche die häßlichsten Zotten rissen, indeß in einer Ecke ein Paar mit beyden Armen im Weine lagen, und ihren Rausch ausschliefen. Heinrich und Gottfried bebten vor dem Jaunerleben zurück, aber es war ihnen darum zu thun, mit eigenen Augen zu sehen, und vor allen den Amtmann zu sprechen. Sie setzen sich also zu ihm an den Spieltisch, und erwarten mit Sehnsucht einen Stillstand, um auch den Mann reden zu hören, der bisher nur gepocht und geflucht hatte.

Endlich und endlich ließ die Gesellschaft vom Spiele ab, und Schlacker wandte sich gegen seinen Herrn: „Woher? guter Freund“! „Von Bamberg“, sagten Heinrich und Gottfried; aber kaum hatten sie das Gespräch in Gang gesetzt, als eben eine dickbackichte Kellerinn dem Herrn Amtmann den Schlaftrunk brachte. Herr Benedikt Blasius fieng mit ihr so pöbelhaft zu scherzen an, daß selbst die Magd ihm unzählige Grobheiten sagte. Schlacker

blieb aber gänzlich gelassen, und die Gesellschaft schotterte vor Lachen, wenn ihm die Kellerinn nach ihrer Art den Text las. Nur Heinrich und Gottfried sassen starr vor Erstaunen. „Herr! sagte zuletzt Gottfried, als sich die Dirne von ihrem triefäugigen Liebhaber losgewunden hat, wenn ich Lust hätte, ein Mädchen anzuführen, so thät ich's in Traubenheim. Hier scheint's in dem Punkte gut abzulaufen. — Nicht wahr, kottert der Amtmann, unser einer versteht Weidmanns Brauch? Aber Heinrich steht auf, und bricht das Gespräch ab: „Die Polizeystunde hat wohl schon geschlagen"? sagte er. Ah! was Polizey? Die alte Hexe hat uns genug gedrückt. Dem Himmel sey Dank, daß sie verbrannt ist! Ein anderer: Weiß er, wann man in Traubenheim nach Haus geht? Wenn die Gläser leer sind, und die läßt Vetter Marks schon nicht leer werden; und so fängt jeder an, nach seiner Art zu witzeln; Heinrich aber giebt mit Gottfried gute Nacht, und geht, ohne nur eine Sylbe zu antworten, nach der Römlischen Schenke zurück. Auf dem Wege schlägt er die Hände zusamm über das herrenlose Gesindel, und besonders, daß Schlacker bey der Schande, die ihm die Bauern mit dem Spässchen über das Polizeywesen angethan hatten, noch so herzlich lachen, und den Bauch halten konnte.

Vor Begierde, sein armes Dorf aus den Satansklauen seiner bisherigen Vorsteher zu reissen, ritt er des andern Morgens sogleich bey Anbruch des Tages von Traubenheim ab, und geraden Wegs nach dem Ritterort, zu welchem sein Dörflein gehörte. Da

schon

schon etwas von der schlechten Verwaltung des Guts den Ritterräthen bekannt war, so wurde Heinrich auf der Stelle majorenn erklärt und berechtiget, dem Herrn Kammerjunker von Schleich Rechenschaft abzufordern, und sein Erbgut selbst zu verwalten.

Mit leichterm Herzen kehrte er nun zu seinem Fürsten zurück, um sich mit seinen Freunden zu berathen, und dann in eigener Person sein Traubenheim von den Blutsäugern und blinden Wächtern zu befreyen, in deren Hand es gefallen war. Bey seiner Nachhauskunft fand er schon Briefe von seinem lieben Amtmann Blasius und von des Herrn Vikars Hochwürden, in welchen beyde wegen des leidigen Trauerfalls ihr grundmüthiges Beyleid bezeugten, und letzterer sich zur gnädigsten Versorgung demüthigst empfahl.

Heinrich von Traubenheim schrieb indeß seinem liederlichen Amtmann nur etliche Zeilen; dem Herrn Vikarius aber: daß er unmöglich im Stande sey, zu willfahren, indem er schon einem andern die Pfarrey zugesagt, und überhaupt sich vorgenommen habe, durch Hauptveränderungen dem bisherigen Unwesen zu steuern. Er, der Herr Vikar, möchte sich's gefallen lassen, die Pfarrwohnung binnen 6 Wochen zu räumen, weil nach Verlauf derselben der von ihm erwählte Priester in Traubenheim eintreffen würde.

Vor Grimm und Unmuth schlug sich Herr Rohling vor die Stirne. — Da er vor Niedergeschlagenheit nicht selbst nach Langenhausen gehen konnte, so benachrichtete er sogleich durch einen Brief den dortigen

Herrn Pfarrer von seiner Hiobspost. Mit Schaden gab er nach 5 Wochen seine wenigen Geräthschaften von der Hand, und verließ voll Unmuth einen Ort, auf den er sein ganzes Glück schon gebaut hatte. Nach einer Zeit fand er zu Bergfelden bey der dortigen Herrschaft eine Stelle als Hofmeister, und endlich in der untern Pfalz ein elendes Stückchen Brod, durch welches er oft genug an den frommen Ehrlich erinnert wurde, den er einst gedrückt und gequält hatte, wenn nicht alles im Uibermaaße da war.

Bald nach Herrn Rohlings Abreise traf Herr Friederich Heilmann als Pfarrer in Traubenheim ein. Sein offnes, von Jugend und Gesundheit blühendes Gesicht, sein leutseliger Gruß nahm alles beym ersten Anblick für ihn ein. Verschiedene wackere Bauersleute, vornehmlich Niklas, Wilhelm, Fritz und Rommel hatten ihn schon mit allerley Hausgeräth versehen, ein großer Tisch war auf ihre Kosten schon gedeckt für ihn und die Gesellschaft; und auch sonst war Vorrath von allerley Lebensmitteln im Hause. — Vergnügt in diesem traulichen Zirkel feyerte Heilmann den ersten Abend seines Aufenthalts in Traubenheim, und ergötzte sich vorzüglich an seinem wackern Schullehrer, so wie dieser nicht minder vergnügt war, an seinem neuen Pfarrer einen zweyten Ehrlich wieder zu finden.

Niemand aber war geschäftiger, als Schlacker. Heilmann hatte kaum das Haus betreten, als er ihm schon alle nur mögliche Dienste anbiethen, und ihn auf den kommenden Mittag einladen ließ. Heilmann

war über Schlackers Zudringlichkeit sehr verlegen, weil er voraus sah, daß er bloß darauf umgieng, ihn zum Fürsprecher bey seinem Herrn zu machen, der äußerst über ihn aufgebracht war. Höflichkeitswegen nahm er indeß die Einladung an: ließ sich aber auf nichts ein, was Schlackers Händel betraf, und versicherte ihn so viel, daß er an dem gnädigen Herrn einen Mann von tiefer Einsicht und strenger Gerechtigkeitsliebe finden werde, bey dem kein ehrlicher, geschickter und fleißiger Mann etwas zu fürchten habe.

Schlacker konnte dem Betragen des neuen Pfarrers leicht abmerken, wie die Wetterwolken standen, aber er hoffte doch noch auf einen zerstreuenden Wind. Seine Hoffnung war um so größer, da er selbst im Windmachen Meister zu seyn glaubte. Zu dem Ende nahm er schon gegen den Pfarrer beyde Backen voll, seine Musikantenspäschen hielt er zurück, schwatzte von nichts als vom herrschaftlichen Interesse, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes, die Bauern mußten sammt und sonders Aufrührer und unbändige Läugner seyn. Heilmann nahm das Geplauder ohne Beyfall und ohne Widerspruch an; gab auf die stets wiederkommenden Fragen: „Ist's nicht so? Hab' ich nicht Recht“? nur durch Achselzucken Antwort; gieng frühzeitig nach Haus, und überließ den bessern Bescheid seinem schon auf der Reise begriffnen gnädigen Herrn.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Heinrich von Traubenheim kommt in einer gar lieben Begleitung, und Schlacker kommt — in den Schwitzkasten.

Am nämlichen Tage, an welchem Heilmann in Traubenheim eintraf, erschien auch in Wulfings ländlicher Wohnung ein Fremder. Das Anbringen des Unbekannten war ein Prozeß; aber er weigerte sich, seinen Namen zu entdecken, ehe er den Streitfall würde entdeckt und erfahren haben, ob der Prozeß zu gewinnen sey, oder nicht. — „Nein, sagt Wulfing nach geendeter Erzählung, ein ehrlicher Mann gewinnt den Prozeß nicht; schonen Sie den Daransatz. Der Advokat ist der einzige Mann, der da gewinnt". — Der Fremdling dankte ihm in freundschaftlichen Ausdrücken für den uneigennützigen Rath. „Aber, guter Mann! fuhr er fort, wie wenig werden Sie bey Ihrer Ehrlichkeit als Sachwalter gewinnen"? — „Wer so wenig bedarf, versetzte Wulfing, ist leicht zu befriedigen. Ich sah nie den Genügsamen auf Raub lauern, wohl aber den Geizigen und den Verschwender. Wollen Sie mein genügsamer Gast seyn? Hier wies er auf sein kleines Tischchen, das eben mit Butter und Brod zur Abendmahlzeit besetzt war. Freudig nahm der Fremdling die Einladung an. — Arm war die Bewirthung; aber Wulfing und seine Schwester würzten das kleine Mahl mit trauten Gesprächen. Alles umher verrieth Armuth; doch Reinlichkeit machte die dürftige Hütte zum reizenden Aufenthalt. Das

Gespräch fiel auf dieß und jenes; unter andern auch auf die Schicksale des alten Wulfings. Seine Schwester übte sogleich ihre Zunge, die ihr nie so gelöst war, als wenn der unedlen Behandlung gedacht wurde, die ihr Bruder in Traubenheim erlitten hatte; dieser aber unterbrach sie sogleich, und erzählte mit äußerster Mäßigung den Vorfall; entschuldigte sogar seine Widersacher, und schilderte mit Entzücken die glücklichen Stunden, die er einst in Geschellschaft des Vaters, des seligen Gustavs von Traubenheim, verlebt hatte. „Nichts wünscht' ich mehr, setzte er hinzu, als noch einmal, vor meinem Ende, den einzigen Sohn meines unvergeßlichen Herrn zu sehen. Er war das Ebenbild seines Vaters und ein Kind voll Liebe und Unschuld. Noch treten mir Thränen in's Aug, wenn ich daran denke, wie er sich um meinen Hals schlang, als ich ihn zum Abschied an mein Herz drückte, und dann nach der Kutsche trug.

„Sehen Sie ihn hier wieder an Ihrem Herzen und in Ihren Armen"! ruft Heinrich, der Fremdling, und fällt seinem alten Freunde mit Freudenthränen um den Hals. Wulfing kann sich kaum von der Uiberraschung erholen. Auf einmal erwacht er aus seinem Taumel und schließt seinen unerwarteten Gast in die Arme. „Ja! ruft er, das ist der gute, treue Heinrich, das Ebenbild seines Vaters! Willkommen in meiner Hütte! Sohn meines Wohlthäters und Erbe seiner Tugenden"! — und hiemit küßt er den schönen, blühenden Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit. „Gott sey gepriesen, sagt er dann, daß ich die-

diesen frölichen Tag noch erlebt habe. Ihr Besuch, theurer Heinrich! ist mir Genugthuung für alle unverschuldete Leiden meines Lebens"! — „Ach! der junge gnädige Herr! Ach, der Herr Baron Heinrich! ruft Wulfings Schwester ohne Unterlaß und beklagt, daß sie ihm nur Butterbrod vorgesetzt hatte. Heinrich aber erzählt nun seine Schicksale und den frühen, unerwarteten Tod seiner Mutter. — „Wie, todt ist sie"? ruft Wulfing, und zieht die Haube von kahlen Kopf, um den sich nur noch wenige Härchen lockten. Die hellen Thränen rinnen ihm die braunen Wangen herab. „Ach, sie war gut, wie ein Engel, sagt er, aber sie kannte die Welt und ihre Verführungen nicht.

Heinrich erzählt ihm hierauf, als beyde ihre Thränen getrocknet haben, daß er vom Ritterkanton für volljährig erklärt sey, sein Gut selbst verwalten dürfe, und schon einen Pfarrer, Namens Heilmann, an die Stelle des bisherigen Pfarrvikars abgeschickt habe; daß er nun aber durch Absetzung des bisherigen Amtmanns das größte Hinderniß der Wiederaufnahme seines Dorfes aus dem Wege räumen müsse. „Vergönnen Sie mir also die Freude, lieber Wulfing! fährt Heinrich darauf mit großer Bewegung fort, Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Sie in das wiedereröffnete Amt auf's neue einzusetzen, aus dem mein böser Vormund Sie so schändlich verstossen hat.

Ach, gnädiger Herr! sagt Wulfing mit Thränen, ich bin durch Ihr Zutrauen und durch dieß An-

erbiethen allein reichlich entschädigt für alles erlittene Unrecht. Lassen Sie mich in dieser armseligen Hütte mein Leben beschließen. Ich bin nun des Entbehrens gewohnt. Vielleicht bessert sich Schlacker unter einer strengern Aufsicht.

Beßern? ? ruft Heinrich von Traubenheim in größter Hastigkeit aus; wie ist bey einem Menschen an Besserung zu denken, der alles Gefühl für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande ausgezogen hat? Und hiemit begann er eine ganze Litaney von Schlackers Vergehungen, und was er unlängst selbst von seiner Aufführung an Ort und Stelle gesehen hatte. „Schlechterdings werde ich den Weinschlauch und Missethäter keine Woche länger in meinem Dienste behalten, sagt er. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Liebe zu meinem seligen Vater, vergönnen Sie mir die Freude, Sie wieder mit Ehren in eine Wohnung einzuführen, aus der Sie Bosheit und Brodsucht verstossen hat"!

„Aber, bester Herr! erwiedert Wulfing, wie soll ich alter, Ein und siebenzigjähriger Mann, ein verwildetes Volk bändigen? Man wird bald meiner, wie des Elisa spotten, und mein Daseyn wird Ihnen zur Last werden. Ein junger, thätiger Mann kann Ihnen bessere Dienste leisten. — Wollen Sie ja für mich und meine treue Schwester etwas thun, so lassen Sie uns die 400 fl., die ich bey meiner Verstossung aus Traubenheim in baarem Gelde eingebüßt habe, wieder zurück zahlen, damit wir in unserm Alter ohne Nahrungssorgen leben können; denn wirklich

entfällt mir fast oft das Vertrauen, wenn ich bedenke, daß ich nichts mehr habe, mich zu nähren, als diesen grauen, kahlen Kopf und diese schon zitternde Hand.

Nein, lieber Greis! ruft Heinrich mit zudringlicher Stimme, ich werde nicht gehen ohne Ihre Begleitung! Sie müssen mit mir nach Traubenheim, um das verlorne Geld und Amt zugleich wieder in Empfang zu nehmen. Ihr Alter wird mir nie zur Last werden. Ihr Ansehen und Ihre Erfahrung werden mehr nützen, als das Feuer eines Jünglings. Sie müssen mit mir, Wulfing! wofern Sie noch einen Funken Liebe für mich und Ihren seligen Freund Gustav besitzen.

„O Bruder! Bruder! wo denkst du hin! warum willst du nicht folgen? ruft Wulfings Schwester. O! laß uns wieder nach Traubenheim! Wie es uns da so wohl gieng, und wie glücklich du warst“!

„Nun wohlan! sagte der gute Alte, und biethet dem gnädigen Junker die Hand. Der Herr hat Sie zu mir gesendet, und wohin des Herrn Engel mich führt, bin ich auch bereitet hinzugehen. Aber, menschenfreundlicher Herr! ich fühle, daß ich nicht mehr alles für Sie seyn kann, was ich gerne seyn möchte. Dürft' ich daher nicht sogleich um einen Amtshelfer bitten? und zwar . . . doch, ich wage auf einmal zu viel“! —

„Ohne Umschweif, Vater Wulfing! sagte der gnädige Herr. Der Mann, den Sie empfehlen, ist der Empfehlung gewiß werth.

Nun

Nun fährt der Alte fort: „Er ist der würdige Sohn eines edlen Mannes, ein Schwesterkind des seligen Pfarrer Ehrlichs, meines unvergeßlichen Freundes! — Konrad Redlich. Dieser, mein Firmungspathe, wird nicht nur seine Pflichten als Beamter mit Verstand, Eifer und Treue erfüllen, sondern auch mit meinem Alter Geduld tragen; und ich bin gewohnt, mich so einzuschränken, daß ich für ihn keine schwere Last seyn werde".

Mit Freuden versprach Heinrich die Besetzung des jungen Redlichs, zumal da er die Geschichte des armen Jünglings erfuhr. Mir ist es lieb, sagte er, noch an seinem Schwesterkinde vergelten zu können, was der fromme Pfarrer Ehrlich in meinen Kinderjahren an mir gethan hat. —

So war in ein Paar Minuten alles im Reinen. Nur Eine Bitte hatte Wulfing noch auf dem Herzen. Er wünschte nämlich, die Schlackerschen Händel durch einen Unpartheyischen untersucht zu sehen, weil er fürchtete, daß sein Verfahren für Rachsucht möchte gehalten werden. Hier aber war Heinrich weniger nachgiebig. Schlackers Amtsentsetzung, sagte er, ist einmal gewiß, und die Art, wie Sie eines Bösewichts schonen, ist übertrieben. Ich habe Klagen in der Hand, die er nicht widerlegen kann, und von seiner verächtlichen Aufführung bin ich selbst Zeuge. Doch versprech' ich Ihnen jede Milderung seiner verdienten Strafe, nur beybehalten kann ich ihn nicht, ohne die Vaterpflicht gegen meine Unterthanen zu verletzen.

Wul-

Wulfing entschloß sich also zur Untersuchung, indeß seine Schwester den Hausjäger des gnädigen Herrn aus dem Wirthshause rief. Ungeduldig hatte dieser der Freude geharrt, Herrn Wulfing kennen zu lernen. Voll heißer Begierde lief er nach der Wohnung desselben, drückte ihm beym Eintritt herzlich die Hand, und wollte sogleich mit Sack und Pack den ehrlichen Alten nach Traubenheim bringen; Wulfing aber ließ alles bis zum Ausgang der Sache zurück. Sein armes Reisegeräth war in wenig Minuten beysammen, und am kommenden Morgen rollte schon der Wagen auf Traubenheim los. In Nürnberg verweilten sie einen Tag mit einander, aber bang und freudig zugleich schlug ihm das Herz, als er den Thurm von Traubenheim sah, und noch mehr, als auf einmal der Wagen vor Schlackers Wohnung stand.

Mit schweren Tritten watschelte der Weinschlauch die Treppe hinab, die ankommenden Gäste zu bewillkommen. — Er erwartete frohe Gesellschaft und beklagt nur bey sich selbst, daß eben zum Unstern seine Petronelle verreißt war. — Aber welche Verlegenheit! Die beyden Forstmeister, die er unlängst in Markfens Schenke gesprochen hat, kamen ihm mit Verwalter Wulfing entgegen. Die Gesellschaft des letztern und der stattliche Anzug des einen Forstmeisters ließ ihm nichts gutes hoffen. — Er wischte seine Triefaugen, um recht zu sehen; aber Heinrich von Traubenheim, der sich sogleich zu erkennen gab, überhob ihn des Rathens. Schlacker machte überschwenglich viel Bücklinge, murmelte eins von der gehabten Ehre,

re, Hochdieselben im Wirthshaus zu sehen; vom nicht gekannt haben und unterlassenen Respekt; aber nichts hieng zusammen, und Wulfings Anblick brachte ihn so sehr außer Fassung, daß er nicht einmal Muth hatte, ihn anzusehen. In der größten Verlegenheit fiel ihm noch ein, daß er in der Schlafmütze da stand. „Bitt unterthänig, sagte er, daß ich nicht in der Perücke . . . mir war unbewußt . . . hätte die Gnade nicht gehofft . . . werden Euer Gnaden die Schlafmütze verzeihen". . . . „Herr, antwortete Heinrich, wenn es nur unter der Schlafmütze und hier, (indem er auf's Herz zeigt) gut steht, dann bedarf man keiner Entschuldigung bey mir, aber was stehen wir im Hofe? — Wo ist seine Gerichtsstube"? — „Hier oben", erwiedert Schlacker, und lauft in der Betäubung voran, um sich geschwind in seine Staatsperücke zu stecken. Heinrich, Wulfing und Gottfried gehen indeß in die Amtsstube. „Wer seyd ihr"? fragt der gnädige Herr einen Bauer, der eben mit dem Hut auf dem Kopfe da steht. „Ich bin der Herr Schulz von hier", erwiedert dieser, und hält ganz bedächtlich den halb abgezogenen Hut an's rechte Ohr. Wie heißt ihr? — Ich heiße Block. Was schafft ihr hier? Ich kann nichts schaffen. Was thut ihr denn hier? — Der Amtmann hat gesagt, daß ich ihn abholen soll zu meinem Vetter Marks.

Schlacker. (mit der Perücke geziert, im Hereintreten, zum Schulz Block) Nun könnt ihr nur gehen in Gottes Namen! —

Block. So? wird heute nichts drauß?

Schla. Nein, ich kann die Sache heute nicht vornehmen, weil ich die Gnade habe, von unserm gnädigen Herrn, wie ihr seht . . .

Heinrich von Traub. (spöttelnd) Bleibt da, Nachbar Block! an Amtsarbeiten will ich keinem hinderlich seyn.

Schlack. Es sind nur Kleinigkeiten, Euer Gnaden!

Block. Ja wohl, das Wirthshaus lauft nicht davon. —

Heinr. (gegen den Amtmann, auf Wulfing hinzeigend) Er kennt doch noch meinen alten Freund, den ich hier mitbringe?

Schlack. Wenn mir recht ist, gnädiger Herr! — Ich leide beständig an den Augen.

Hein. Kann er sich auch meiner und meines Bedienten erinnern?

Schlack. Mich dünkt so, daß ich die Gnade gehabt, wie ich eben, in Angelegenheiten, einmal im Wirthshause war; aber ich wußte leider nicht, daß ich die hohe Gnade . . . .

Hein. Erspar' er den Athem! . . Wo sind die Schlüßel zur Amtsstube und zum Archiv?

Schlack. Ach! Euer Gnaden geruhen nur erst meine Vertheidigung zu hören, wenn etwas mißbeliebiges etwa. . . .

Block. Nu, Herr Amtmann! die Schlüßel kann er ja wohl hergeben; das Haus gehört ja so dem Herrn, und das Kargiv (Archiv) steht ohne dieß ja das ganze Jahr offen.

Schl. Schweigt doch und geht.

Hein. (zum Schultheiß) Nein, bleibt, bleibt, Nachbar Block! Ich hab' auch mit euch noch zu reden.

Schl. Euer Gnaden geruhen nur. . . .

Hein. Ich habe schon satt geruht. — — Wo sind die Schlüßel? Zur Vertheidigung hat er noch immer Zeit; nur stell' er nicht die Wirthsmagd zur Zeuginn auf.

Schl. So bitt' ich nur unterthänig um einen unpartheyischen Kommißär. —

Hein. (mit tiefer, langsamer Stimme) Es gab eine Zeit, Herr Schlacker, wo er die Angelegenheiten eines Mannes untersuchte, auf dessen Dienst er schon das Dekret in der Tasche trug. Hält er das für billiger, als wenn ich die Kommißion meinem Freunde Wulfing übertrage?

Wulfing. (gegen Schlackern) Lieber Herr Amtmann! Sie kennen mich nicht, wenn Sie mich einer Rachsucht fähig halten. Mein Herz hat Ihnen längst vergeben. Hier ist auch die Hand eines redlichen Mannes! Find' ich etwas zu Ihrer Entschuldigung: so bin ich der erste, der es hervorsucht, und Ihnen ein Beyspiel giebt, wie man schonend gegen Feinde verfährt.

Hein. (ernstlich gegen den Amtmann) Er hat nichts als Recht zu erwarten; aber das ist es wohl eben, wofür ihm bangt. — Die Zeiten der Vormundschaft und der Dorfsverwüstung sind indeß vorbey. — Wo sind die Schlüßel?

Nothgedrungen und zitternd übergab endlich Schlacker dem gnädigen Herrn seine Schlüßel, und dieser reichte sie Wulfing mit den Worten hin:

„Hier, edelmüthiger, verfolgter Mann! Ich erwarte weder Schonung, noch Strenge, sondern Gerechtigkeit“!

Verlegen stand Wulfing, und zog die Hand zurück, wie vor glühenden Kohlen.

„Ich gab diese Schlüßel, sagte er, vor eilf Jahren mit leichterm Herzen zurück, als ich heute sie wieder empfange; denn ich wünsche nichts sehnlicher, als dem Herrn Amtmann wieder gewinnen zu helfen, was ich durch ihn verloren habe“.

Während dieses Auftritts stand Schlacker am Schreibtische mit einem Gesichte voll Scham, Ingrimm und Wehmuth. Neben ihm lehnte Block, sein theurer Gehilfe, sah stier in die Welt hinein, und fletschte das Maul; denn noch immer war er aus dem Handel nicht klug. Gottfried aber, der aus Vorsicht, daß ja kein Blättchen verloren gieng, das dem Amtmann Blasius den Hals brechen könnte, kurz und klein, alles, was auf dem Schreibtische lag, zusammen gepackt, und unter den Arm genommen, sah mit Wohlgefallen seinem Herrn in die Augen, als ob er sagen wollte: Das war gut gemacht!

Als

Als Wulfing die Schlüßel in Empfang genommen hatte, wandte sich Heinrich von Traubenheim auch gegen den Schulzen: — Eure Sachen bedärfen keiner Untersuchung, sagte er; ihr seyd an euern Fehlern so unschuldig, als an eurer Erwählung zum Schultheißamte. Geht ihr also ruhig nach Haus, nur den Titel nehm' ich euch hiemit ab — das Amt selbst habt ihr ohne dieß nie verwaltet.

Block. Nein, Herr Junker! das hat dem Amtmann gehört, drein hab ich mich nicht gemeliert, und auch keinen Schlüßel in die Hand gebracht.

Gottfried. Versteht ihr denn nicht? Vom Schulzenamte ist die Rede.

Block. So? und nu, was soll's damit?

Heinrich. Ihr sollt jetzt aufhören, Schultheiß zu seyn, weil ihr euch nicht dazu schickt.

Bl. Ich hab an dem Ding ohnehin satt, man hat nichts als Spott und Verdruß dabey, und das Trischaken kostet einem verzweifelt viel Geld. Aber das sag ich ein für allemal, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und wenn der Herr Amtmann etwa Verdruß kriegt: so soll er mir keine Schuld geben; ich bin kein solcher Vetter, wie der verstorbene Janhagel, Gott tröste ihn!

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Geschichte des Dörfleins Traubenheim für's Volk und für Volksfreunde geschrieben

Bd.: [1]

München 1801

P.o.germ. 2030 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129023-3